

Editorial	1
Verlagsmitteilungen	3
Einladung zur InkriT-Tagung »Kapitalismus zwischen Konsumismus und Krieg«	4
Nachrichten aus dem Patriarchat <i>Der Schnäppchenmensch</i> (Frigga Haug)	6
Carlos Fuentes <i>Die Stimme der Susan Sontag</i>	8

Americana

Hortense J. Spillers

<i>Demokratie in Amerika. Betrachtungen einer native daughter zwei Jahrhunderte danach ...</i>	11
--	----

Jan Rehmann

<i>Ist die Postmoderne anti-amerikanisch? Zur Enteignung und Umwertung linker Kritik in Richard Wolins »The Seduction of Unreason«</i>	22
--	----

Dieter Boris und Anne Tittor

<i>Die Piquetero-Bewegung in Argentinien</i>	33
--	----

Dialektik weiblichen Widerstands

Frigga Haug

<i>Der Weg, der in die Welt, nicht ins Haus führt</i>	43
---	----

Hanna Behrend

<i>»Ich bin schließlich doch herausgekommen. Ihr konntet mich nicht daran hindern.« Zweifacher Widerstand in der Erzählung »Die gelbe Tapete«</i>	54
---	----

Frigga Haug

<i>Ohne Vernunft kann man nichts machen. Materialanalyse zur »Gelben Tapete«</i>	63
--	----

Stefanie Schäfer-Bossert

<i>Haraways Cyborgs: Figuren für ein Leben in Widersprüchen</i>	69
---	----

Annette Kuhn

<i>Kindheitsmuster – Gedanken zum Widerstand von Frauen in der Spirale der Zeit</i>	83
---	----

Barbara Epstein, Joan Acker und Hester Eisenstein

<i>Ansatzpunkte feministischer Kämpfe, politische Koalitionen und Perspektiven – eine Diskussion</i>	93
--	----

Verfasser und Verfasserinnen; Zeitschriftenschau; Summaries	148
---	-----

Besprechungen

Philosophie

Arndt, Andreas, <i>Die Arbeit der Philosophie</i> (Dimitris Karydas)	108
Arndt, Andreas, <i>Unmittelbarkeit</i> (Dimitris Karydas)	108
Boothman, Derek, <i>Traducibilità e processi traduttivi. Un caso: A. Gramsci linguista</i> (Klaus Bochmann)	111
Howie, Gillian, <i>Deleuze and Spinoza. Aura of Expressionism</i> (Vesa Oittinen) ..	113
Atzert, Thomas, u. Jost Müller (Hg.), <i>Immaterielle Arbeit und imperiale Souveränität</i> (Julian Müller)	114
Hardt, Michael, u. Antonio Negri, <i>Multitude: Krieg und Demokratie im Empire</i> (Marcus Grätsch)	115
Sanbonmatsu, John, <i>The Postmodern Prince. Critical Theory, Left Strategy, and the Making of a New Political Subject</i> (Ingar Solty)	116
Wolin, Richard, <i>The Seduction of Unreason</i> (Jan Rehmann)	22

Kunst und Kultur

Fischer-Lichte, Erika, <i>Ästhetik des Performativen</i> (Peter Jehle)	118
Eco, Umberto, <i>Die geheimnisvolle Flamme der Königin Loana. Illustrierter Roman</i> (Thomas Barfuss)	121
Grasskamp, Walter, <i>Das Cover von Sgt. Pepper. Eine Momentaufnahme der Popkultur</i> (Thomas Weber)	122

Pädagogik

Ahrbeck, Bernd, <i>Kinder brauchen Erziehung. Die vergessene pädagogische Verantwortung</i> (Armin Bernhard)	124
Faulstich, Peter, u. Joachim Ludwig (Hg.), <i>Expansives Lernen</i> (Josef Held)	125
Bos, Wilfried, Eva-Maria Lankes, Manfred Prenzel u.a. (Hg.), <i>Erste Ergebnisse aus IGLU. Schülerleistungen am Ende der vierten Jahrgangsstufe im internationalen Vergleich</i> (Ulf Preuss-Lausitz)	127
Bos, Wilfried, Eva-Maria Lankes, Manfred Prenzel u.a. (Hg.), <i>IGLU. Einige Länder der Bundesrepublik Deutschland im nationalen und internationalen Vergleich</i> (Ulf Preuss-Lausitz)	127
Auernheimer, Georg (Hg.), <i>Schieflagen im Bildungssystem. Die Benachteiligung der Migrantenkinder</i> (Ulf Preuss-Lausitz)	128
Horn, Klaus-Peter, <i>Erziehungswissenschaft in Deutschland im 20. Jahrhundert</i> (Martin Kipp)	129

Fortsetzung auf Seite IX

Editorial

Frauen hatten seit Jahrhunderten unter der Herrschaft der Männer, Farbige unter der Herrschaft der Weißen zu leiden. Dass der Zugang einer farbigen Frau zu Schaltstellen der Macht auch der Machtausübung doppelt emanzipatorische Züge verleihen würde, für die Enttäuschung dieser Erwartung steht niemand so demonstrativ wie Condoleezza Rice, US-Außenministerin, zuvor Scharfmacherin für den Irak-Krieg. Die Zeichen der sexuierten Frauenunterwerfung – enger Rock, der in der Mitte des Oberschenkels aufhört und die Konturen zur Schau stellt, Stöckelschuhe, die dem Gang das gewisse Etwas geben, die Haare stets vom Friseur gestylt, ein maskenhaftes Make-up – bestimmen die angemessene Form weiblicher Teilhabe an Gesellschaft. In dieser Ausstattung schreitet Condoleezza Rice über den Laufsteg der Fernsehkameras und spricht und entscheidet über Dollar und High-Tech-Waffen. »Im Moment nicht«, eröffnet sie nach kurzem Begrüßungskuss den männlichen Regierenden Europas angesichts der über der Weltszene schwebenden Frage, ob die USA nun als nächstes Land den Iran überfallen. »Charme-Offensive« heißt der Vorgang in den Medien.

Niemand war so unvernünftig anzunehmen, eine einzige farbige Frau in der US-Regierung könne das Ruder herumreißen, selbst wenn sie es wollte. Aber dass die Erfahrung mit rassistischer Unterdrückung und patriarchalen Geschlechterverhältnissen, die zwar die Armen unvergleichlich härter treffen, aber auch die Wohlhabenden nicht verschonen, so gar keine Spuren hinterlassen würde, nirgends einen Andockpunkt für Verschwesterung oder Verbrüderung bieten würde, ist doch bemerkenswert. Zugleich ist es anders, ungläubwürdiger, grotesker, wenn die Sprache des imperialen Krieges, der schlecht verhüllten Ausbeutungsinteressen, der unilateralen Herrschaft usw. von einer Frau gesprochen wird, die damit die an ihre Erscheinung gebundenen Erwartungen Lügen straft.

Was berechtigt überhaupt zu der Annahme, Frauen und andere unterdrückte Gruppen würden eine »andere Welt ermöglichen«, kämen sie erst an die Macht? Nicht dass wir gedacht hätten, Frauen seien als solche friedfertiger und menschenfreundlichere Wesen. Vom Bruch mit solcher Geschlechtermetaphysik haben viele Feministinnen früh gelernt. Doch hielten wir Unterdrückungserfahrungen für eine Schule des Widerstands und eine Ressource fürs Streben nach einer solidarischen Gesellschaft. Dass nun die nichtweiße Außenministerin eine Kriegstreiberin und der nach rassistischen Kriterien fast ebenso nichtweiße Latino im Amt des US-Justizministers der Verfasser der berüchtigten Folter- und Entrechtungsrichtlinien ist, versetzt dem naiven Glauben an die wachere Widerständigkeit aller Mitglieder unterdrückter Gruppen einen herben Schlag.

Doch auch der spontane Glaube, aller Widerstand sei fortschrittlich, war naiv. Freilich stellten wir das einfache Opfer-Täter-Verhältnis, das in dieser Verklärung unausgesprochen mitschwingt, schon früh in Frage. Wenn es zu verhindern gilt,

»sich zum Werkzeug der herrschenden Klasse« herzugeben (Benjamin), dann müssen wir zur Kenntnis nehmen, dass auch Widerstand Formen annehmen kann, die Herrschaft befestigen und dazu beitragen, Unterdrückung auf Dauer zu stellen. Er tut dies, wenn er sich in seiner Negation der Unterdrückungsverhältnisse von diesen auf eine Weise bestimmen lässt, die selbstschädigend ist oder zumindest Befreiung in weite Ferne rückt. Das war von Paul Willis' bahnbrechender Studie *Learning to Labour* zu erfahren.¹

Dialektik weiblichen Widerstands – unter diesem Titel legen wir einige Sondierungen vor, wie der vielfältige alltägliche Widerstand von Frauen in befreiende Richtung statt wie bei den willisschen Arbeiterjungs in die der Selbstverurteilung zu gehen vermag. Die Frage stellt sich bei Einzelnen wie bei ganzen Bewegungen. Um Fehler und Schwächen der vergangenen Frauenbewegung im Verhältnis zur gegenwärtigen Veränderung der Weltpolitik und darin wiederum um die Frage, wie auch eine Bewegung sich nicht von den globalen Marktverhältnissen überwältigen lässt, dreht sich die Debatte der drei marxistischen Feministinnen aus den USA. Um Dialektik individuellen weiblichen Widerstands geht es in den beiden Texten zu Charlotte Perkins Gilmans Erzählung *Die Gelbe Tapete*. Schon einmal, vor 15 Jahren, haben wir einen Aufsatz über das Werk von Gilman, die der Historiker Andrew Sinclair »den Marx der Frauenbewegung« genannt hat, gebracht.² Darin wird auch jene Erzählung gestreift. Wenn wir diese nun erneut behandeln, so wegen der Frage nach Krankheit als Widerstandsform, die sie besonders nachdrücklich aufwirft. Das Ergebnis stellte die Frauenredaktion vor eine harte Probe, die alsbald eine Diskussion über Methoden verlangte. Der Deutung dessen, was die Autorin sagen wollte (Hanna Behrend) stellt sich ein materialanalytischer Dekonstruktionsversuch entgegen (Frigga Haug). Die Vorführung der beiden Weisen des Umgangs mit Literatur und ihrer Bedeutung zeigen etwas von der Dialektik weiblichen Widerstands, der, wenn er diese Dialektik nicht lernt, in Selbstverurteilung umzuschlagen droht.

Die Emanzipation der Menschen entscheidet sich am »Verhältnis des Mannes zum Weibe ... inwieweit das Bedürfnis des Menschen zum menschlichen Bedürfnis ... geworden ist, inwieweit er in seinem individuellsten Dasein zugleich Gemeinwesen ist« (MEW 40, 535), schrieb der junge Marx in Bezug auf die Geschlechterverhältnisse. In dieser Spannweite, zwischen universellen Menschenrechten, Demokratie, individueller Entfaltung und Verhältnis zu den je anderen suchen wir die Widerstandspraxen auszuleuchten. Dabei wird auch klarer, was durch das Auftauchen einer Condoleezza Rice als illusionär überführt ist. Auch Emanzipation braucht Allgemeinheit. Begrenzt auf einzelne Gruppen macht sie, unter gleichbleibenden Herrschaftsbedingungen, diese zu Komplizen von Herrschaft. FH

1 Der Titel der deutschen Übersetzung, *Lust am Widerstand*, ist irreführend, da Willis gerade vorführt, wie den von ihm untersuchten britischen Arbeiterjugendlichen angesichts der Folgen ihres »lustvollen« Widerstands, der Spaß für den Rest des Lebens verging.

2 Gaby Rubart, »Die Anfänge der Frauenbewegung – Charlotte Perkins Gilman«, in: Frauenredaktion (Hg.), *Frauenbewegungen in der Welt*, Bd. 3: *Außereuropäische kapitalistische Länder*, Hamburg 1990, 135-57

Verlagsmitteilungen

I. Zur Lage

Der Argument Verlag ist umgezogen in ein kleineres Souterrain-Ladenbüro im Herzen des Hamburger Karolinenviertels: *Glashüttenstraße 28, 20357 Hamburg*. Auch wenn ein Umzug bei laufendem Produktionsbetrieb viel Kraft kostet, freuen wir uns auf den damit einhergehenden Erneuerungsprozess: Bei dieser Gelegenheit werden wir die Routinen des betrieblichen Alltags überprüfen und mit frischer Energie von der neuen Basis aus weitermachen.

II. Neuerscheinungen

Mit unserem neuen Projekt von Taschenbüchern für die politische Netzwerk- und Bildungsarbeit greifen wir in aktuelle Brennpunkte ein, kontrovers, eingängig in Stil und Sprache, das Denken schulend. Etwa gleichzeitig mit diesem Heft erscheinen die ersten zwei Bände:

Politik ums Kopftuch, hgg. von Frigga Haug & Katrin Reimer (9,90 €; ISBN 3-88619-468-X)

Im Kampf ums Kopftuchverbot kreuzen sich Konfliktlinien auf eine Weise, die widerständiges Handeln blockiert, indem sie Kräfte zersplittert und gegeneinander richtet. Die Bedeutung dieser Zersplitterung geht über den Anlass hinaus und betrifft Politiken um Migration/Integration und Rassismus im transnationalen High-Tech-Kapitalismus. Um politische Denkpraxen zu üben und uns von aktuellen Fragen nicht hinterrücks überfallen zu lassen, haben wir die wichtigsten Positionen im Kopftuchstreit dokumentiert und ergänzt durch Analysen, in denen produktive Verknüpfungen konfligierender Positionen erkennbar werden und Geschichte aufgearbeitet wird.

Nachrichten aus dem Patriarchat, hgg. von Frigga Haug (9,90 €; ISBN 3-88619-469-8)

Ein vertrauter Titel für Lesende dieser Zeitschrift, in der die gleichnamige Kolumne seit mehr als einem Jahrzehnt erscheint. Glossen zur Fortexistenz patriarchaler Strukturen zu schreiben, ist eine Form, sich im Einzelnen zu wehren, zugleich eine Schulung in sozialer Wahrnehmung, in Sprache, in Selbstbewusstsein. Die hier gesammelten Patriarchatsnachrichten aus 12 Jahren: künden von Kämpfen, die inzwischen gewonnen wurden, und von anderen, in denen Zählbares immer weiter ausgefochten werden muss. Lustig und lehrreich!

BERLINER INSTITUT FÜR KRITISCHE THEORIE (INKRIT)

Einladung zur IX. internationalen Tagung

KAPITALISMUS ZWISCHEN KONSUMISMUS & KRIEG

26.-29. Mai 2005 – Tagungshotel Esslingen (auf dem Schurwald)

Die Tagung verbindet Vorträge und Podien zu den Dachthemen mit Werkstätten zu Artikelentwürfen für Band 7 (*Kader bis Krisentheorien*) des *Historisch-kritischen Wörterbuchs des Marxismus*. Ferner gibt es ein Konzert und Workshop mit dem Ensemble des Instituts für Neue Musik der Musikhochschule Freiburg, den Komponisten Cornelius Schwehr und Mathias Spahlinger sowie dem Musikwissenschaftler Günter Mayer.

Geplante Diskussionsrunden: Hat es noch einen Sinn, von Kommunismus zu sprechen? – Theodor Bergmann (Stuttgart), Boris Kagarlitzky (Moskau)*, André Tosel (Nizza)*, Victor Wallis (Boston; *Socialism & Democracy*), Rick Wolff (Amherst; *Rethinking Marxism*); – *Kapitalismus und Krieg* – Norman Paech (Hamburg), Darko Suvin (Lecce); – *Neuzusammensetzung der Arbeiterklasse im High-Tech-Kapitalismus* – Harriet Fraad (Yale), Werner Goldschmidt (Hamburg), Ursula Huws (London), Michael Vester (Hannover), Armando Steinko (Madrid); – *Neue Formen von Konsumismus und seiner Untergrabung* – Mario Scalla (Frankfurt/M), Franz Hochstrasser (Basel)*, Hansjürgen Krysmanski (Münster), Janell Watson (Blacksburg)*; – »*Nord-Süd-Konflikt*«: *Versuch ein USA-zentriertes Schlagwort auf den marxistischen Begriff zu bringen* – John P. Neelson (Tübingen), Bastiaan Wielenga (Madurai), Gerhard Hauck (Landau), Thomas Sablowski (Frankfurt/M) u.a.

Leidenschaft braucht's und Verstand ... beim Schreiben von HKWM-Artikeln – Wolf-Dieter Narr (Berlin), Frigga Haug (Esslingen), Wolfgang Fritz Haug (Esslingen), Peter Jehle (Berlin), Thomas Weber (Berlin)

Geplante Wörterbuch-Werkstätten: Kampflied (Günter Mayer, Berlin); – *Kapitalismus* (Wolfgang Küttler, Berlin); – *Kapitallektüre* (Wolfgang Fritz Haug, Esslingen); – *Kapitalumschlag* (Pareesh Chattopadhyay, Montréal); – *Karneval* (Rüdiger Haude, Wuppertal); – *Katharsis* (Peter Thomas, Brisbane); – *Ketzer* (Carsten Krinn, Esslingen); – *Kinder* (Leena Alanen, Jyväskylä); – *Kindesmissbrauch* (Frigga Haug, Esslingen); – *Kirche der Armen* (Roland Boer, Victoria); – *Klassen* (Rick Wolff, Amherst); – *Klassenbewusstsein* (Klaus Dörre, Jena); – *kollektives Handeln* (Arnaud Spire, Paris); *Kolonialismus* (Gerhard Hauck, Landau); *Kommunistisches Manifest* (Thomas Marxhausen, Halle); – *Konformismus* (Thomas Barfuss, Chur);

* Angefragt

– *Konsumgesellschaft* (Mario Scalla, Frankfurt/M); – *Kontrolle* (Wolf-Dieter Narr, Berlin); – *Kooperation* (Christoph Spehr, Bremen); – *Kopf/Hand* (Liv Mjelde, Oslo); – *Kredit* (Thomas Sablowski, Frankfurt/M); – *Kreuzzug* (Roland Spur, Stuttgart); – *Kybertariat* (Ursula Huws, London)

Konferenzsprachen: englisch und deutsch.

Die Tagungsstätte bietet Raum für 90 Personen. Die Kosten für die ausgezeichnete Verpflegung und die Übernachtung sind pro Person und Tag: 23,50 € + 40 € im Einzelzimmer bzw. 26,50 € im Doppelzimmer oder 22,50 € in einem der beiden großzügigen Vierbettzimmer. Für 10 Teilnehmende gibt es Raum in einem Matratzenlager (Iso-Matten und Schlafsack sind mitzubringen) – die Gebühr beträgt 7 € pro Person zuzüglich zur Verpflegung. – Tagungsgebühr: 40 € – bzw. 20 € für Menschen mit geringem Einkommen; sie entfällt für InkriT-Fellows. Wie in jedem Jahr schreiben wir 15 Stipendien (Wegfall der Tagungsgebühr und 50 % Ermäßigung auf alles) für Studierende aus, die bereit sind, sich aktiv in die Tagungsgestaltung einzumischen. – Um der kontinuierlichen und intensiven Arbeit willen, bitten wir die Teilnehmenden, möglichst während der gesamten Tagung anwesend zu sein. Wenn gewünscht, kann der Aufenthalt um je einen Tag vor und nach der Tagung verlängert werden. Es ist ein sehr schönes Tagungshaus am Waldrand mit Ausflugsmöglichkeiten in umliegende Weindörfer.

Anmeldung und weitere Informationen bei: RalfBrodesser@arcor.de (mit Kopie an HKWMred@zedat.fu-berlin.de). Schließlich gibt es noch folgende Möglichkeit: »Leider kann ich zur diesjährigen Tagung nicht kommen, ich überweise aber auf das InkriT-Konto eine (von der Steuer abzugsfähige) Spende von 50 (oder 100) €, die für die Stipendiaten oder Geringverdienende verwendet werden kann.«

InkriT, Konto-Nr. 17 35 76 84 00 / SEB Berlin BLZ 100 101 11

Nachrichten aus dem Patriarchat

Der Schnäppchenmensch

Für ein Paar Schuhe muss man wenigstens 50 Euro ausgeben, drei Mal soviel für einen warmen Mantel, die Preise für PCs fallen immer noch, dafür steigen die der Lebensmittel unaufhörlich, auch die des Heizöls. Solche sicheren Orientierungen im Marktgeschehen, die das alltägliche Verhalten der Haushaltsverantwortlichen leiten und zeigen, ob eine sparen kann oder verschwenderisch das Eigene vergeudet, gehören endgültig der Vergangenheit an. Denn jetzt bestimmen weder Angebot und Nachfrage, noch Herstellungskosten und Zahlungsfähigkeit den Markt, auf die Bühne tritt als oberste Regulierungskraft das Schnäppchen. Zwar waren Schlussverkäufe, Grabbeltiken, Annoncen von Preisreduktionen, etwa bei Räumungsverkauf lange schon Anziehungspunkte von Menschen, die erst jetzt, da es eine Chance gab, in der man die gewohnten Preisregeln überlisten konnte, zu leidenschaftlichen Käufern wurden und erwarben, was sie nicht brauchten, aber günstig bekamen. Das Versprechen, billiger einkaufen zu können, bestimmte das Verhalten bis hin zum Kaufrausch. Allerdings waren solche Gelegenheiten saisonabhängig, nichts von Dauer.

Dies änderte sich gleichsam über Nacht und verwandelte die alltäglichen Konsumenten in stets wachsame Jäger, ihr gesamtes Leben in eine fiebrige zeitaufwendige, sie verzehrende Suche nach noch günstigerer Beute. Eben sitzt man noch unschuldig in einem Flugzeug, das teure Ticket für 300 Euro in der Tasche, da muss man mit anhören, dass der Nachbar für das seine lediglich 29 Euro zahlte. Das Selbstbewusstsein, wenigstens redlich gehandelt zu haben, schwindet, sobald man den Flughafen betritt, wo es von allen Wänden schreit, man könne auch für 10 oder 19 Euro überallhin fliegen. Man kann nicht immer von gestern sein. Der Pegel steigt. Vor dem nächsten Flug sollte man wenigstens im Internet prüfen, ob sich da etwas Günstiges bietet. Und jetzt geht es erst wirklich los. 100000 Flüge werden ausgeschüttet, fallen auf die zuerst Kommenden wie die Taler auf das Sterntalerkind. Man muss nur die Hand aufhalten, sich entscheiden. Heute nach Dubai – morgen nach Afrika, nach New York, fast umsonst nach Paris. Aber man wollte gar nicht reisen, schon gar nicht ans angegebene Ziel und zu dieser Zeit. Jetzt heißt es, sich umformen, sich nach der goldenen Decke strecken. Warum nicht? Die Gelegenheit wird günstiger. Wer heute mitmacht, bekommt zusätzlich einiges umsonst. Eine Digitalkamera, einen DVD-Player, macht mit in der großen Lotterie. Bekommt Sex, das sehnsüchtige Single, ein Horoskop, alles kostenlos. Man muss nur geistesgegenwärtig sein und zugreifen können. Das unterscheidet den neuen Menschen von seinen Zeitgenossen, die zurückgeblieben irgendwie mit Begriffen wie Preis-Leistungsverhältnis hilflos sich zu orientieren suchen.

Jetzt wird der Alltag umgestülpt. Es geht nicht mehr darum, irgendwann einzukaufen, die Stunden des Tages zwischen verschiedenen Tätigkeiten aufzuteilen. Der Schnäppchenmensch hängt jederzeit im Netz, surft durch die Angebote, steigert mit,

durchsucht seinen Haushalt nach Veräußerbarem, verwandelt sich auch in einen Verkäufer und wartet aufgeregt auf neue Angebote. Da! Heute um 15 Uhr werden 30000 Umsonstflüge ausgeschüttet. Und pünktlich zur gleichen Zeit loggen sie sich ein, die Schnäppchenmenschen in aller Welt. Wer zuerst kommt, kann reisen – allerdings fällt er für diese Zeit aus als stets anwesender Kunde. Vielleicht besser, sich im Zwischenmarkt zu tummeln und gleich weiter zu verkaufen, was man soeben erwarb?

Verwandelte sich bei Kafka der Mensch über Nacht in einen hilflos auf dem Rücken liegenden Käfer, so wirft es hier die entfremdeten Konsumenten auf ständige Lauer, die von ihnen verlangt, ihre gesamte Zeit dem Markt zu opfern. Das Lotteriespiel hat sie gepackt, hier bewährt sich, wer heute Mensch zu sein beanspruchen kann. Der Blick wird zugleich enger und weiter. Wo alles möglich scheint, wo alles auch zum Nulltarif zu haben ist, wenn man nur gegen alle anderen schnell, findig, flexibel genug ist, verlieren die alten Werte ihre Gültigkeit. Was sollen Solidarität, Gerechtigkeit angesichts transnationaler Freiheit? Kaum empören mehr die Nachrichten von unterschlagenen Millionen, verschwundenen Milliarden. Am Horizont der Möglichkeiten taucht als Chancengleichheit auf, dass ein jeder am Markt erhaschen kann, was er will – so kann auch Bush den Irak mit Krieg überziehen, oder den Iran oder Korea, was immer. Man muss sich nicht mehr vom Tellerwäscher zum Präsidenten hochdienen. Heute ist es ein Lotteriespiel, und der Präsident unsresgleichen. Das sind wir im neuen Markt. Und erstmals gilt: Der Schnäppchenmensch hat kein Geschlecht.

Frigga Haug (Los Quemados)

Das politische Denken befreien: »Maulwürfe« bei Argument



Frigga Haug (Hg.)
Nachrichten aus
dem Patriarchat
ISBN 3-88619-469-8
9,90 €



Frigga Haug &
Katrin Reimer (Hg.)
Politik ums
Kopftuch
ISBN 3-88619-469-8
9,90 €

Im Buchhandel oder direkt beim Argument-Versand:
Reichenberger Straße 150 · 10999 Berlin
Fax: 030 / 611 42 70 · versand@argument.de


Argument
www.argument.de

Carlos Fuentes

Die Stimme der Susan Sontag

Ich lernte Susan Sontag an einem sommerheißen Nachmittag 1963 in New York kennen. Mein dortiger Verleger, der 2004 verstorbene Roger Straus, hatte mich zum Essen ins Hotel Stanhope in der 5. Straße eingeladen. An diesem heißen Tag standen Tische und Stühle draußen, direkt gegenüber von der Häuserzeile des Metropolitan-Museums. Ich suchte den weißen Lockenschopf von Straus, diesem Charmeur mit einem Anflug des newyorker Dandys der dreißiger Jahre. Am Ende des Zweiten Weltkriegs hatte er den Verlag Farrar erworben und sich mit der Herausgabe ausländischer Autoren einen Namen gemacht. In erster Linie der neuen italienischen Literatur (Moravia, Silone, Morante, Pavese, Levi), aber er interessierte sich auch für Lateinamerika.

Jetzt also trat ich der literarischen Truppe von Straus bei, er aber bot mir eine einzigartige Überraschung: die Bekanntschaft mit Susan Sontag, die niemals zu irgendeiner Truppe gehörte und in deren Individualität, wie ich bald erfuhr, ihre enorme Fähigkeit gründete, mit intellektueller Kühnheit zu den gemeinsamen Gebieten vorzudringen: der Gemeinschaft, der Gesellschaft, der Polis, den Anderen.

Sie glich einer biblischen Heldin. Sehr groß. Sehr dunkel. Langes schwarzes Haar. Ein Lächeln wie ein Geschenk – nicht bloßes Zugeständnis – ihrer fundamentalen Ernsthaftigkeit. Schwarze, stets fragende Augen. Mit der raschesten und unnachgiebigsten Geistesgegenwart, die mir je begegnet ist. So war ihre erste Frage, als ich mich zu ihr und Straus setzte: »Was halten Sie vom Verhältnis von Hegel und Feuerbach?« Was bei anderen abschreckend wäre, hätte mich auch hier beunruhigt, hätte ich nicht sofort gespürt, dass Susan Sontags Freundschaft vom Respekt und der Herausforderung der Intelligenz des anderen ausging. In Wirklichkeit ging es nicht um zwei deutsche Philosophen, sondern darum, sogleich die Ebene der Freundschaft als eine Form der Intelligenz zu bestimmen. Oder umgekehrt.

Dass dieses erstaunliche Talent von Susan Sontag nicht auf die Vernunft beschränkt blieb, sondern das Herz umfasste, lernte ich im Verlauf einer Freundschaft, die uns nicht so häufig zusammenführte, wie ich es gewünscht hätte, aber immer erhöht durch die wirklichen Freuden des Geistes, die Fantasie, die Erkundung, menschliche Wärme und über allem die tiefe Überzeugung, dass die Literatur der Ort einer sprachlichen Sensibilisierung ist, ohne die wir auf die größte Gabe des Menschseins verzichteten, uns mit Worten zu verständigen. Denn wenn die Worte sterben, überlebt einzig der »Dschungel« der Gewalt, der Dummheit und des Krieges aller gegen alle.

Ich verkleinere nicht die literarische Produktion von Susan Sontag, wenn ich daran erinnere, dass sie diesen Sprachhumanismus mit ganzem Leib verkörperte. Susan war in Vietnam, um den Irrtum eines Krieges anzuklagen, und in Sarajewo,

um dem Schrecken eines anderen auf den Grund zu gehen. Ihren letzten politischen Kampf führte sie gegen die Regierung von George W. Bush und die Gefahren einer Außenpolitik, die das Produkt der Dummheit und der Arroganz ist, und gegen die Gefahr, selbst in den Vereinigten Staaten die öffentlichen Freiheiten abzuschaffen. Sie war die erste und stärkste der Intellektuellen des Nordens gegen die Clique des Weißen Hauses und die selbstmörderischen Theorien des Unilateralismus und des Präventivkriegs.

Die zivilgesellschaftliche Intelligenz von Susan Sontag wäre genug, ihre moralische Bedeutung zu verbürgen. Doch vor allem war sie eine der bedeutendsten intellektuellen Stimmen Amerikas und der Welt. Und sicher eine der Erneuerung. Ihr großer Beitrag war die Wertschätzung des Popularen, der Bedeutung des scheinbar weniger Wichtigen, des Kinos, der Mode, des Kitsches, der Relevanz des Marginalen, Exzentrischen, Vergänglichen, die Werke der Zeit im radikalsten Sinne. Wenn die Ewigkeit sich bewegt, nennen wir sie Zeit, heißt es bei Platon. Diese Bewegung der Zeit, die Gewissheit, dass unsere Leben zusammenschrumpfen, wenn wir mit feierlicher Miene an den tausendundein Vergnügen des Alltags vorbeigehen, das sind Themen, die Werken wie *Against Interpretation* und *Styles of radical Will* die notwendige Originalität verleihen.

In Platons Höhle sah Sontag die Projektion von Fassbinders und Ichikawas Kino, der Kunst Warhols und der Essays von Barthes.

Aber es gab einen Moment, in dem sie sich ganz und gar in Themen vertiefte, die unsere Aufmerksamkeit verlangen und für gewöhnlich nicht bekommen, unter anderem deshalb, weil sie keinen ästhetischen Reiz haben. Die Krankheit im allgemeinen. Aids im Besonderen. Metaphern des Bösen, die wir am liebsten im Dunkeln lassen und mit Schweigen übergehen, brachte sie ans Licht der Öffentlichkeit, in die humanistische Reflexion, offenbarte sie. Im Bewusstsein, dass Schmerz einer Sprache bedarf, gab Sontag den verschwiegenen Krankheiten die unentbehrlichen Worte, sei es die Tuberkulose von einst oder heute Aids.

Sie tat dies mit dem Mut und dem Takt, mit dem diese bewundernswerte Frau die Sprache gebrauchte. Ihr größter literarischer Stolz waren ihre Romane. *Der Wohltäter*, *Todesstation*, *Ich, etc.*, *Der Liebhaber des Vulkans* und *In Amerika*, das sind Werke äußerster Treue zu Sontags Credo: die Literatur ist das wichtigste Reservoir der Empfindsamkeit.

Ich erinnere viele intensive Begegnungen. Wie wir auf den Filmfestspielen in Venedig 1967 ästhetische Vorlieben diskutierten, sie neigte zu Godard, Moravia bis Pasolini und Juan Goytisolo – und ich bevorzugte schließlich den preisgekrönten Buñuel. Zum Strand nahm Susan als leichte Ferienlektüre Henry James. In den Cafés von Manhattan entdeckte sie als erste in Amerika den großen Roman des Italieners Italo Calvino, *Wenn ein Reisender in einer Winternacht*, und gestand mir heiter, dass »dies der Roman ist, den ich gerne geschrieben hätte«. Diese Fähigkeit, zu bewundern und sich überraschen zu lassen, hielt sie jung. Sie konnte das Unbekannte entdecken und erkunden. Sie brachte uns als ihre Freunde dazu, etwas zu lesen, dass wir ohne sie wohl unbeachtet übergangen hätten. So erinnere ich ihre

ansteckende Lektüre von Sebald, von Nadas, von Manea, von Kuzniewicz. Die Wiederentdeckung von Rulfo, für dessen *Pedro Páramo* sie das Vorwort schrieb.

Ich habe sie zu den Konferenzen über die Geographie des Romans ins Colegio Nacional von Mexico eingeladen, wo Sonntag vor begeistertem Publikum darüber sprach, wie sie inmitten der Kriegsschrecken von Sarajewo Samuel Becketts Werk *Warten auf Godot* inszenierte und wie, in einer belagerten Stadt, ein Theater der Belagerung den Zuschauern jenen anderen Handlungsnamen zurückgab, den wir »Hoffnung« nennen. Ich sah sie zuletzt im März 2004 in Montréal. Wiederhergestellt nach zwei Attacken des Krebses sagte sie mit einem Lächeln: »Wie beim Baseball siegt der dritte Schlag. *Three strikes and you are out.*«

Der »dritte Schlag« kam zu Weihnachten 2004. Bei der Nachricht von ihrem Tod fiel mir wieder ein, wie unser Gespräch in Montréal über die anstehenden Fragen unserer Zeit darin gipfelte, dass sie ohne zu zögern sagte: »Die Lage der Frau, der Zugang der Frauen zur Würde, zur Arbeit, zum Gesetz, zur vollen Persönlichkeit, dies wird das zentrale Thema des 21. Jahrhunderts sein.«

Wiewohl sie durch die Krankheit gezeichnet war, sah ich in ihr die Jugendliche von 18 Jahren, die es gewagt hatte, Thomas Mann in Los Angeles um ein Interview zu bitten und dann nicht wusste, was sie sagen sollte. Die Bewunderung hatte sie überwältigt. Doch vielleicht erinnerte sich Susan eines Tages an Settembrini aus dem *Zauberberg*, wo er sagt, es gibt keine große Literatur, die sich nicht auf das Leiden bezieht und die nicht als Literatur in der Lage sei, uns beizustehen im Schmerz.

Und wohl erinnere ich für immer etwas, das ich dem Zufall des Kinos verdanke: das Bild des Mädchens Susan in der Rolle der wilden Peral Chavez – als Herangewachsene dann Jennifer Jones – im Film *Duell in der Sonne*. Gedreht im Arizona ihrer Kindheit, bewahrt King Viders Film für immer den melancholischen Blick eines dunklen Mädchens mit langem blumengeschmücktem Haar.

Aus dem Spanischen übertragen von Frigga Haug und Wolfgang Fritz Haug

Hortense J. Spillers

Demokratie in Amerika

Betrachtungen einer *native daughter* zwei Jahrhunderte danach ...¹

I.

Der Parteivorstand der Demokraten dürfte angesichts des Wahldebakels vom 2. November 2004 noch lange grübeln, denn die psychologischen Schadensfolgen sind unabsehbar. Nachdem man sich dazu durchgerungen hatte, statt einer zündenden *Idee* bedürfe es einer *Gewinnstrategie*, bemühte man sich vor allem um ein gemäßigtes Auftreten. Zu den Vorwahlen im Spätsommer 2003 hatten zehn Personen ihre Kandidatur bekanntgegeben: der Armeegeneral i.R. Wesley Clark, Senator John Kerry aus Massachusetts, der ehemalige Gouverneur von Vermont, Howard Dean, der Kongressabgeordnete Dennis Kucinich aus Ohio, die ehemalige Senatorin Carol Moseley Braun aus Illinois, Senator Joseph Lieberman aus Connecticut (Al Gores Partner in der Präsidentschaftswahl 2000), Senator John Edwards aus North Carolina (der John Kerrys Partner in der Präsidentschaftswahl wurde), der ehemalige Senator Bob Graham aus Florida, der Kongressabgeordnete Richard Gephardt aus Missouri und Reverend Al Sharpton, politischer Aktivist aus Manhattan. Dieses breite Bewerberfeld spiegelte eine Vielzahl nach Region, Kultur, Hautfarbe, Geschlecht und Parteiströmung unterschiedlicher demokratischer Positionen wider. Besonders Howard Dean erhielt nicht nur weithin Unterstützung, besonders von der Internetgeneration der Jungen, sondern rüttelte den ganzen Wahlkampf mit seiner klaren und kompromisslosen Opposition gegen die Präsenz des US-Militärs im Irak so auf, dass er die öffentliche Meinung sofort polarisierte. Doch nun passierte etwas Erstaunliches: Dean, der die Meinungsumfragen fast ein Jahr lang angeführt hatte und den Löwenanteil der Medienöffentlichkeit auf sich lenkte, wurde von Kerry aus der Führungsposition verdrängt. Dieser schwang sich mit seinem ersten Sieg in Iowa an die Spitze und war von da an siegreich.

Der linke Flügel der Demokraten tendierte dazu, Dean oder Kucinich zu unterstützen, und ein großer Prozentsatz der schwarzen Wählerschaft stimmte für Reverend Sharpton. Doch die landesweiten Medien, vor allem die Fernseh- und

1 Während der Haupttitel Alexis de Tocquevilles *Democracy in America* (1835) anklingen lässt, nimmt die Rede von der *native daughter* den Titel von James Baldwins *Notes of a Native Son* auf, der seinerseits auf Richard Wrights Roman *Native Son* anspielt. Indem ich beides zusammenbringe, möchte ich zu verstehen geben, dass hier eine schwarze Frau über die Republik der Vereinigten Staaten spricht, fast zweihundert Jahre nach Tocquevilles ursprünglichen Betrachtungen über die Demokratie in Amerika. Viele von Baldwins Essays hatten zu tun mit seinem Appell an die Republik und seinem sehnlichen Wunsch, seine amerikanischen Landsleute möchten sich einer Selbstprüfung unterziehen. Keiner hat kräftiger und bewegender über die Widersprüche des modernen Amerika geschrieben als James Baldwin.

Zeitungskommentatoren, die der scharfzüngige Vermonter aufgeregt – manchmal auch angeregt – hatte, äußerten sich negativ bis feindselig über ihn und seine begeisterten Unterstützer. Obwohl die traditionellen Medien in der Regel von der amerikanischen Öffentlichkeit von Herzen verabscheut werden, spielten sie eine entscheidende Rolle darin, die demokratische Wählerschaft bei den Vorwahlen davon zu überzeugen, Dean sei »unwählbar«, weil »die Leute ihn nicht mögen«, und es sei besser, einen Kandidaten zu bestimmen, den die Leute schlucken würden. Die amerikanischen Medienvertreter der Gegenwart sind zumeist schafsfartige Sykophanten, faul, furchtsam und vor allem *gekauft* und *verkauft* an Kapitalinteressen, die wiederum eng mit der Agenda der Republikaner verwoben sind; sie entbehren jeglicher Substanz, und ihre Unfähigkeit zu Argument und Kritik hat neben anderen Faktoren zum verheerenden Wahlergebnis beigetragen.

Auf jeden Fall gingen die Demokraten, angeheizt durch die Medienhuren, mit einer einzigen Idee ins Wettrennen um die Präsidentschaft: Bush um jeden Preis zu besiegen, selbst wenn man dazu einen Kandidaten unterstützen musste, der einen nicht überzeugte. Diese Logik war lächerlich, wenn nicht irrational und wahnhaft: der Lackmestest dafür, welche der Kandidaturen *nicht* zu unterstützen war, bestand darin, dass sie die Leidenschaft der Demokraten erhitze – denn *andere* Leute, auch als Republikaner bekannt, könnten ihn oder sie nicht mögen!

Kerry ist wahrscheinlich viel »liberaler« – ein derzeit in den USA arg angeschwärtzter Begriff – als Gouverneur Dean, aber in Amerika spielt auf der politischen Bühne nur das »Image« eine Rolle, und in der Art, wie Kerry sich präsentierte – vorsichtig, wohl überlegt, voller Zurückhaltung und Ernsthaftigkeit, was bereits seine ganze Zeit als Senator gekennzeichnet hatte – schien er sehr viel weniger »radikal« als der offenerherzige Dean, der politisch etwas rechts von Kerry steht. Aber der eigentliche Impuls hinter Deans Wahlkampf war seine machtvolle Opposition gegen die Irakpolitik. Hinzu kommt, dass er seine Meinung sagt, ohne darauf zu achten, wie es »klingt« oder »aussieht«. Kurz gesagt: Dean ist der Demokrat, der das oppositionelle Feld in jenem Sommer prägte, nicht Ralph Nader, der »Spielverderber«, oder John Kerry, der Mann vorsichtiger Wendungen. Dean hätte wohl die Parteibasis anders mobilisiert als Kerry, der letztlich einen eher lethargischen Wahlkampf führte. Doch in ihrem verständlichen und verzweifelten Wunsch, George W. Bush los zu werden – den schlimmsten Präsidenten, den ich als amerikanische Bürgerin erlebt habe –, stellten sich die Demokraten hinter Kerry als einer Figur mit parteiübergreifender Ausstrahlung.

Zur psychologischen Verstörung der Demokraten trug auch der relativ geringe Vorsprung bei, dem die Republikaner den Sieg verdankten. Den 48 zu 51 Prozent, mit denen die Demokraten offiziellen Angaben zufolge das Rennen ums Weiße Haus verloren haben, entspricht ein Unterschied von etwa drei Millionen Stimmen, die von Evangelikalen und ländlichen Wählern sowie von »Latinos« gekommen sein dürften, welche letztere mehr als im Jahr 2000 den Republikanern zuneigten. Zu bedenken ist allerdings, dass mehrere Organisationen im Moment noch nachforschen, in welchem Ausmaß Unregelmäßigkeiten bei der Wahl aufgetreten sind oder ob regelrechter

Wahlbetrug vorliegt, vor allem in Florida und Ohio. Es ist bezeichnend, dass seit dem Fiasko von 2000, das mit dem historisch erstmaligen Eingriff des Obersten Gerichtshofs in eine Wahl endete, diese Frage des Wahlbetrugs nicht verstummen will. In der Tat gibt es jeden Grund, angesichts der neuen Wahltechnologien solche Vorwürfe für plausibel zu halten. Das »Help America Vote«-Gesetz, das der Präsident unterstützt, macht das Wählen in einigen Bezirken des Landes zur Sache des privaten statt des öffentlichen Sektors. Die Wahlmaschinen in einigen Gegenden Ohios gehören privaten Unternehmen und werden von ihnen betrieben, so dass das Recht der Öffentlichkeit, sie zu überprüfen, zweifelhaft wird. Bekannt ist z.B., dass der Eigentümer der Diebold-Wahlmaschinen nicht nur Unterstützer der Republikaner ist, er soll auch gesagt haben, er tue alles, was in seiner Macht stehe, um Bush einen Sieg in Ohio zu »liefern«. Im Moment der Niederschrift dieser Bemerkungen tauchen in der linken Presse Berichte über Unstimmigkeiten bei der Wahl auf, und im Bundesstaat Ohio werden Stimmen nachgezählt. In einer idealen Welt oder einer, die dem Begriff der Gerechtigkeit oder auch nur des Rechts entspräche, gäbe es kein Dieboldproblem und keine Kontrolle von Konzernen über die Stimmzettel, aber von Gerechtigkeit haben wir uns weit entfernt, und Wahlfälschung bringt dies am krassesten zum Ausdruck.

Auf unheimliche Weise wiederholt die Karte der Wahlergebnisse von 2004 mit ihrem Liberalenblau und Konservativenrot die von 2000 und verstärkt den Eindruck, dass es zwei Nationen gibt – die *blauen* US der Atlantik- und Pazifikküste, dazu der nördliche Teil des Mittleren Westen, und die *roten* US von allem, was dazwischen liegt; die einen demokratisch, urban, tolerant und friedliebend, die anderen zum Oligarchischen neigend, vorstädtisch/halb-ländlich, intolerant, kriegsgewinnlerisch und verrückt nach Jesus. Zwar ist diese Skizze grob und daher nicht allzu genau, doch folgt sie einer so deutlichen Trennungslinie, dass man überrascht ist, dass noch kein Bürgerkrieg über das Land hereingebrochen ist. Wer sich das »rote« Amerika auch nur flüchtig ansieht, wird bemerken, dass es die alte Konföderation umfasst, die ehemaligen Sklavenhalterstaaten und -gebiete, die in der Post-Rekonstruktions-Ära zum Amerika des Lynchmobs, der Spießruten, des Rassenhasses und der Klassenjustiz geworden waren und sich nie ganz mit den Grundsätzen der Demokratie versöhnten. Dazu passt das Bild der heutigen *race relations*: schwarzen Wählerinnen und Wählern wird der Zugang zur Wahl zwar nicht direkt verweigert, doch die allmählich durchsickernden Berichte aus Ohio zeigen, dass durch Computerpannen einer noch unbezifferbaren Zahl von Wahlberechtigten ihr Recht faktisch entzogen wurde (z.B. keine ausreichende Zahl von Wahlmaschinen, was an einigen Orten zu unmäßig langen Warteschlangen führte, Absturz der Wahlmaschinen, Falschzählungen, die George Bush in manchen Wahlkreisen mehr Stimmen bescherten als abgegeben worden waren, und Wahlmaschinen, die automatisch für einen Kandidaten stimmten – meistens Bush –, egal für wen der Wähler gestimmt hatte). So vor allem in Gegenden mit einem bestimmten demografischen Profil: innerstädtisch, arm und oftmals schwarz. Auch wenn offizieller Rassismus in den USA unterbunden und abgeschafft worden ist, kann man sagen, dass er immer

noch durch soziale und ökonomische Verdrängung wirksam ist, ja dass die Diskriminierung sogar auf bestimmte Teile der allgemeinen Bevölkerung übergegriffen hat. Einige Berichte besagen, dass in bestimmten Universitäts-Stimmbezirken des Mittleren Westen die eben beschriebenen Unstimmigkeiten unverkennbar waren. Zum Beispiel sagte ein Student des Kenyon College in Gambier im Bundesstaat Ohio bei einer von demokratischen Abgeordneten einberufenen (und auch nur von ihnen besuchten) Anhörung im Kongress aus, seine Kommilitonen hätten so lange in den Warteschlangen stehen müssen, dass einige im Regen kollabierten. Und das Meinungsumfrageinstitut Zogby beobachtete die krassen Abweichungen seit seinem Bestehen zwischen den von ihnen vor den Wahllokalen erhobenen Nachwahlbefragungen, den sogenannten *exit polls*, und den amtlichen Ergebnissen.

II.

Diese Schilderung von Betrug und Täuschung, so entmutigend sie ist und so überzeugend sie vor dem Hintergrund des Wissens um die Wahl in Florida im Jahr 2000 sein mag, ist nur ein weiteres quälendes Detail in einem viel tiefer gründenden Kerndrama der amerikanischen Demokratie. Auch wenn die »unsaubere« Wahl symptomatisch für die Ordnungskrise ist, die das Land im Griff hält, ist sie nur eine Spitze des Eisbergs. Die Ursache der Aushöhlung der Demokratie in Amerika liegt im Durchgriff des Kapitals in die politische Macht. Obwohl dieses Element der Gesellschaftsordnung schon immer Gewicht hatte, ist sein jetziger Einfluss beispiellos in der Verteilung und Umverteilung des Reichtums von unten nach oben, vom begünstigenden und befangenen Regierungshandeln bis hin zu Inhalt und Wesen der Werte. Der Glaube, die USA seien eine religiöse Nation, ist weit verbreitet, aber in Wahrheit ist die einzige »Religion« der amerikanischen Gesellschaft der allmächtige Dollar, freilich eine derzeit abgewertete Währung, auch wenn die Geldscheine ihren Anspruch auf die Krone unter den Währungen mit göttlichen Symbolen bekräftigen. Nicht zufällig ist eine der erfolgreichsten geschäftlichen Unternehmungen der Tele-Evangelismus, der jährlich Tausende von Gläubigen anzieht und dem finanzielle Mittel zur Verfügung stehen, die denen ihrer Konzern-Brüder Konkurrenz machen dürften. In Wahrheit sind die USA die am wenigsten religiöse Nation des postindustriellen Westens, zumindest wenn man sie am Evangelium misst: »Und wahrlich der König wird antworten und zu ihnen sagen: Wahrlich, ich sage euch: Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.« (Mt 25,40) Schrumpfende Unterstützung der öffentlichen Schulen, die die große Mehrheit der Kinder des Landes versorgen, und das Versagen vor der Aufgabe, ein umfassendes Gesundheitssystem zu erhalten, zählen zu den Opfern dessen, was manche ein »durchlöcherter soziales Netz« nennen, jene sozialen Sicherungssysteme, die das Wohlergehen der ökonomisch schwächsten Bevölkerungsschichten sichern sollen und von denen viele von Präsident Roosevelt vor über achtzig Jahren eingeführt worden sind. Wenn »Religiös-Sein« sich nicht in Achtung der Grundbedürfnisse des Lebens einer großen Anzahl der eigenen

Mitbürger in einer der reichsten Gesellschaften des Erdballs übersetzt, wozu soll es gut sein? Ich würde ganz sicher nicht behaupten, dass es keine echten gottvertrauenden Glaubensgemeinschaften gibt. Aber diese Gemeinden müssen von den von Profitgier getriebenen Strategien der Unterwanderung und Ausbeutung unterschieden werden. Für die Kommerzkultur ist bezeichnend, dass sie alle bestehenden sozialen Gebilde *benützt*, einschließlich der religiösen Formen. Man muss zwischen der Kirche als Zusammenschluss von Gläubigen und der Kirche als Markterscheinung unterscheiden. Für letztere sind die religiösen Gefühle zur Ware gewordene, die zur Kasse getragen werden und anfällig für die Manipulationen der Werbeagenturen sind. Die Einspannung des Religiösen muss auf dem Weg durch die Kapillargefäße der Macht zu dem Politiker zurückverfolgt werden, hinter dem der Konzernchef steht. Jener Unterschied wird heutzutage in der amerikanischen Gesellschaft kaum verstanden. Die entsprechende Verwechslung von Motiven spielte bei den letzten Wahlen keine geringe Rolle.

Die in der Verwendung von Tarnfarbe seit alters erfahrenen Kapitalinteressen, die wie der Protheus der Odyssee in ihrer Plastizität jede beliebige Form und jedes Muster annehmen können, opfern so gut wie alle Ressourcen des Landes auf dem Altar ihrer Zwecke. Mit anderen Worten, wenn wir uns eine Gesellschaft als Energieoutput vorstellen, der 100 % der menschlichen Leistungen darstellt, dann sollten Unternehmen und Handel nur einen Teil des Ganzen bekommen und nicht alles verschlingen. Aber die »Privatisierung« von Ressourcen und Einrichtungen – der zunehmend private Besitz der politischen Prozesse und Parteien des Landes, seiner Kommunikations- und Informationsmittel, seiner Strafanstalten, Krankenhäuser und der Gesundheitsversorgung, seiner öffentlichen Bodenflächen, Umweltfaktoren, seines Stromversorgungsnetzes, seiner Nahrungsmittel- und Wasserversorgung, nicht anders als seines kreativen und intellektuellen Eigentums – schreitet in aller Ruhe voran, oft hinter freundlicher Fassade. Dieses Schauspiel ungebremster Exzesse »kolonisiert« nicht nur das Gemeinwesen und macht es zum Freiwild, wobei die Staatsapparate in die Kapitalziele eingebunden sind, sondern hat auch Theorie und Praxis der freien Marktwirtschaft mehr beschädigt, als es die Linke jemals tun könnte. So z.B. der »größte Bankrott in der Geschichte der USA«, wie der Zusammenbruch des Energieriesen Enron aus Houston (Texas) auf der Internetseite von CNN bezeichnet wird. Tausende von Beschäftigten haben dabei ihre Altersversorgung eingebüßt, da die Rentenpläne an die Aktien des Unternehmens gebunden waren. Auch wenn in diesem Fall Anklagen gegen das Topmanagement erhoben und die Strafverfolgung des Hauptfinanzverantwortlichen und seiner Frau aufgenommen wurden, ist nicht zu sehen, welchen Weg Unternehmen und Banken einschlagen werden, um weitere Enrons zu verhindern. Solche in ihren verschlungenen Details von Laien kaum nachvollziehbaren Konzernfiaskos sind sowohl *Ursache* als auch *Symptom* dessen, was nach einer breit angelegten Kampagne – wenn nicht Verschwörung – der Des- und Fehl-information aussieht, der eine schlecht informierte und deformierte Öffentlichkeit gegenüber steht.

Eine stetige Diät aus Propaganda und gewollter Ignoranz, verbreitet von (mit wenigen Ausnahmen) servilen Medien, hat auch die Schlüsselrolle beim Sieg der Republikaner gespielt – nicht so sehr beim Ausmaß des Sieges als in Gestalt seiner *Bedingungen*. Das Klima der Verlogenheit, das momentan über dieser Republik hängt, führt dazu, dass die durchsickernden Informationen ein Lügengewebe bilden, das aus der ›Religion‹ der Gier gewebt ist und durch die Politik der Bosheit verstärkt wird, die während der Reagan-Jahre Fahrt aufnahmen, im Amtsenthebungsverfahren gegen Clinton einen Höhepunkt erreichten und in den Wahljahren 2000 und 2004 auf volle Touren kamen. Wie diese Vorgänge genau miteinander verwoben sind, trägt viel dazu bei, die Gefahr zu erklären, der sich Amerikaner gegenwärtig gegenüber sehen. Breit ausgreifend und mit hartnäckigem Griff gestaltet die Verbindung des großen Geldes mit ungehemmtem Machtmissbrauch gegenwärtig die Außen- und Innenpolitik der USA. Die für den Wahlkampf beider großen Parteien ausgegebenen Mittel haben ein kaum vorstellbares Ausmaß erreicht. Nur reiche Kandidaten können sich daher einen Erfolg versprechenden Wahlkampf leisten, und nur die können kandidieren, die es schaffen, dieses Niveau finanzieller Unterstützung zu erreichen. In diesem FinanzierungsfILTER bleiben Themen und Streitfragen hängen, die das Wohlergehen der Republik betreffen. Politik und mit ihr alle ernsthaften Anliegen werden dadurch tendenziell aufs Ergebnis von Meinungsumfragen reduziert. Da Medienbesitz, mittlerweile auf drei oder vier Konglomerate beschränkt, der Rationalisierungslogik folgt, werden Fernsehen, Radio und Zeitungen vom Kampf um Marktanteile getrieben. Die Lockerung der Regeln des Eigentumsrechts, von der staatlichen Kommunikationsbehörde (FCC) beschlossen und während der Clinton-Ära vorangetrieben, hat nicht nur das zunehmende Verschwinden unabhängiger Medien, sondern auch, dank der Orientierung an Einschaltquoten, die absehbare Einengung der Inhalte zur Folge.

Mittlerweile ist nicht mehr die Zeitung, sondern das Fernsehen die Hauptunterhaltungs- und Informationsquelle. In dem Bestreben, mehr Zuschauer, daher höhere Bonität und somit einen größeren Marktanteil zu erzielen, haben die heutigen Eigentümer, anders als die früheren, den Informationsaspekt ihrer Programme eliminiert. Die Fernsehsender haben zwar immer noch Nachrichten im Programmpaket, aber in einem so veränderten Format, dass diese Sendungen, die wie jede andere Ware behandelt werden, zu einem Elaborat von mit Sex und Albernheiten aufgepepptem Entertainment verkommen. Auf allen Frequenzen, Sender um Sender, wird uns mit der Homogenisierung der Inhalte der gleiche fade Brei vorgesetzt: vorhersehbare Handlungsabläufe und Erzählstile, Schauspieler mit standardisiertem Aussehen, starr gezeichnete, »flache« Charaktere, sowie Handlungssequenzen, die von eingespieltem Gelächter und dem ewigen Unkraut des Fernsehens, der Werbung, unterbrochen werden. Eine Zuschauerin wie ich sieht von den etwa 300 verfügbaren Kabelprogrammen etwa ein halbes Dutzend Sender mit einiger Regelmäßigkeit. Obwohl es in den letzten 50 Jahren einige Weiterentwicklungen des Fernsehens gegeben hat, stagnieren sie in einem Grade, dass sich in der – technisch einwandfreien – Aufbereitung der Inhalte nichts Neues erkennen

lässt. Homogenisierung mag gut sein für den Geldbeutel des Konzerns, aber sie demoliert selbst die bloße Möglichkeit der Innovation – von der Game-Show über Sitcom und Soap Opera bis zu ›wahren Geständnissen‹, *reality shows* und mittlerweile sogar den Nachrichten – und begünstigt damit einen Pseudopopulismus, solange nur die »Grundlinie« stimmt.

III.

Die Verschiebung jener Rationalisierung aufs Terrain des politischen Diskurses und der Ideologie ist eine andere Sache, und wenn man diese Übertragung nicht wie einen sich ausbreitenden Virus bekämpft, wird das Ergebnis fatal sein. Es ist ein Jammer, dass die Partei Abraham Lincolns in ihrer jetzigen Zusammensetzung als Drehscheibe zwischen ökonomischen Interessen und dem Rest an politischem Diskurs in den USA fungiert. Die gleich alte Partei, die Republikaner, hat erstaunlicherweise die Weisheit Lincolns auf den Kopf gestellt, so dass die neue Spielregel *Bosheit für alle, Wohltätigkeit für niemand* lautet, während Lincoln in den Nachwehen des Bürgerkriegs den Satz andersherum sagte. Wäre nur eines der Elemente in dieser neuen politischen Situation derart verkehrt, wären meine Schlussfolgerungen ganz andere, aber die Geschichte, wie die Republikanische Partei, eine Formation aus Privileg und Konzernmacht, heute trotz zweifelhafter ökonomischer Aussichten und umstrittener Berichte über einen stagnierenden Arbeitsmarkt die *Mehrheit* stellt, dabei alle drei Zweige der Regierungsgewalt kontrolliert und die wichtigsten Medien des Landes auf ihrer Seite hat, bildet einen historischen Einschnitt. Eine Skizze der wichtigsten Weichenstellungen ist angebracht.

Obgleich es vertrackt ist, Ursprünge festzulegen, kann man sagen, dass die »Revolution« der Republikaner auf die 1960er und die ersten sichtbaren Zeichen eines Rückschlags gegen die Bürger- und Menschenrechte von Afro-Amerikanern zurückgeht. Der Präsidentschaftskandidat der Republikaner von 1964, Senator Barry Goldwater aus Arizona, forderte Lyndon Johnson, der in Folge des Kennedy-Attentats Amtsinhaber war, mit einer sehr einfachen Losung heraus, die den Vorzug einer Schlichtheit besaß, die verbitterte Bevölkerungsschichten besonders in den Südstaaten ansprach. Diese verstanden den rassistischen Subtext, der in der Botschaft »Extremismus bei der Verteidigung der Freiheit ist kein Verbrechen« mitschwang, und konnten sich für ihn erwärmen. Die revolutionäre Schar von Rebellen, die einst zu Gründungsvätern der USA geworden sind, hätten Goldwaters Formulierung übernehmen können, genauso wie weniger als ein Jahrhundert später die Generation der Gegner der Sklaverei und die entflohenen Sklaven. Aber den Befreiungssinn, den jener Satz so annähme, hat Goldwater nicht gemeint. Seine Botschaft wurde am Höhepunkt der Bürgerrechtsbewegung verbreitet, als der Civil Rights Act von 1964 wenige Monate vor der Wahl in Kraft treten sollte, gefolgt von dem Voting Rights Act von 1965, der das Wahlrecht regelte. Goldwater schürte damals die im Herzen der Südstaaten weiterglommende Glut des Revanchismus. Die »Revolution«, die heute aufflammt, ist damals angefacht worden.

Das Gesamtbild ist jedoch komplexer und hat mehr Nuancen als das rassistische Motiv allein, auch wenn dieses sich wie ein roter Faden durchzieht. Man muss im Auge behalten, dass Goldwaters Vorstoß erst einige Jahrzehnte später Früchte trug. Mit anderen Worten: seit der Emanzipation der Sklaven blieb der Süden den Demokraten treu (weil die Republikaner dieser Logik zufolge diejenigen Teufel waren, welche die Gesetze gemacht hatten, durch welche ihr »Privateigentum« seinerzeit konfisziert wurde), bis Richard Nixons landrutschartiger Sieg gegen George McGovern 1972 einen radikalen Umkehrprozess signalisierte; die Umkehr gewann an Schwung mit der Wahl Ronald Reagans 1980, setzte sich fort während der Amtszeit Bill Clintons und gelangte zur Vollendung 2000 und 2004 in Gestalt eines durch und durch republikanischen Südens. In beiden letzten Wahlen galt nicht einmal mehr der traditionelle Heimvorteil, als Al Gore 2000 seinen Herkunftsstaat Tennessee und John Edwards 2004 seinen, North Carolina, verlor. Der letzte Demokrat, der die Geschlossenheit der Südstaaten aufbrechen konnte, war 1992 und 1996 Bill Clinton alias Präsident »Bubba«, und wie es aussieht, wird eher die Hölle zufrieren, als dass sich das ändert.

Einer der wichtigen kritischen Texte von 2004, Thomas Franks *What's the Matter With Kansas*, verfeinert das Bild. In einer spekulativen Interpretation einer anderen Region des »roten« Amerika und auf der Suche nach den Gründen, warum die Menschen dort mit überwältigender Mehrheit die Republikaner gewählt haben, obwohl es gegen ihre ökonomischen Interessen verstößt, kommt Frank zu dem überzeugenden Schluss, dass »Rasse« kein entscheidender Faktor für die Konservativen aus Kansas ist. Stattdessen wenden sie sowohl die »Sprache des Vorurteils« als auch von der Linken abgeschauten Protestformen gegen ihre gemäßigten Gegner an, »verspotten sie als »Bigotte« oder Anhänger einer »hate group«, weil sie angeblich die Evangelikalen so verabscheuen wie die wirklichen Bigotten die Minderheiten« (181). Rechtes Parteigängertum ist in Kansas »eine Sache der Gleichberechtigung«, stellt er fest, »mit einer vorgefertigten Beschwerde für jede Umfrage und einer Klage für jeden Anlass« (180). Der von der konservativen Lobby bedienten ellenlangen Beschwerdeliste lässt sich so ziemlich alles hinzufügen, von »Hollywood« über Abtreibungsklinken bis hin zur Wiederaufnahme der Debatte Evolutionismus vs. Kreationismus von vor hundert Jahren. Franks Analysen der Politik in Kansas beschreiben zutreffend den kulturellen und politischen Zustand der Nation, indem er eines der hartnäckigsten Rätsel der letzten 50 Jahre anspricht: »eines der wirklichen kulturellen Wunder des Großen Backlash«, nämlich die »Taubheit der konservativen Basis angesichts der offenkundigen Unehrllichkeit ihres Führungspersonals« (235). Zwar untersucht Frank Charakteristika der Geschichte von Kansas, die mit dessen geopolitischen Besonderheiten zusammenhängen, doch indem er den Finger auf den wirtschaftlichen Verfall infolge der Verwüstung durch die Konzerne legt, erfasst er etwas, das paradigmatisch ist für das, was dem Durchschnittsbürger überall in den USA passiert; tatsächlich ist Frank zufolge das in Kansas sich zeigende Muster zentral fürs Verständnis des »roten« Amerika: »Der ärmste Landkreis in den USA ist nicht in den Appalachen oder im tiefen Süden.

Er befindet sich in den Great Plains, einer Gegend im Flachland mit sich ablagenden Viehzüchtern und sterbenden Farmerstädten, und bei der Wahl im Jahr 2000 konnte der Kandidat der Republikaner, George W. Bush, dort eine Mehrheit von über 80 % einfahren.« (1) Die Kultur des Revanchismus und des Backlash – in manchen Fällen rassistisch vermittelt, in anderen an charismatische Religion gebunden, aber auf jeden Fall eine Sache verbitterter und auf die falschen Ziele konzentrierter Verlierer – verhält sich in entscheidender Hinsicht genau parallel zur Mainstream-Kultur: »beide weigern sich, kritisch über Kapitalismus nachzudenken« (242).

IV.

Es wäre töricht, heutzutage von den Medien generell einen kritischen Blick auf kapitalistische Praktiken zu erwarten, obwohl die starke Tradition des »Schmutz aufwirbelnden« Journalismus und der investigativen Berichterstattung, die die Welt der Konzerne aufschreckte, zu den stärksten und besten Momenten des amerikanischen Journalismus zählen. In lebhafter Erinnerung bleibt z.B. die Reportage zum Watergate-Skandal, der die korrupte Regierung stürzte und zur Amtsenthebung Richard Nixons führte. Laut John Dean (2004), einem ehemaligen Berater des Weißen Hauses in der Amtsperiode Nixons, war die erste Regierungszeit von Bush II »schlimmer als Watergate«, aber es wäre schwer, die Wahrheit dieser Behauptung zu überprüfen angesichts dessen, was von den großen Sendern für Nachrichten gehalten wird. Auch wenn der Zusammenbruch des McCarthy-Regimes, der »Schurkenzeit« eines anderen Angriffs der Republikaner auf die Einrichtungen der Demokratie und die gesellschaftliche Ordnung, nicht auf einen einzelnen Auslöser zurückgeführt werden kann, spielte meiner Erinnerung nach, die in meine Kindheit in den 1950er Jahren zurückreicht, ein CBS-Nachrichtenteam unter der Leitung von Edward R. Morrow dabei eine Schlüsselrolle. Die Institution der 30-minütigen Abendnachrichten bei den drei großen Fernsehsendeanstalten des Landes wurde in den 1960ern eine Hauptinformationsquelle über Protestbewegungen, insbesondere über Bürgerrechtsbewegung und Vietnamproteste. Die Einspeisung der bewegten Bilder, die vor vierzig Jahren in die amerikanischen Wohnzimmer drangen und Misshandlungen von schwarzen Amerikanern zeigten, half nicht nur, die öffentliche Meinung auf die Härte der Gesetze und Gebräuche in den Südstaaten aufmerksam zu machen, sondern rief auch kollektive Empörung gegen ihre Ungerechtigkeit hervor. Der Protest gegen den Vietnamkrieg wurde auf ähnliche Weise angefacht durch Berichte von der Front und durch die Zählung gefallener Wehrpflichtiger. In Zeiten einer Freiwilligenarmee dagegen, die eingeführt worden ist aufgrund massiver Wehrdienstverweigerung junger amerikanischer Männer der vorherigen Generation, wird die Öffentlichkeitsarbeit zum Krieg auf gänzlich neue Weise durchgeführt. Das jetzige Verteidigungsministerium hat unter der Leitung von Donald Rumsfeld das Fotografieren der Rückführung toter Soldaten verboten und mit der »Einbettung« von Reportern, die deren Bewegungsradius auf den der Truppen einschränkt, haben die Amerikaner, absichtlich und vorsätzlich, keinerlei Einblick in die militärischen

Aktivitäten im Irak, ganz zu schweigen von einem schlechten Gefühl dabei. Man hat die Irak-Operation als »geheimen« Krieg bezeichnet, weil die Öffentlichkeit so wenig Informationen wie möglich darüber erhält. Während der Rest der Welt einen besseren Einblick in das hat, was sich dort entwickelt, werden die Amerikaner in einem Korridor anästhesierender Bilder in Quarantäne gehalten, sofern sie nicht nach Nachrichten im Internet fischen oder bestimmte ausländische Nachrichtenquellen heranziehen. Die ganze Durchführung des Kriegs gegen den Irak, der eigentlich im Interesse einer Clique von Konzern-Banditen begonnen wurde, verdeutlicht das Zusammenlaufen von Außen- und Innenpolitik, streicht die Täuschungsstrategien dieser Regierung heraus und zeigt in seiner Beispielhaftigkeit die klägliche Kapitulation der Medien des Landes gegenüber dem Willen des Staates. Ein oft hervorgehobener Unterschied zwischen demokratischen und totalitären Staaten ist die Unabhängigkeit der Medien im ersten Fall und deren Unterwerfung unter die Regierungsmächte im zweiten. Im Falle Amerikas scheinen wir an der Schwelle eines Umbruchs zu stehen, der den Unterschied zwischen beiden verwischt.

In der Überflutung aller Fernseh- und Radiofrequenzen mit rechtsextremer Propaganda sieht sich die Nation mit klassischer Propagandakriegsführung an der Heimatfront konfrontiert. Auf der spiegelglatten Oberfläche aus Konformität und Gleichförmigkeit sieht man kaum einen Kratzer. Es ist fast ein Jahr her, dass *Air America Radio* auf Sendung ging, ins Leben gerufen, um der Propaganda des rechtsradikalen *Hate-Radio* etwas entgegenzusetzen, das Minderheitenrechte als *political correctness* verhöhnt und Frauenrechte »Feminazismus« schimpft. Diese Jauchegrube voller Abschaum hat mindestens anderthalb Jahrzehnte Vorsprung vor dem aufgeklärten linksliberalen Rundfunkexperiment und wütet ungebremst weiter trotz des offensichtlichen Schadens, den es anrichtet, und trotz der Verleumdungen, die es gegen unterschiedliche Zielgruppen ausstößt.

Die Wahrheit muss in den US-Medien heutzutage als eine »Seite« eines Themas präsentiert werden, als ob die Lüge gleichermaßen legitim wäre und zu jeder Sache ein symmetrisch entgegengesetzter, dabei moralisch gleichwertiger Standpunkt eingenommen werden könnte. Doch an diesem Punkt sind wir angelangt, und man tut sich schwer zu verstehen, wie wir diesen Moment intellektueller und geistiger Verrottung erreichen konnten, der die Nacht zum Tag, den Tag zur Nacht, die Wahrheit zur Lüge und die Lüge zur Wahrheit werden lässt, der den Unterschied zwischen gut und böse einreißt und jeden öffentlichen Gedankenaustausch zu Clownerie und obszönem Spiel macht. Unter diesem Regime krasser Intoleranz und des Gewirrs sich wechselseitig übertönender Stimmen werden die widerwärtigsten Behauptungen als berichtenswert in Umlauf gebracht. Die beste Sendezeit, zumeist nach den Abendnachrichten, wird auf den großen Sendern häufig gefüllt mit einer Konfrontation zwischen irgendeinem Dummkopf, der oder die angeblich für »die Linke« spricht und sich einen verlogenen Schlagabtausch liefert mit einem dagegen gestellten Blödiar für »die Rechte«. In diesem kleinen Tauziehen, etwa darüber, ob die USA den Krieg gegen das Regime von Saddam Hussein hätten beginnen sollen oder nicht, sieht es immer so aus, als hätte der »Rechte« gewonnen, weil er ein geübterer Lügner ist, sich nicht im Mindesten durch

Ungereimtheiten beunruhigen lässt, klares Denken verabscheut und, bestens gerüstet mit Mythen und Ressentiments, keine oder höchstens falsch dargestellte Fakten bringt, wobei die schnelle Folge von Inhalt und Werbespots es eh kaum zulässt, dass die Wahrheit herauskäme, aber um die geht es hier auch nicht; die Wahrheit wird zum Opfer, da nur der *Eindruck* zählt, sich auf die Themen eingelassen zu haben. Man kann sagen, dass die US-Linke heute im Allgemeinen die Wahrheit mehr schätzt als ihr rechter Gegenpart, auch wenn die Wahrheit in der Regel nicht das Exklusiv-eigentum *irgendeines* politischen Standpunkts oder einer Person ist. Aber das ist im Kreislauf der öffentlichen Meinung der USA, wo die rechten Republikaner sich in den Mantel Christi und die Fahne der Reinheit hüllen, kein vorherrschender Wert mehr. Die Quittung für diesen Zustand ist eine Regierung, die das Volk belügt und zutiefst verachtet; ein abgewerteter Dollar; die größten Handels- und Haushaltsdefizite in der Geschichte der USA; eine Bevölkerung, die gefangen und eingebunden ist durch eine Konzernübermacht, die ihr Gesundheitssystem beherrscht, die dazu entschlossen ist, das System progressiver Besteuerung abzuschaffen mitsamt den Sicherheiten, die die Sozialversicherung der letzten acht Jahrzehnte garantiert hatte, die ihr zu versteuerndes Einkommen außer Landes schafft, um den angemessenen Teil der Steuerlast zu vermeiden, die mehr und mehr Jobs auslagert und im Wesentlichen die Infrastruktur des Landes zerstört hat, weil sie sich weigert, die Arbeitskosten für eine gut ausgebildete postindustrielle Arbeiterschaft zu tragen.

Beim Zustandekommen der erstaunlichen Tatsache, dass unter diesen Umständen ein Mann wiedergewählt worden ist, dessen Regierung nun den Vorsitz über die Liquidierung der Demokratie in Amerika innehat, spielte ein Zirkel aus Ersatz-»Filmstars«, Reklamefritzen, Opportunisten und Konzernsprachrohren im Dienste von Medien-Bevollmächtigten eine erschreckende Rolle. Die böartige Zeitungsgente über die »Voreingenommenheit liberaler Medien«, durch die, den rechten Dogmen zufolge, die geheiligsten journalistischen Institutionen, Praxen und Persönlichkeiten des Landes in Feinde der Demokratie verwandelt worden seien, bereitete den Weg für eine gefährliche Kettenreaktion. Eine illegitime Regierung nutzte die Gelegenheit und regiert mit leeren Gesten, markigen Sprüchen und Versprechen, mit Retuschieren und Aufpeppen, je geistloser, desto besser. Kein Wunder, dass der Großteil der westlichen Welt, einschließlich der halben USA, diese Leute nicht mag.

Aus dem Amerikanischen von Wolfgang Fritz Haug und Catharina Schmalstieg

Literatur

Dean, John, *Worse Than Watergate: The Secrete Presidency of George W. Bush*, New York 2004

Frank, Thomas, *Whats the Matter With Kansas? How Conservatives Won the Heart of America*, New York 2004

ders., »Amerikanische Depesche«, in: *Das Argument 257: Das gespaltene Imperium*, 46. Jg., 2004, H. 5, 641-44

Philipps, Kevin, *American Dynasty: Aristocracy, Fortune and the Politics of Deceit in the House of Bush*, New York 2004

Jan Rehmann

Ist die Postmoderne anti-amerikanisch?

Zur Enteignung und Umwertung linker Kritik in Richard Wolins
*The Seduction of Unreason**

Das Buch versteht sich als »intellektuelle Genealogie der unheimlichen Affinitäten zwischen Gegenaufklärung und Postmoderne« (8). Aufdecken will es, was postmoderne Theorien durchgängig verdrängt hätten, nämlich dass ihre Gewährsleute – Nietzsche, C.G. Jung, Heidegger, Gadamer auf deutscher, De Maistre, Bataille, Blanchot auf französischer Seite – an der ideologischen Wegbereitung des Faschismus beteiligt oder von ihm »fasziniert« gewesen seien (XII). In Frage gestellt wird die Verbindung zwischen Postmoderne und politischer Linker, denn diese war historisch gesehen rationalistisch, universalistisch, verteidigte Demokratie, Menschenrechte und soziale Gerechtigkeit gegen die partikularistischen Freiheitsbegriffe des Bürgertums (11). Dementsprechend wird die Postmoderne unmittelbar als Anti-Moderne gelesen, als »rejection of the intellectual and cultural assumptions of modernity in the name of ›will to power‹ (Nietzsche), ›sovereignty‹ (Bataille), an ›other beginning‹ (Heidegger), ›différance‹ (Derrida), or a ›different economy of bodies and pleasures‹ (Foucault)« (XVI). Damit ist auch deutlich, von welchem Standpunkt Wolin die Postmoderne zurückweist: von dem der modernen »Aufklärung«, des »Humanismus«, personifiziert u.a. durch Intellektuelle wie Habermas, Ferry/Renaut und Rawls, des »normativen Kerns« der westlichen Demokratien (XIV, 313), kurzum des »politischen Liberalismus«, den Bobbio zum »unüberschreitbaren« Horizont unserer Zeit erklärt hat (z.n. 310). Dieser Standpunkt wird wiederum mit dem Projekt »Amerika« verbunden, so dass man im Schlussteil einen europäischen »Anti-Amerikanismus« vorgeführt bekommt, in dem v.a. deutsche und französische Rechte und Linke gleichermaßen ihre Ängste gegenüber Fortschritt, Moderne und sozialem Wandel auf ein mythisches Feindbild projizieren (23, 278ff).

Das Kritikmuster liegt gut im Trend. Schon Habermas hatte den Postmodernen vorgeworfen, sie gehörten mit ihrer Nietzsche-Wiedererweckung in eine »jungkonservative« Linie und zugleich in die einer »totalisierten« Ideologiekritik, wie sie auch von Walter Benjamin, Adorno, Horkheimer und Peter Weiss praktiziert werde – rechts und links seien sich einig in der Infragestellung der normativen »Errungenschaften der okzidentalen Rationalisierung«. Die beim »europäischen« Weberianer Habermas verständlicherweise fehlende spezifisch amerikanistische

* Wolin, Richard, *The Seduction of Unreason. The Intellectual Romance with Fascism from Nietzsche to Postmodernism*, Princeton 2004

1 Vgl. Habermas 1985, 121, 131, 145f, 148, 152, 409 Anm. 8.

Einfärbung wurde exemplarisch von Richard Rorty formuliert, der in seinem Buch *Achieving our Country* von der postmodern verführten »kulturellen Linken« forderte, eine »Theoriepause« einzulegen, sich auf die liberal-humanistischen Traditionen des Landes zu besinnen und wieder stolz zu sein, Amerikaner zu sein (1997, 91f).² Gerade Rorty veröffentlicht aber nun in *The Nation* (14.6.2004) eine gereizte Rezension, in der er Wolin vorwirft, die neo-nietzscheanische und neo-heideggerianische Metaphysikkritik, statt sie philosophisch zu diskutieren, durch die Aufdeckung »schlechten Benehmens« und das Ausgraben von Schmutz (»digging up the dirt«) zu diskreditieren. Statt sich in seiner Postmodernekritik vom Pragmatismus eines William James oder John Dewey leiten zu lassen, falle er auf das platonische Argument zurück, dass es ohne metaphysische Hinterwelt keine Grundlage für moralische Urteile gibt.

Wolin habe Rorty dazu gebracht, »unter seinem Niveau zu reagieren«, nämlich sich spaltenlang mit Plato statt mit Wolin zu streiten, spottet Dietmar Dath in der *FAZ*, der dem Kritiker eine »groteske« Themenverfehlung vorhält (5.7.2004). Tatsächlich steckt in dem, was Rorty als philosophisch irrelevante Schmutzwäsche abtut, eine »materiale« Stärke des Buches, die es zu besichtigen gilt: Wolins »Genealogie« der Verbindungen von Gegenaufklärung und postmoderner Theoriebildung beschränkt sich keineswegs nur auf politisch inkorrektes »schlechtes Benehmen« Einzelner, sondern bringt zumindest streckenweise theorierelevante Analogien zum Vorschein, deren postmoderne Verdrängung die eigene Theoriebildung in Mitleidenschaft gezogen hat.

Unter der Überschrift »The German Ideology Revisited« geht es zunächst um die eigenartige Abschließung der Nietzsche-Rezeption gegenüber den »politischen« Dimensionen seiner Philosophie (30). Schon der Nietzsche des für die US-Rezeption ausschlaggebenden Deutschamerikaners Walter Kaufmann sei bemerkenswert un-nietzscheanisch – ein mild missgestimmter Voltaire, gebildeter europäischer Liberaler, jedenfalls kein Philosoph, der mit dem »Hammer philosophiert« (32). Als Verbindungsglied zwischen den rechten Nietzscheanern der 1930er Jahre und den postmodernen Neo-Nietzscheanern der 60er Jahre fungierte Pierre Klossowski, der Nietzsches Wahnsinn als bedeutsames Durchbrechen des metaphysischen Vernunft- und Identitätsprinzips zelebrierte (36ff). Unter seinem Einfluss entdeckten Deleuze, Foucault, Derrida und Lyotard den »perspektivischen Nietzsche«, den Ästheteten, dem es um die Stilisierung des Lebens zum Kunstwerk ging, völlig abgelöst von seinem Konzept des Willens zur Macht (32ff). Letzteres ist für Deleuze nicht zutreffend, der in seinem einflussreichen *Nietzsche und die Philosophie* von 1962 den Willen zur Macht sehr wohl behandelte, wobei er ihn freilich als spinozistische *potentia agendi* umdeutete und damit die nietzschesche Verherrschftlichung der Handlungsmacht unterschlug. Aber Wolin hat insofern recht, als auch hier ein »gezügelter und präsentabler« Nietzsche offeriert wird, den sogar bürgerliche Liberale wie Rorty akzeptieren konnten (33).

2 Vgl. die Kritik Oskar Negts beim Gespräch Negt/Rehmann (1997) in *Argument* 220, 315ff.

Am Beispiel Foucaults zeigt Wolin, wie ein weichgeklopfter Nietzscheanismus den postmodernen Intellektuellen einen »epistemologischen Nihilismus« ermöglichte, »in dem die Unterschiede zwischen Fiktion und Wirklichkeit, Wahrheit und Illusion [...] ausgelöscht wurden« (35). Indem dieser die Wahrheit nur als »verkleidete Abgesandte« der Macht behandle, betreibe er eine zynische Reinterpretation: der Machtbegriff sei überallgemein und habe den Status eines metaphysischen *fundamentum inconcussum*, »analog zur Rede mittelalterlicher Theologen über Gott oder zu Heideggers Anrufung der Allmacht des ›Seins‹« (42). Idealisiert werde eine Zeit vor dem Einbruch der jüdisch-christlichen »Sklavenmoral«, in der es noch nicht den Zwang gab, den Herrschaftswillen durch Moral zu verschleiern (41f). Die Behauptung, das Wissen-Wollen selbst beruhe auf Ungerechtigkeit und Bössartigkeit, habe in der us-amerikanischen Geisteswissenschaft mehr pseudo-gelehrten Schwachsinn erzeugt, als man sich vorstellen könne (42).

Im Kapitel über C.G. Jung wird viel Unterhaltsames geboten, das eher der moralischen Diskreditierung als der theoretischen Aufklärung dient – z.B. dass der judeophobische Jung mehrere jüdische Geliebte hatte, von Otto Gross über die Vorzüge der Polygamie unterrichtet wurde und seine psychoanalytischen Untersuchungen fälschte (72, 77ff, 84ff). Näher am Thema ist die Zusammenstellung seiner positiven Äußerungen zur nazistischen »Revolution« und ihrem archetypischen Führer sowie z.B. der Lehrsatz, dass das kollektive Unterbewusste der Arier dem monotheistisch verarmten der Juden überlegen sei (73ff). Theoriegeschichtlich erhellend ist v.a. die Darstellung, wie Jung das freudsche Projekt einer Selbst-Aufklärung über das Unbewusste (»Wo Es war, soll Ich werden«) in das Gegenteil einer neuen Religion für eine spirituelle Elite verkehrte (64f, 70). Wolin stützt sich hier u.a. auf Ernst Blochs Beobachtung, dass Jungs »Faschisierung« der Psychologie gerade jene Elemente beseitigen musste, »die noch der aufgeklärten, materialistischen Periode des Bürgertums entstammen« (1935, 344; vgl. Wolin, 65). Wenn Jung die jüdisch-christliche Persönlichkeitsschicht zurückrollen und zu einem Dionysos-Kult zurückkehren will – »a drunken feast of joy where man regained the ethos and holiness of an animal« (z.n. 71) –, ist auch hier der Impetus einer nietzscheschen Umwertung der Werte unübersehbar.

Im Übergang vom »Zeitalter des Engagements« der 60er Jahre zu einer »Kultur des Narzissmus« (Lasch) sei eine Sinn-Leere entstanden, die von der strengen Nüchternheit der Freudianer nicht mehr gefüllt werden konnte. Im *Cambridge Companion to Jung* werde dieser zum Vorgänger der postmodernen Ära erhoben, und Feministinnen wie Susan Rowland, die gelernt hatten, »die« Vernunft als phallokratisch zu entlarven, betrachteten ihn wegen seiner Lehre von der archaischen, weiblichen *anima* als verwandten Geist (66f). Nicht zuletzt dank der Finanzierung durch die Rockefeller-Erbin Edith Rockefeller McCormick wurde der Jungianismus zu einer »worldwide industry generating hundreds of millions of dollars in annual revenue« (87). Privilegierten Kreisen, die von den traditionellen Religionen enttäuscht sind, bietet die jungsche Religion eine spezifische Erlösung an, nämlich »die Mitglieder der einsamen Masse wieder in die große Kette des Seins zu integrieren« (88).

Das Kapitel über Gadamer hat eine längere und nicht unproblematische Vorgeschichte: eine frühere Fassung wurde zunächst in *The New Republic* (2000), dann auf deutsch in der *Internationalen Zeitschrift für Philosophie* (2001) veröffentlicht, und in beiden Fällen konnte gezeigt werden, dass wesentliche Argumente aus dem Gadamer-Buch von Teresa Orozco stammten, ohne dass Wolin dies an den entsprechenden Stellen kenntlich gemacht hätte.³ Nun wird auf Orozcos »definitive study of Gadamer's political involvements during the Nazi years« verwiesen (113), allerdings in einem nebensächlichen Zusammenhang, der keinen Aufschluss über den Prozess der Aneignung gibt.

Immerhin finden damit wichtige Einsichten, wenn auch verkleidet, eine weitere Verbreitung im Medium der hegemonialen Sprache: Gadammers Vortrag *Platon und die Dichter* (24. Januar 1934) ist integraler Bestandteil eines Platon-Bildes, das unter der Federführung des nazistischen Philhellenisten Werner Jäger (und gestützt u.a. auf die platonische »Geheimlehre« im 7. Brief) bereits in der Weimarer Republik faschisiert worden ist. Gegner ist der schädliche Einfluss der »sophistischen Aufklärung«, die im philosophischen Diskurs als Platzhalter für die zersetzenden Intellektuellen des Liberalismus, Pluralismus und Sozialismus dient. Gleichzeitig mit den wirklichen Bücherverbrennungen und Verfolgungen der Nazis und ohne sie ausdrücklich nennen zu müssen, spricht Gadamer über die aktuelle Bedeutung von Platons Vertreibung der attischen Dichter und Dramatiker, die bei der Erziehung der Jugend zu »Wächtern« des Staates versagt hätten (104ff). Gadammers Vortrag über Herder 1941 vor kriegsgefangenen Offizieren im besetzten Paris, von ihm selbst nachträglich als »rein wissenschaftliche Studie« bezeichnet, bewegte sich im Rahmen der Aufgabenstellung des Deutschen Instituts in Paris, nämlich, den französischen Intellektuellen die Überlegenheit der deutschen Kultur zu demonstrieren – die Heranziehung unmittelbarer Nazi-Literatur wurde dabei weitgehend vermieden (125).

Wo die Analyse überzeugend ist, ist sie von Orozcos Untersuchung inspiriert⁴, wo Wolin selbst spricht, fällt er theoretisch dahinter zurück. Die eigene Auswertung besteht v.a. darin, Gadammers autoritäre Hermeneutik, die sich am deutlichsten in der Formel vom »Einrücken in ein Überlieferungsgeschehen« offenbart⁵, in einen

3 Vgl. die Darstellung in Teresa Orozcos Vorwort zur 2. Auflage ihres Buches, das in *Argument* 258 unter dem Titel »Die Kontroverse um Gadammers Engagement im NS-Staat« vorabgedruckt wurde (2004, 845-48). Skandalöser Weise wurde die mexikanische Philosophin in der Gadamer-Debatte der *Internationalen Zeitschrift für Philosophie*, bei der Wolins Aufsatz im Zentrum stand, nicht mit einbezogen, aber mehrere Teilnehmer hatten die intellektuelle Redlichkeit, auf ihre Urheber-schaft hinzuweisen: »Wolin lehnt sich eng an Teresa Orozcos Ausführungen an, verkürzt jedoch ihre Argumentation.« (Hausmann 2001, 37) Wie Micha Brumlik anmerkt, vermag Wolin »der glasklaren, unerbittlichen Schärfe, die Teresa Orozco in ihrer Studie [...] zeigt, [...] nichts hinzuzufügen« (Brumlik 2001, 66).

4 Vgl. Orozcos Analysen zu Gadammers Vorträgen zu Plato (1995/2004, 32ff) und Herder (102ff).

5 Vgl. Gadammers *Wahrheit und Methode*, 1975, 247f. In der englischen Übersetzung »entering into the happening of tradition« (z.n. 104) geht die militärisch-disziplinierte Konnotation des »Einrücken« verloren.

»deutschen Sonderweg« einzureihen, der den »deutschen Partikularismus« von der »westlichen Tradition« abtrennte (104, 123). Orozco hat gegen diese Zuordnung zwei überzeugende Argumente vorgebracht: zum einen verdeckte Wolins »völkische« Gadamer-Interpretation, dass es sich hier um einen »Repräsentanten des nationalkonservativen Flügels des Nazismus« handelt, zum anderen erweise sich, was früher als deutscher Sonderweg erschien, als ein gesamt westliches Phänomen (2004, 846). Jedenfalls kann Wolin mit dieser Interpretation gerade nicht erklären, was er selbst mit Erstaunen feststellt, nämlich die überaus positive Rezeption dieser autoritären Hermeneutik im amerikanischen Pragmatismus (18), also in genau derselben »westlichen Tradition«, von der er sie abgetrennt sehen möchte.

Dass die Kritik der deutschen Rechten an Vernunft, Demokratie und Humanismus nach 1968 von der französischen Linken verinnerlicht wurde, hält auch Rorty für »eine der seltsamsten Wendungen im europäischen Geistesleben des 20. Jh.« (2004). Diese geistesgeschichtliche Lücke versucht Wolin durch zwei französische Vermittlungsfiguren zwischen der Vorkriegs-Rechten und der Nachkriegs-Linken zu schließen, durch Georges Bataille und Maurice Blanchot. Theoriegeschichtlich interessant ist hier zunächst das Verhältnis zwischen Bataille und Marcel Mauss, in dem sich eine ähnliche mythologische Überhöhung beobachten lässt wie in dem zwischen Jung und Freud: Bataille hat sein Surplus-Konzept der Zweckfreiheit von Opfer und Gabe von Mauss' Analysen zum festlich-verschwenderischen Potlatsch in vorstaatlichen Gesellschaften abgeleitet, wo der Tausch zugleich ein religiöser, symbolischer, ästhetischer Akt, ein totales soziales Phänomen war (162). Die Mechanismen der Reziprozität, die Mauss beobachtet und mit der sozialstaatlichen Tradition der modernen Gesellschaft zu vermitteln versucht⁶, werden bei Bataille zum vitalistischen Prinzip eines gewaltsam-ekstatischen Ausbruchs aus der bürgerlichen Welt der Nützlichkeit umgedeutet. In Batailles Unmittelbarkeitsmythos ist freilich ausgeblendet, dass Opfern und Beschenken sich nicht zweckfrei vollziehen, sondern eine wichtige Rolle bei der Reproduktion der bestehenden Machtbeziehungen spielen (170). Es hätte sich gelohnt, an dieser Stelle Bourdieu in die Diskussion einzubeziehen, der am Beispiel der Kabylen in Algerien die imaginäre Funktionsweise des Gabentausches innerhalb von Herrschaftsverhältnissen untersucht hat.⁷

Dass Bataille sich vom Gewalt-Charisma der siegreichen faschistischen Führer faszinieren ließ, hat schon Habermas in seinem *Diskurs über die Moderne* berichtet (1985, 124ff, 249ff). Wolin sieht ihn als Vertreter eines »Linksfaschismus«, der sich faschistische Methoden für linke Zwecke anzueignen versuchte und dabei aufgrund des eigenen Antiparlamentarismus auf die andere Seite geraten ist (108). Hierzu zitiert er einzelne Passagen aus Batailles Artikel »Die psychologische Struktur des Faschismus« (1933), in denen dieser die demokratischen Politiker als Vertreter einer »homogenen Ordnung« kennzeichnet, der sich die »heterogene Existenz« der faschistischen Führer entgegenseetze – diese sind »anders« aufgrund der Souveränität, durch

6 Vgl. die »moralischen Schlussfolgerungen« in *Die Gabe* (1966, 157ff).

7 Zusammengefasst in Bourdieu 1987, 180ff, 205ff

die sie über den Menschen stehen, ein Ensemble »höherer Formen«, mit Autorität über jede utilitaristische Bewegung gesetzt (z.n. 173f). Die westliche Arbeiterbewegung müsse nun liquidiert werden, weil sie nicht fähig war zu gewinnen, heißt es 1934 in »Le fascisme français«: es gebe nur noch Raum für große faschistische Gesellschaften (z.n. 182). Zusammen mit Breton gründet er 1935 die Gruppe *Contre-Attaque*, die zur Errichtung einer antikapitalistischen Diktatur der Massen die »durch den Faschismus geschaffenen Waffen« benutzen will, aber schon 1936 zieht sich die Fraktion um Breton zurück, weil sie mit Batailles nietzscheanischem »sur-fascisme« nichts zu tun haben wollte (179). Bataille selbst hat im Nachhinein diese Periode als »paradoxe faschistische Tendenz« gekennzeichnet (z.n. 183).

Blanchot gehörte in den 1930er Jahren einer Gruppe von Maurras-Dissidenten an, die einerseits auf einen faschistischen Staat »à la française« orientieren, sich andererseits wegen ihres nietzscheanischen Individualismus nicht auf Massenpolitik einlassen wollen (193f). Er fordert 1934 eine »Revolution« wie in Italien und Deutschland und befürwortet 1936 das Eingreifen Frankreichs in den spanischen Bürgerkrieg zugunsten der Frankisten (192f, 198). Als es 1936 zur Volksfrontregierung unter Blum kommt, denunziert Blanchot sie als kommunistisch-jüdische Verschwörung; 1937 wird er zusammen mit anderen Redakteuren der Zeitschrift *L'insurgé* wegen Aufhetzung zum Mord (an Blum und Maurice Thorez) verhaftet (190f, 197f), nach der Besetzung des nördlichen Frankreichs schreibt er regelmäßig für das pétainistische *Journal des débats* sowie die Kulturorganisation *Jeune France* (201f, 207f).

Wolin wertet dies dahingehend aus, dass der Ablehnung jeder Repräsentationsbeziehung in Sprache und Literatur ein »Wille zum Nicht-Wissen« zugrundeliege: Blanchots »poststrukturalistische« Literaturkritik, die sich bereits in einem Aufsatz von 1941 abzeichne, sowie sein *l'art pour l'art*-Ästhetizismus, der sich auf die metaphysische Annahme einer grundlegenden Bedeutungs- und Kommunikationslosigkeit stütze, seien als Reaktion auf die eigene Verstrickung in die faschistische Besatzung zu interpretieren (189f, 218). Ob diese biographisch-psychologische These tragfähig ist, kann hier nicht entschieden werden. Aber kennzeichnend für Wolins Arbeitsweise ist, dass er sie nun zu einer »historischen Tiefendimension« der Nachkriegszeit überhaupt hochrechnet: sowohl Strukturalismus als auch Poststrukturalismus korrelierten mit dem »Vichy-Syndrom«, der Verdrängung der Kollaboration in den 1950er und 60er Jahren, ersterer, indem er das Ereignishafte hinter zeitlosen anthropologischen Konstanten zum Verschwinden brachte, zweiterer, indem er den transzendentalen Vorrang eines abgründigen Bedeutungs- und Kommunikationsverlustes postulierte (219). Gegenüber einer solchen spekulativen Verallgemeinerung wäre doch Rorty recht zu geben, wenn er darauf besteht, die Texte philosophisch ernst zu nehmen, statt sie psychologisierend aus der Biographie ihrer Autoren herzuleiten. Fragwürdig ist v.a. wieder die nationale Engführung der Argumentation, diesmal im Sinne eines französischen Sonderwegs, als ließen sich einflussreiche Methodenschulen mit starker internationaler Ausstrahlung unmittelbar mit den Schwierigkeiten französischer Vergangenheitsbewältigung oder dem Verlust der französischen Machtstellung überhaupt (20) erklären. Solche Erklärungen

unterstellen stillschweigend einen französischen Volks- oder Intellektuellen-»Geist« und suggerieren zudem, in Amerika gäbe es aufgrund seiner hegemonialen Stellung für Intellektuelle nichts zu verdrängen.

Die Ontologisierung einer grundlegenden Bedeutungs- und Kommunikationslosigkeit findet Wolin auch bei Derrida vor: sein Neologismus *différance* bezeichne die zweifache raum-zeitliche Verschiebung durch die Sprache, durch die jeder philosophische Wahrheitsanspruch schon im Ansatz vergeblich sei (220f). Indem Derrida nachzuweisen versuche, dass dem Abgrund zwischen Sprache und Realität ein primärer Status zukomme, sei seine Argumentation selbst metaphysisch, »an attempt to outphilosophize the history of philosophy« (222); seine Ableitung von Gewalt, Unterdrückung und Ungerechtigkeit aus der westlichen Metaphysik übersehe zum einen, dass auch die Menschenrechte naturrechtlich und in diesem Sinne »metaphysisch« begründet wurden, zum anderen, dass es auch »nicht-metaphysische Quellen von Unterdrückung« gibt: »Derrida places an explanatory burden on metaphysics that the concept cannot bear.« (225) Wenn er dem »Recht« einen Begriff der »Gerechtigkeit« entgegensetze, den er als Gabe ohne Reziprozität und als mystisches Ereignis bestimmt, sieht Wolin Analogien zu Carl Schmitts Konzept des norm-durchbrechenden Ausnahmezustands (238ff). Seine Annäherung an Marx in *Les spectres de Marx* sei zugleich mit dem Bekenntnis zu einem »Messianischen ohne Messianismus« und damit mit einer »Re-Theologisierung des Politischen« verknüpft. Gerade die Schwächen der marxischen Analyse, d.h. in Wolins Sicht ihr Anti-Liberalismus, würden beibehalten, das Weltbild bleibe manichäisch: globaler Techno-Kapitalismus auf der einen Seite, ein »esoteric appeal to a messianic condition to come« auf der anderen, ohne Vermittlungsbegriffe, die Wolin im Traditionsbestand der liberalen Demokratie verorten möchte (249f).

Wieder stoßen wir auf eine eigentümliche Struktur der wolinschen Argumentation. Sie besteht über weite Strecken darin, einzelne Versatzstücke linker Kritik (von Jameson über Eagleton und Ahmad bis zu Said und Spivak) aneinanderzureihen, die sich v.a. gegen Derridas Abstraktionsgrad und seine Entfernung von politischen Kämpfen richten. Aber der eigentliche Vorwurf besteht darin, dass das Dekonstruktionskonzept der »normativen politischen Theorie« des Liberalismus widerspreche (246, 249). Diese Wende ins Normative bringt mit sich, dass Derridas Ansatz nicht auf die ihm zugrundeliegende theoretische Arbeitsweise hin untersucht und kritisiert, sondern von außen, von einem ihm fremden Standpunkt abgeurteilt wird – ein Verfahren, das Marx am Beispiel von Malthus als »Sünde gegen die Wissenschaft« bezeichnet hat (MEW 26.2, 112f). Wolins Theologisierungsvorwurf unterschlägt, dass Derrida die religiöse Terminologie unmissverständlich in weltliche Figuren übersetzt hat; sein Gerechtigkeitsbegriff impliziert eine »Öffnung auf die Zukunft hin, [...] ohne Erwartungshorizont, ohne prophetisches Vorbild, ohne prophetische Vorausdeutung und Voraussicht« (Derrida 2000, 32). Man könnte daran kritisieren, dass Derrida sich hier »der Schicksalsergebenheit des späten Heidegger angenähert [hat], der gleichfalls nichts mehr von menschlicher Planung erwartete« (Reitz 2004, 831), aber man müsste sich aus Gründen intellektueller Sorgfalt zunächst einmal auf Derridas paradoxe Verwendung des Messianismusbegriffs einlassen.

Zwei eingeschobene Exkurse zum aktuellen Aufstieg der »neuen Rechten« in Deutschland und in Frankreich veranschaulichen, worauf es Wolin bei seiner »Genealogie« von Postmoderne und Gegenauflärung politisch ankommt: der Erfolg des von Benoist proklamierten »Gramscianismus von rechts« und der Übergang von einem biologischen zu einem kulturell-differenziellen Rassismus sei dadurch begünstigt worden, dass der postmoderne Relativismus der Pariser Intellektuellen die westlichen Werte in Frage gestellt habe (267ff). Unterschiedliche Kulturen als »fensterlose Monaden« zu zelebrieren, beförderte Ethnozentrismus; ohne den Schutz der universalistischen Prinzipien gleicher Freiheit für alle kippten Heterogenität und radikale Differenz um in einen »Neotribalismus«, der bis zu ethnischen Bürgerkriegen führen könne (13, 283f, 313).

Wieder sind berechtigte Einwände auf schwer unterscheidbare Weise mit bedenkenloser Simplifizierung vermengt. Berechtigt ist die Kritik an einem pauschalen Anti-Universalismus, der auf die Artikulation grundlegender, individueller wie sozialer Menschenrechte verzichtet und die postmodern inspirierte »kulturelle Linke« davon abgehalten hat, in die gesellschaftlichen Kämpfe um ideologische Normen und Werte einzutreten. Postmoderne Theorie lässt sich über weite Strecken als »passive Revolution« beschreiben, die unmittelbar an den Kulturen des »gauchisme« ansetzt und dessen Gesellschaftskritik in subversive Philosophieformen zurücknimmt (vgl. Eagleton 1996, 4, 17, 24f; Rehmann 2004, 9f). Von hier aus ließe sich fragen, wieviele intellektuelle Energien ein solcher Rückzug von der kritischen wie auch konstruktiven Arbeit an einem hegemoniefähigen Linksblock abgezogen hat. Aber dies ist nicht die Problemstellung Wolins. Trotz der Versicherung, er argumentiere nicht auf der Grundlage einer »guilt-by-association« (XIV, 14, 301), hat er seine Kritik so angelegt, als gäbe es zwischen Postmoderne und neuem Rechtsradikalismus aufgrund der gemeinsamen gegenauflärerischen Vorläufer einen unmittelbaren Zusammenhang, ohne dass dieser jemals in aktuellen politischen Stellungnahmen aufgewiesen würde. In einer solchen marktschreierischen Überzeichnung fehlt ein wichtiger Vermittlungsschritt, nämlich die Analyse neoliberaler Hegemonie, auf die sich beide auf freilich unterschiedliche Weise beziehen: die »neue Rechte«, indem sie ihre ausländerfeindliche Politik in den einzig »zulässigen« Differenz-Diskurs übersetzt, die Postmoderne, indem sie ihre Macht- und Normkritik partikularistisch artikuliert und mit ihrer Zelebration fragmentierter Identitäten der neoliberalen Zerstörung des gesellschaftlichen Gesamtzusammenhangs in die Hände arbeitet.⁸

Die Verstrickung der Postmoderne mit dem Neoliberalismus ist die systematische Leerstelle in Wolins Argumentation. Der Term fällt ein einziges Mal, und zwar in der Behauptung, in Frankreich würde die Postmoderne durch einen neuen Humanismus (in Gestalt von Ferry und Renaut) und damit durch einen »robust and indigenous neoliberalism« zurückgedrängt (34) – wie »Liberalismus« wird auch »Neoliberalismus« nicht als analytischer Begriff benutzt, sondern als normativ aufgeladene Werbenummer

8 Vgl. Reitz 2003, 83 (am Beispiel Foucaults) und Rehmann 2004, 43f, 68, 133 (am Beispiel Deleuzes und Foucaults).

eingesetzt. Ihnen zur Seite tritt schließlich, was implizit als Bezugspunkt immer schon zugegen war, nämlich »Amerika«, das als Chiffre für das Versprechen westlich-demokratischer Werte fungiert. Wolin präsentiert es als Projektionsfläche für die Modernitätsängste des »europäischen Geistes«, den er als Amalgam aus Antikapitalismus, Antiamerikanismus und Antisemitismus beschreibt (278, 301).

Nun haben wir also einen europäischen Sonderweg, in dem sich rechts und links in ihrem Anti-Amerikanismus vereinen: Wer die »bourgeoise Gesellschaft« ablehnt oder die »Plastikwelt« beklagt, ist der spenglerschen Kulturkritik und des reaktionären Antiamerikanismus überführt (143, 147) – mit dieser Methode wird z.B. Heiner Müller zum Repräsentanten einer nationalen Erweckungsbewegung befördert (145). Unter die Anti-Amerikanisten der »europäischen Linken« wird neben Sartre und der Frankfurter Schule auch Antonio Gramsci eingereiht, weil er in Amerika den Fordismus und die von ihm eingeleitete Rationalisierung der Arbeit siegen sah (309). Spätestens hier ist die strukturelle Blindheit des moralisierenden Diskurses mit Händen zu greifen. Unfähig, zwischen theoretischer Reflexion und moralischer Bewertung zu unterscheiden, übersieht Wolin nicht nur, dass es Gramsci darum ging, eine neue Regulationsweise analytisch zu begreifen, sondern auch, dass er die amerikanische Entwicklung mit dem »nachholenden Fordismus« im faschistischen Italien kontrastierte und in Gegenüberstellung zu der »parasitären« Klassenstruktur Europas als eine weitaus »entwickeltere Form« behandelte (*Gef*, H. 1, § 61, 130f): »Amerika ohne ›Tradition‹, aber auch ohne diesen Bleimantel, dies einer der Gründe für die gewaltige Akkumulation von Kapitalen, obgleich die Löhne relativ besser als die europäischen.« (132) Wenn Wolin hier unbedingt nach »Bewertungen« suchen will, dürfte er Gramscis explizite Wendungen gegen einen »provinziellen« Anti-Amerikanismus nicht unterschlagen.⁹

Von Gobineau, Nietzsche, Spengler, Heidegger geht die Linie zu Baudrillard, der Amerika mit Disneyland identifiziert, und Žižek, der in seinem Kommentar zum Terroranschlag auf das World Trade Center meinte, »in gewisser Weise erhielt Amerika, worüber es phantasierte« (z.n. 307). Da Wolin an diesem Beispiel nur die »unverhohlene Schadenfreude« der Postmodernen nachweisen will, interpretiert er den Satz unmittelbar als »Amerika bekam, was es verdiente«. Statt sich auf den analytischen Gehalt der These, nämlich einer Rückkehr der in unzähligen Filmen vermittelten Gewaltimaginationen zur »Wüste des Wirklichen« (Baudrillard), einzulassen, problematisiert er lediglich die Losgelöstheit einer solchen Interpretation »von jedem Diskurs der Moral oder des ›Rechts‹« (ebd.). Aber gilt für Wissenschaft und Theorie nicht auch eine »Ethik« der Beobachtung und Reflexion,

9 Gramsci kennzeichnet die italienischen Amerika-Kritiker z.B. als ein »tölpelhaftes Gladiatorentum, das sich selbst als Tat proklamiert« und dabei übersieht, dass Gentiles Formel einer »Philosophie der Tat« gerade auf den Amerikanismus zutrifft (H. 1, § 92, 151; vgl. H. 22, § 5, 2075); »provinzielle Intellektuelle«, die eine »rückschrittliche, extreme Rechte« repräsentieren und darüber hinwegtäuschen, dass der italienische Industrialismus »immer Raub-Industrialismus gewesen ist, der auf die Niedriglöhne spekuliert und die technische Entwicklung vernachlässigt hat« (H. 28, § 17, 2234f).

die sich gegenüber der moralischen »Bewertung« des Beobachteten relativ unabhängig halten muss? Und wird nicht gerade diese »normative« Errungenschaft intellektueller Redlichkeit verletzt, wenn Wolin seinen politischen Standpunkt mit den Weihen des Moralischen garniert?

Trotz vieler wertvoller Informationen und gehaltvoller Passagen erweist sich Wolins Abrechnung mit der Postmoderne im Namen westlicher und v.a. amerikanischer »Werte« schließlich doch als eine politisch überdeterminierte und parteiische Engführung. Eine theoretische Kritik der Postmoderne muss deren Konstruktionsprinzip freilegen und kann nicht als Gerichtsverfahren gegen einen anti-amerikanisch kontaminierten »europäischen Geist« durchgeführt werden. Wie wohlthuend hebt sich dagegen der (diesmal) keineswegs abstrakte Wunsch Derridas kurz vor seinem Tod ab: dass sich gegen die us-amerikanische Imperialpolitik wie auch gegen einen »arabisch-islamischen Theokratismus ohne Aufklärung« ein anderes Europa zusammenschließen möge, das sich zugleich mit denen verbündet, die innerhalb der genannten Blöcke Widerstand leisten (2004, 12). Von Europa aus gesprochen, ohne eurozentrisch zu sein, in der Perspektive eines Universalismus formuliert, der sich als aufgeklärt und zugleich anti-imperialistisch versteht – hier finden sich die wesentlichen Elemente dessen, was Wolin meint, »der Postmoderne« entgegenhalten zu können. Man bräuhete eine neue Dekonstruktion, um die allzu übersichtlichen und zu Schablonen erstarrten Frontstellungen der Debatte durcheinanderzubringen.

Wolin ist ein Meister in der intellektuellen Aneignung linker Philosophie-Kritiken, die sein Buch interessant und lesenswert machen. Er ist freilich auch geschickt bei ihrer Verflachung zur marktgängigen Unterhaltung. Und vor allem ist er darin Virtuose, die kritischen Impulse gegen dieselbe Linke zurückzuwenden, der er sie entwendet hat. Sie war es, die getroffen werden sollte, als postmoderne Intellektuelle auf den Sack »der« Aufklärung und »des« Universalismus einschlugen; sie ist es wieder, die getroffen werden soll, wenn die Weißwäscher nun im Namen der westlich-amerikanischen Wertegemeinschaft auf den Sack des Postmodernismus schlagen.

Literatur

- Bloch, Ernst, *Erbschaft dieser Zeit*, Gesamtausgabe, Bd. 4, Frankfurt/M 1935 (zit. GA 4)
- Bourdieu, Pierre, *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*, Frankfurt/M 1987
- Brumlik, Micha, »Wolins Gadamer – ein alter Bekannter«, in: *Internationale Zeitschrift für Philosophie*, H. 1, 2001, 66-68
- Dath, Dietmar, »So gescheit verfehlt man ein Thema. Spaß mit Richard Rorty«, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 5.7.2004, 33
- Derrida, Jacques, »Glauben und Wissen«, in: ders., u. G. Vattimo (Hg.), *Die Religion*, Frankfurt/M 2000
- ders., »Das Leben, das Überleben. Vom Ethos des Denkens und von der Chance des europäischen Erbes«, Gespräch mit Jean Birnbaum, in: *Lettre International*, Nr. 66, 2004, 10-13

- Eagleton, Terry, *The Illusions of Postmodernism*, Oxford 1996
- Gadamer, Hans-Georg, *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik* (1960), 4. Aufl., Tübingen 1975
- Gramsci, Antonio, *Gefängnishefte. Kritische Gesamtausgabe*, auf Grundlage der im Auftrag des Gramsci-Instituts besorgten Edition von Valentino Gerratana, hgg. v. Klaus Bochmann u. W.F. Haug, Hamburg 1991ff (zit. *Gef*)
- Habermas, Jürgen, *Der philosophische Diskurs der Moderne. Zwölf Vorlesungen*, Frankfurt/M 1985
- Hausmann, Frank-Rutger, »Unwahrheit als Methode? Zu Hans-Georg Gadamer's Publikationen im ›Dritten Reich‹«, in: *Internationale Zeitschrift für Philosophie*, H. 1, 2001, 33-54
- Mauss, Marcel, *Die Gabe. Form und Funktion des Austausches in archaischen Gesellschaften*, Frankfurt/M 1966
- Negt, Oskar, u. Jan Rehmann, »Rückruf aus der Postmoderne – Rorty und die Linke. Oskar Negt im Gespräch mit Jan Rehmann«, in: *Das Argument* 220, 1997, H. 3, 315-25
- Orozco, Teresa, *Platonische Gewalt. Gadamer's politische Hermeneutik der NS-Zeit* (1995), Hamburg 2004
- dies., »Die Kontroverse um Gadamer's Engagement im NS-Staat« (zugl. Einleitung zur 2. Auflage in Orozco 2004), in: *Das Argument* 258, 2004, H. 6, 833-49
- Rehmann, Jan, *Postmoderner Links-Nietzscheanismus. Deleuze & Foucault. Eine Dekonstruktion*, Hamburg 2004
- Reitz, Tilman, »Die Sorge um sich und niemand anderen. Foucault als Vordenker neoliberaler Vergesellschaftung«, in: *Das Argument* 249, 2003, H. 1, 82-97
- ders., »Endlich fassbar. Zum Tode Jacques Derridas«, in: *Das Argument* 258, 2004, H. 6, 826-32
- Rorty, Richard, *Achieving our Country. Leftist Thought in Twentieth-Century America*, Cambridge/Massachusetts-London 1998
- ders., »Philosophical Convictions«, in: *The Nation*, 14.6.2004 (zit.n. Internetausgabe <http://www.thenation.com>)
- Wolin, Richard »Nazism and the Complicities of Hans-Georg Gadamer. Untruth and Method«, in: *The New Republic*, 15.5.2000, 36-45
- ders., »Unwahrheit und Methode. Gadamer und die Zweideutigkeiten der ›inneren Emigration‹«, in: *Internationale Zeitschrift für Philosophie*, H. 1, 2001, 7-32

Vom gleichen Autor bei Argument erschienen:

Postmoderner Links-Nietzscheanismus

Deleuze & Foucault. Eine Dekonstruktion

Argument Sonderband Neue Folge AS 298
 ISBN 3-88619-298-9 · 16,50 € [D]



Im Buchhandel oder direkt vom Argument-Versand:
 Reichenberger Str. 150 · 10999 Berlin · Fax: 030 / 611 42 70 · versand@argument.de

Dieter Boris und Anne Tittor

Die Piquetero-Bewegung in Argentinien

Die Piquetero-Bewegung (abgeleitet von *piquete* = Streikposten), die zur Zeit ihres Höhepunktes (2001/02) Hunderttausende zu mobilisieren vermochte, stellt eine argentinische Besonderheit dar. Sie setzt sich vor allem aus Arbeitslosen zusammen und bildete im Kontext der tiefen Wirtschaftskrise in diesen beiden Jahren eine der wichtigsten sozialen Protestbewegungen. Bemerkenswert ist dabei ihre dezidiert anti-neoliberale Orientierung und ihr – im Vergleich zu anderen Arbeitslosenbewegungen – erheblicher politischer Einfluss. Spezifisch für sie ist ihre Protestform: Die Piqueteros organisieren teilweise wochenlange Straßenblockaden wichtiger Zufahrtsstrassen großer Unternehmen oder Bundesstraßen. Ihre ersten lokalen Aktionen in den 1990ern fielen in eine Zeit des Abflauens sozialer Kämpfe und Streiks und ereigneten sich in eher abgelegenen Teilen des Landes, in denen durch Privatisierung öffentlicher Unternehmen oder die Schließung eines lokalen Industriebetriebes sehr viele Menschen gleichzeitig ihren Arbeitsplatz und die daran gekoppelte soziale Sicherheit verloren hatten (vgl. Auyero 2002, 187f).

Die Forderungen der Piqueteros richten sich im Allgemeinen auf die Schaffung von Arbeitsplätzen, auf finanzielle Hilfe, Gewährung von Wohnraum und Ernährung. Die eingeforderte Unterstützung wird entweder in Form von Lebensmittelpaketen oder durch die eigens vom damaligen Präsidenten Menem zur Befriedung der Piquetero-Bewegung eingeführten *Planes Trabajar* (wörtlich: Arbeitspläne, ähnlich den Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen in der BRD) gewährt. Die Anzahl der Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen wurde aufgrund der Proteste der Piqueteros von ca. 50 000 im Dezember 2001, was etwa 1 % der ökonomisch aktiven Bevölkerung entsprach, auf über 600 000 bzw. 6 % bis zum Ende des Jahres 2002 erhöht. Diese Geldzahlungen an die jeweiligen Haushaltsvorstände für festgelegte gemeinnützige Arbeit wurden zunächst von den Gemeinden verwaltet und angeordnet, bis verschiedene Piquetero-Organisationen die Selbstverwaltung dieser Maßnahmen durchsetzten. Im günstigsten Fall können so die geleisteten Arbeiten in Form von Arbeitsstunden auch den Piquetero-Organisationen zugute kommen. Mit diesen finanziellen Ressourcen bauten die Akteure der Bewegung eine alternative Infrastruktur auf. Insbesondere Krankenstationen, Kindergärten und Volksküchen, sowie einige Handwerksbetriebe wurden von den einzelnen Piquetero-Gruppen ins Leben gerufen und in Kollektivbewirtschaftung geführt. Sie arbeiten mit den besetzten Betrieben¹ eng zusammen

1 Von den Besitzern verlassen oder bankrott gegangene Betriebe wurden vor allem während der Krisenjahre 2001/02 von Arbeitern besetzt und weitergeführt; schätzungsweise 150 Betriebe schlossen sich in dieser Phase zusammen.

und konnten während der argentinischen Krise, in der viele Menschen, vor allem Kinder an Hunger und Unterernährung starben, zumindest eine warme Mahlzeit am Tag garantieren.

Während die ersten systematischen Straßenblockaden zwischen 1993 und 1996 weitab vom ökonomischen und politischen Zentrum stattfanden, begannen sich in der Folge auch in den Armenvierteln am Stadtrand von Buenos Aires die Arbeitslosen zu organisieren. Im Gegensatz jedoch zu den kleineren Provinzen, in denen ein starker Zusammenhalt der Bevölkerung eher gegeben war, ging es in der Hauptstadt zunächst darum, gegen die soziale Desintegration anzukämpfen und die Vereinzelung zu durchbrechen und so die ersten Schritte der Organisierung zu erreichen (MTD-Solano/Colectivo Situaciones 2002, 67). 1997 setzte die erste (noch relativ kleine) Straßenblockade in Groß Buenos Aires die ersten 120 *Planes Trabajar* der Metropole durch. Solche lokalen Erfolge führten nach Javier Auyero zu einer Art Dominoeffekt (2002, 206f): immer mehr Arbeitslose bezogen sich auf die Kämpfe von Piqueteros in anderen Teilen des Landes und begannen die gleichen Verbesserungen einzufordern.

2001 fanden zwei bundesweite Kongresse der Arbeitslosen statt, auf denen gemeinsame Aktionspläne und Forderungen beschlossen wurden: auf dem ersten Kongress Straßenblockaden in 50 Städten, für 24, 48 und 72 Stunden innerhalb eines Zeitraums von drei Wochen und auf dem zweiten ein Generalstreik von 36 Stunden. »Die Versammlungen fordern den Rücktritt der Regierung, ein Ende der Strukturanpassungsprogramme, die pünktliche und vollständige Auszahlung von Löhnen, Renten und Arbeitslosenunterstützung, die Freilassung der Gefangenen und die Einstellung der Strafverfahren gegen 2500 Piqueteros.« (Beilage zum *Wildcat-Zirkular* Nr. 63/ März 2002, 13f)

In der Hochphase der Mobilisierungen (nach dem zweiten landesweiten Kongress) bot die argentinische Regierung den Piqueteros an, ihre Organisationen als Verhandlungspartner ähnlich den Gewerkschaften anzuerkennen (vgl. Vales 2001, 4). Auch wenn die Piqueteros hierauf mit der Forderung reagierten, dass zunächst das Strukturanpassungsprogramm zurückgenommen, die inhaftierten Genossen freigelassen und sämtliche Anklagen fallengelassen werden müssten (ebd.), gelang es der Regierung dennoch, über dieses Angebot die Bewegung zu spalten, da der größte Teil die Verhandlungen aufnehmen wollte.

Zeiten der Spaltung – Zeiten der Schwächung

In der Bewegung koexistieren unterschiedliche Organisationsformen, Forderungen und Ziele, deren Differenzen teilweise aus der politischen Herkunft der Akteure, teilweise aus sozialstrukturellen Faktoren resultieren. Bis vor kurzem konnte zwischen drei Hauptströmungen unterschieden werden, die noch einmal in zahlreiche Untergruppen zerfallen: a) der dialogbereite Sektor (CCC: Corriente Clasista Combativa/kämpferische klassenbewusste Strömung und FTV?: Federación de Tierra y Vivienda/Föderation für Land und Wohnraum) mit insgesamt ca. 130000

Mitgliedern, b) der »Bloque Nacional Piquetero« (BNP), kämpferisch und mit guten Verbindungen zu linken politischen Parteien, mit 35 000 Aktivisten und c) die sich als autonom und radikal verstehenden Organisationen, mit 15 000 Mitgliedern (Pereyra 2003, 121ff).

Mit dem Amtsantritt von Präsident Duhalde zu Beginn des Jahres 2002 begannen die Differenzen und Konflikte zwischen den Hauptströmungen der Piquetero-Bewegung zuzunehmen. FTV und CCC schlugen einen »Waffenstillstand« mit der neuen peronistischen Regierung vor, um im Gegenzug ihre Institutionalisierung und die materielle Expansion der Arbeitslosenprogramme zu sichern. Im Laufe des Jahres 2002 hat die ursprünglich große Präsenz der FTV und der CCC in der nationalen Politik abgenommen, wogegen der BNP gestärkt wurde. Auch die »Movimiento Teresa Rodríguez« (MTR), die damals Teil des BNP war, und die dem dritten Block zuzurechnende, »autonomistisch« orientierte »Coordinación Anibal Verón« (CAV) konnten in dieser Phase Zuwachs verzeichnen, besonders, da sie ihre Verbindungen zu den städtischen Mittelklassen, die durch die Dezember-Ereignisse mobilisiert waren, aufrechterhielten und sogar verdichteten (Svampa/Pereyra 2003, 83). Diese Kräfteverschiebung wurde auch sichtbar anlässlich des Todes zweier junger Piqueteros am 26. Juni 2002 in der Nähe der Brücke Pueyrredón, bei dem die öffentliche Solidarität mit den vorsätzlich hingerichteten Demonstranten außerordentlich stark war. Halbherzige Stellungnahmen bezüglich gemeinsamer Protestdemonstrationen gegen die repressiven Übergriffe machten die widersprüchliche Haltung der CTA/FTV- und CCC-Führung gegenüber dem übrigen Teil der Bewegung deutlich und führten schließlich innerhalb der Organisation selbst zu heftigen Auseinandersetzungen, die die Piquetero-Bewegung schwächten.

Auf der Basis des vor allem seit der zweiten Hälfte des Jahres 2003 kräftig anziehenden Konjunkturseschens (und der Zunahme der Steuern), konnte die neue Regierung Néstor Kirchners nach der Wahl 2003 die entsprechenden Armutsbekämpfungsprogramme und Arbeitslosenunterstützungen erheblich ausweiten.³

In dieser Situation scheint die Piquetero-Bewegung unter doppeltem Druck geraten zu sein. Einmal hat sich offenbar die politische Spaltung zwischen den einzelnen Teilen der Bewegung vertieft, so z.B. sprach der »Anführer« der FTV, Luis D'Elía, schon vor einiger Zeit von »guten« und »bösen« Piqueteros und bekräftigte, »zu den Waffen zu greifen«, wenn es gegen diejenigen geht, die die aktuelle Regierung destabilisieren wollen. Interpretationen gehen dahin, dass er hier die radikalen Piquetero-Führer gemeint haben könnte, welche eine soziale Revolution in Argentinien herbeiführen wollen und weniger die peronistische und

2 Die FTV wurde 1998 von dem Gewerkschafts-Dachverband CTA als Sammelbecken für verschiedene Organisationen gegründet, die sich für die Verbesserung der Lebensbedingungen in den Elendsvierteln von Buenos Aires und der bäuerlichen Bevölkerung auf dem Land einsetzen.

3 Die für das Jahr 2004 vorgesehene Summe von 3,8 Mrd. Pesos (ca. 1,3 Mrd. €) wurde auf 8,1 Mrd. Pesos (ca. 2,8 Mrd. €) im Laufe des Jahres 2004 erhöht (*Revista Debate* v. 2.7.2004, 27).

nicht-peronistische Opposition auf Seiten der Rechten.⁴ Zum anderen scheint der Druck aus dem Unternehmerlager und der sogenannten Öffentlichkeit größer zu werden, das Unruhepotenzial, den Störenfried einer – auch ökonomischen – Normalisierung nun aus dem Wege zu räumen. Über 58 % der argentinischen Bevölkerung befürworten angeblich eine Lösung des Piquetero-Problems, aber ohne Repression (*Le Monde* v. 19.12.2003). Unternehmerverbände haben weitere Entlassungen (statt Einstellungen im Zuge des Aufschwungs) angedroht, wenn die Straßenblockaden nicht aufhören (*FAZ* v. 9.12.2003).⁵ Als es nach fast zweijährigem Anstieg der monatlichen wirtschaftlichen Wachstumsraten im April 2004 – während der Energiekrise – erstmals zu einem leichten Rückgang des BIP im Vergleich zum Vormonat kam, wurde dies von führenden in- und ausländischen Wirtschaftsrepräsentanten zum einen mit der von Kirchner fortgesetzten Preisfixierung für »öffentliche Dienstleistungen«, zum anderen mit der zunehmenden Unsicherheit auf den Straßen begründet: insbesondere durch Aktionen der Piqueteros seien die Voraussetzungen für einen weiteren Anstieg der Neuinvestitionen nicht gegeben (*FAZ* v. 5.7.2004). In der Tat haben sich seit Anfang 2004 einige Vorfälle zugetragen, die vom bisherigen Muster der Straßensperren abwichen: Besetzung von Verwaltungen ausländischer Unternehmen (Repsol-YPF), von verschiedenen Ministerien, Hotels, Supermärkten, Eisenbahn- und Mautstationen, die mehr oder weniger symbolischer Natur waren und z.B. zu »Gratiseinkäufen« oder »Freifahrten« führten (*El País* v. 1.7.2004). In diese bereits emotional stark aufgeladene Konstellation fiel Ende Juni die Ermordung eines Piquetero-Aktivisten der FTV durch einen Polizeispitzel im alten Hafenviertel La Boca, worauf die empörten Nachbarn und Freunde des getöteten Piquetero das Polizeikommissariat 24 in diesem Stadtteil angriffen und verwüsteten; ähnliche Zwischenfälle mit tödlichem Ausgang hatten bereits Tage zuvor stattgefunden.

Da die bürgerliche Opposition die weit verbreitete Empörung über die Zunahme der Alltagskriminalität geschickt für die Forderung nach energischer Bekämpfung der Piquetero-Aktivitäten nutzte, ist für die Regierung und für die Piqueteros eine schwierige Situation entstanden.

Nach der Phase des Aufschwungs der Piquetero-Bewegung (Dez. 2001 bis Ende 2002) muss spätestens seit Beginn des Jahres 2003 von einem – phasenweise unterschiedlich deutlichen – Rückfluss bzw. Schwächung der Piquetero-Bewegung insgesamt gesprochen werden. Dies erklärt sich aus einer Reihe von Gründen: Die mit der Wahl von Kirchner und dem ökonomischen Aufschwung fortgesetzte »Normalisierung der Verhältnisse« geriet immer stärker in Konflikt mit den »Unruhestörern«, die den Verkehr lahmlegen, um auf ihre nach wie vor prekäre Situation aufmerksam zu machen. Die geschickte Spaltungspolitik der Regierung Kirchner und taktische sowie strategische Fehler seitens der verschiedenen Piquetero-Bewegungen haben

4 Dieser Vorwurf der Spaltung und Auseinanderdividierung der einzelnen Piquetero-Strömungen durch Präsident Kirchner wird auch von anderen Seiten erhoben, so z.B. einer Repräsentantin der Bewegung Teresa Rodríguez: Myriam Pelazas (2003, 18f).

5 Vgl. z.B. die entsprechende Diskussion in *Revista Debate* v. 2. Juli 2004, 18-29.

gleichfalls zu ihrem Bedeutungsverlust beigetragen. Da die zeitweise ökonomische Erholung nicht nur als fragil anzusehen ist, sondern sie die Lebenslage großer Teile der arbeitenden und erwerbslosen Bevölkerung kaum berührt hat, scheint sich die bislang stark differierende Einschätzung der Regierung Kirchner durch die unterschiedlichen Piquetero-Gruppen weiter zu verändern und bisherige ›Blockpositionen‹ aufzuweichen. Während der FTV und andere kleinere Gruppen zur sozialen Basis für die Regierung geworden sind, haben sich innerhalb ihres früheren Bündnispartners CCC die regierungskritischen Fraktionen durchgesetzt, und sie arbeitet nun stärker mit an linken Parteien angelehnten Piquetero-Organisationen zusammen.

Perspektiven der Bewegung

Zunächst ist es erstaunlich, dass in Argentinien eine derart große und einflussreiche Arbeitslosenbewegung entstehen konnte. Es gibt viele Faktoren, die ›normalerweise‹ die Reichweite solcher Bewegungen begrenzen. Zum Beispiel scheiden Arbeitslose in der Regel aus Gewerkschaften aus, zumal diese oft nicht in ihrer Politik deren besondere Interessen berücksichtigen. Zudem schwächt Erwerbslosigkeit die Position der betroffenen Individuen, insbesondere deren Artikulations- und Organisationsfähigkeit und -bereitschaft. In der individuellen Erfahrung der Betroffenen wird diese nicht als gesellschaftliches Problem wahrgenommen, sondern sehr häufig als eigenes und individuelles Versagen interpretiert.

Dass in Argentinien diese Reaktion zumindest bei einem nennenswerten Teil der Arbeitslosen nicht eingetreten ist, hat eine Reihe von Ursachen. Zunächst hatte Argentinien bis zur Mitte der 1970er Jahre eine hohe Arbeitnehmerquote (von ca. 75 %) und galt viele Jahrzehnte als Land mit Arbeitskräfteknappheit (mit hoher Arbeitsmigration aus den Nachbarländern). Vor diesem Hintergrund rief die schnell wachsende und tiefe Beschäftigungs- und Verarmungskrise andere Wirkungen hervor. Auch sind die Vorläufer der Arbeitslosenbewegung und früheren Protestartikulationen von Bedeutung. So wurden zwischen 1989 und 1996 immerhin 2000 soziale Proteste im »neuen Argentinien« unter Präsident Carlos Menem registriert (Scribano 1999, 55), was die Beschreibung großer Teile der Bevölkerung als politisch apathisch, tendenziell individualistisch und immer stärker konsumorientiert relativiert.⁶

Die generellen Wirkungen neoliberaler Wirtschaftspolitik (ökonomische und soziale Polarisierung, Anstieg der Arbeitslosigkeit, Vernachlässigung sozialer Infrastrukturen etc.) waren in den ohnehin in ökonomischer und sozialer Hinsicht benachteiligten Teilen des Landes besonders drastisch. Die im Durchschnitt höhere Arbeitslosigkeit und Armutsquote in den Provinzen (Sottoli 2002, 147; Scribano 1999, 53) war in den meisten Fällen schon in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre von einer geringeren Wahlbeteiligung begleitet. Vielleicht noch wichtiger als diese

6 Auch der Aufstand der staatlichen und kommunalen Bediensteten, dann der gesamten Bevölkerung gegen die Provinzregierung in Santiago del Estero im Dezember 1993, die später als sogenannte »Pueblada« bezeichnet wurde, kann als Vorläufer eingestuft werden (Laufer/Spiguel 1999, 18ff).

›objektiven Indikatoren‹ war für den Beginn der Protestbewegung der Umstand, dass die Staats- und Repressionsapparate dort wesentlich schwächer und auch die Stärke der offiziellen Gewerkschaftsbürokratie deutlich geringer sind als in den Zentren des Landes. Die verschiedenen sozialpolitischen Maßnahmen, die dem Unmut der verarmenden Teile der Bevölkerung entgegenwirken sollten, waren in den zentralen Landesteilen wie der Provinz und dem Großraum von Buenos Aires eindeutig intensiver und diversifizierter angelegt als in den übrigen Provinzen (Laufer/Spiguel 1999, 31). Da praktisch die gesamte Bevölkerung in der jeweiligen Region von den schlagartigen Entlassungswellen betroffen war, kam hier der »multiklassistische« Aspekt der Protestbewegung von vornherein stärker zur Geltung. Besonders wichtig scheinen die schon vorher existenten sozialen, infrastrukturellen Netze, formellen Organisationen oder informellen Strukturen gewesen zu sein, die allesamt als »Auffangbecken«, Orientierungspunkte und primäre Koordinatoren der Unzufriedenen und Hoffnungslosen dienten. Diese Funktion haben drei Instanzen ausgeübt: a) peronistische, informelle Netzwerke, b) frühere Stadtteilbewegungen und c) NGOs mit dem Ziel der Armutsbekämpfung.

a) Der Peronismus – als anti-sozialistische und anti-kommunistische Ideologie und Bewegung seit den 1940er Jahren – hat gewisse Grundforderungen der Arbeiterbewegung zu erfüllen versucht, diese aber zugleich von antikapitalistischen oder systemkritischen Orientierungen abzubringen vermocht. Die Peronistische Partei (Partido Justicialista, PJ) und die Peronistischen Gewerkschaften (CGT) dürfen jedoch nicht einfach von ihren formalen, bürokratischen und hierarchischen Strukturen her beurteilt werden. Es ist erstaunlich, in welchem Maße sie (auch während der 90er Jahre) über eine bedeutende soziale Infrastruktur, die informal und dezentral angelegt war, verfügten. Der hohe Grad an Autonomie dieser Strukturen ermöglichte es, dass die Parteispitze auch unter Menem zwar in mancher Hinsicht diese große Organisation (mit formell fast vier Millionen Mitgliedern) und die entsprechenden Ressourcen, Unterstützungsleistungen bei Wahlen und bei der Lösung lokaler Probleme nutzen konnte, die lokalen Netzwerke und Organisationen von diffus peronistischer Orientierung aber u.U. die zentralen Richtlinien und Instruktionen ignorieren konnten (Levitsky 2001, 27f). Es wäre zu prüfen, ob die peronistischen Gewerkschaften, Kooperativen, Sportclubs, besonders Fußballvereine, Volksküchen, Erziehungsinstitutionen, Gesundheitsstationen, Elendsviertelorganisationen, Anlaufstellen für Rentner, Kulturinstitutionen usw. nicht auch zur Organisierung der Arbeitslosen in den verschiedenen Landesteilen und später auch in Groß Buenos Aires erheblich beigetragen haben. Da ihre Parteiloyalität als relativ gering eingestuft werden kann, ihre Organisationskapazität und ihre soziale Verankerung aber als relativ hoch einzuschätzen ist, spricht einiges für eine derartige Hypothese (vgl. auch zu den peronistischen Netzwerken die umfassende Studie von Javier Auyero 2001; und Levitsky 2003, 31).

b) Nicht nur Menschen aus populistischen oder linken Parteien, mit gewerkschaftlichem und/oder befreiungstheologischem Hintergrund, sammelten sich bei den Piqueteros, sondern auch viele, die in Landbesetzungs- oder Stadtteilbewegungen aktiv waren oder sind. Es scheint, dass die Piqueteros dort besonders verankert sind, wo bereits territoriale Strukturen und soziale Netze vorher bestanden (Vales 2001, Argumedo 2004). Viele der Viertel am Stadtrand von Buenos Aires sind aus Landbesetzungen in den 1980er Jahren hervorgegangen, als untere Einkommensschichten aus der Innenstadt systematisch abgedrängt wurden. In Vorbereitung der Besetzung und in der Phase ihrer Verteidigung hatten die Bewohner sich bereits gemeinsam organisiert, um ihr Recht auf akzeptable Wohnverhältnisse gegenüber dem Staat einzufordern bzw. sich diese selbst zu schaffen: durch den Aufbau von Infrastruktur wie Straßen, Wasserleitungen, Volksküchen und Gesundheitsstationen. Zudem sind die Landbesetzungen in Quilmes u.a. als radikaler Bruch mit den traditionellen klientelistischen Organisationsformen in Argentinien zu bewerten (Sperberg 1997, 57). Durch den Doppelcharakter, den solche Bewegungen gegenüber dem Staat als Gegner und Garant zugleich einnehmen, bewegen sie sich ständig in dem Dilemma einerseits ihre Autonomie bewahren zu müssen, andererseits sich durch völlige Erfolglosigkeit nicht marginalisieren zu lassen. Die Piquetero-Bewegung hat denselben Bruch vollzogen und sieht sich vor ähnlichen Problemen: auch sie steht dem Staat zunächst als Gegner gegenüber, zielt aber darauf, dass er langfristig Zugeständnisse macht und die von ihr erkämpften Errungenschaften garantiert. Ebenso wie bei den Piqueteros bestand die Taktik des Staates bei den Landbesetzungen in der Regel darin, die Kämpfe hinzuhalten, zu spalten, klein zu arbeiten und mit Repression zu bedrohen oder zu begegnen (95).

Doch nicht nur hinsichtlich dieser Spannungsfelder existieren Ähnlichkeiten zwischen der Piquetero-Bewegung und der Landbesetzer-/Stadtteilbewegung. Die Bewohner leben gemeinsam in einem städtischen Territorium, wo sie gemeinsame politische Aktionen durchführen und häufig Strukturen der Selbstverwaltung aufbauen (Boris 1998, 190f). Träger solcher Bewegungen sind vor allem Arme und Angehörige der städtischen Unterschichten, wobei ein Großteil an Frauen sich hier engagieren; häufig wird von einem Frauenanteil über 50 % gesprochen. Insbesondere in der Formierungsphase der Bewegung spielten Frauen eine wichtige Rolle, denn während die Männer sich eher dafür schämten, arbeitslos zu sein, begannen sich die Frauen in Nachbarschaftsversammlungen auszutauschen und zu organisieren. Häufig führte dies zu »häuslichen« Konflikten, da die Männer mit dem Engagement »ihrer« Frauen nicht einverstanden waren, wenn es über die reine Selbstorganisation, um die alltäglichen Probleme der Armut besser zu bewältigen, hinausging. Möglicherweise wurde das Geschlechterverhältnis innerhalb der Piquetera-Bewegung etwas verändert, oder zumindest in Frage gestellt. Entgegen dem Bild, das durch die hohe Beteiligung von Frauen bei Straßenblockaden entsteht, reproduziert sich aber die geschlechtliche Arbeitsteilung. Während sich die Frauen v.a. in den Bereichen der klassischen Stadtteilarbeit engagieren, sind in der dezidiert »politischen« Arbeit Männer viel häufiger anzutreffen.

c) Auch in Argentinien wuchsen, teilweise als Antwort auf Schwächen und Defizite des Sozialstaats und auf die soziale Polarisierung, in den 1980er und 90er Jahren die NGOs. Etwa 75 % von ihnen sind allerdings in der Hauptstadt bzw. Groß Buenos Aires konzentriert, in sieben der anderen Provinzen sind keine NGOs vertreten (Luna 1996, 178). Aufgrund dieser geographischen Konzentration bestehen erst seit der Ausbreitungsphase verstärkte Kontakte zwischen NGOs und den einzelnen Piquetero-Bewegungen. In ihrem Schwerpunkt auf Stadtteilprojekte, Erziehungs- und Schulungsaufgaben, die Arbeit mit Frauen und Jugendlichen gibt es einige Berührungspunkte zwischen beiden, wenngleich die strikt legalistische Attitüde der NGOs ein Grund dafür sein könnte, dass zu Beginn der Piquetero-Aktivitäten mehr als einzelne Impulse und eine gewisse Unterstützung von ihnen nicht ausgegangen sein dürfte (Luna 1996, 179ff).

Zu den wichtigsten Determinanten der zukünftigen Perspektiven der Piquetero-Bewegung gehören einerseits die ökonomische und politische Entwicklung unter Präsident Kirchner und andererseits der Grad der internen Differenzierung innerhalb der Piqueteros, anderer Teile der sozialen Bewegungen und der Linken insgesamt. Wie oben angedeutet, könnte sich der ökonomische Aufschwung der letzten zweieinhalb Jahre als fragil und wenig nachhaltig erweisen, da er vor allem auf dem Ausnutzen vorhandener Strukturen (stärkere Auslastung von brachliegenden Kapazitäten, günstiges Preisniveau von wichtigen Exportgütern etc.) basiert. Mit der Zunahme ökonomischer Engpässe könnte es auch zu einer härteren Gangart und noch selektiveren Politik der Regierung Kirchner gegenüber den sozialen Bewegungen und den Piqueteros kommen. Beides ist aber keineswegs zwangsläufig, sondern hängt u.a. davon ab, inwieweit die Linke und ihr »Bewegungsunterbau« in der Lage ist, alternative, vielleicht zunächst »linkskeynesianische« Politikelemente, eventuell auf regionaler Ebene des MERCOSUR zu entwickeln und durchzusetzen. Die Gefahr, dass dies möglicherweise zu wenig geschieht, resultiert auch aus der generellen Schwäche der argentinischen Linken und ebenfalls aus den konzeptionellen Schwachpunkten innerhalb der Piquetero-Bewegung.

Zahlreiche Piquetero-Organisationen, wie FTV, Barrios de Pie u.a., die während der Krise große Mobilisierungspotenziale hatten, sind mittlerweile in den alten korporatistisch-klientelistisch geprägten Mechanismen der argentinischen Politik und politischen Kultur aufgegangen und in erster Linie zu einer Verteilungsinstanz von »Sozialhilfe« durch neue lokale Chefs (*punteros*) zwecks Pazifizierung unruhiger Bevölkerungsteile regrediert. Die von Teilen der »autonomistischen« Strömung (MTDs, Anibal Verón u.a.) propagierte Konzentration auf autonom-dezentrale Selbsthilfeprojekte und die entschiedene Weigerung, sich in politische Strukturen einzubringen und um Machtpositionen zu kämpfen, hat zu ihrer Demobilisierung geführt und z.T. eine Isolierung und Beschränkung auf unpolitische Überlebens-techniken hervorgerufen. Beide Haltungen sind durchaus als reale Tendenzen in verschiedenen Piquetero-Strömungen vorhanden; in gewisser Hinsicht ergänzen sie sich und stammen aus der seit Jahrzehnten verwurzelten argentinischen politischen Kultur der Arbeiterbewegung.

Die Betonung von ›Autonomie‹ und ›Spontaneität‹ der Piqueteros durch die Anti-Macht-Ideologen zur Zeit der Rebellion war die andere Seite der Medaille zu der späteren Unterordnung der Piqueteros gegenüber neuen Bossen lokaler Regimes. Beide Pole reflektieren die Abwesenheit einer organisierten klassenbewussten politischen Bildung. Die Abwesenheit von jeglichem strategischen Aktionsplan führte zu der Zersplitterung der Bewegung in eine Fülle von reformistischen, kollaborationsbereiten und sektiererischen Politikarten. (Petras 2004, 23f)

Auch den an Parteien der traditionellen Linken orientierten Piquetero-Strömungen ist es bisher nicht gelungen, sich in breiteren Bündnissen zu artikulieren, eventuell das Repertoire der Aktionsformen zu verändern und Zustimmung zu ihren Anliegen zu gewinnen. Wie Roberto Martino vom MTR resümiert, hat sich die Bewegung zu stark auf die Forderungen nach »Planes de Trabajar« und Lebensmittelpakete beschränkt. Er schlägt nun vor, sich stärker auf die verfassungsmäßig garantierten sozialen und ökonomischen Rechte zu beziehen, ein Existenzgeld (*renta básica*) zu fordern und neue (alte) – auch Teile der Mittelschichten einbeziehende – Allianzen anzustreben.⁷

Ob diese und andere Vorschläge zur Reorientierung der politischen Linken in Argentinien tatsächlich umgesetzt werden, kann zur Zeit nicht vorausgesagt werden. Die Aktionsformen, Zielsetzungen und programmatischen Diskussionen, die mit der Piquetero-Bewegung verbunden sind, steuern hierzu wichtige Impulse bei.

Literatur

- Argumedo, Alcira, »La historia de los piqueteros«, in: *Revista Debate* v. 25.6.2004, 18-19
- Auyero, Javier, *Poor people's politics. Peronist survival networks and their legacy of Evita*, London 2001
- Auyero, Javier, »Los cambios en el repertorio de la protesta social en la Argentina, in: *Desarrollo Economico*, Vol. 42, Nr. 166, Juli/Sept. 2002, 187-210
- Boris, Dieter, *Soziale Bewegungen in Lateinamerika*, Hamburg 1998
- Delamata, Gabriela, »De los ›estallidos‹ provinciales a la generalización de las protestas en Argentina«, in: *Nueva Sociedad*, Nr. 182, Nov./Dez. 2002, 121-38
- Beilage zum *Wildcat*-Zirkular Nr. 63, *El Argentinazo. Aufstand in Argentinien*, März 2002
- Lauer, Ruben, u. Claudio Spiguel, »Las ›puebladas‹ argentinas a partir del ›santiagueño‹ de 1993. Tradición histórica y nuevas formas de lucha«, in: Margarita López Maya (Hg.), *Lucha popular, democracia, neoliberalismo: Protesta popular en América Latina en los años de ajuste*, Caracas 1999, 15-43
- Levitsky, Steven, »Organisation and labour based party adaptation. The transformation of Argentine peronism in comparative perspective«, in: *World Politics*, Nr. 54, Okt. 2001, 27-56
- Levitsky, Steven, »From Labor politics to machine politics: the transformation of party-union linkages in Argentine peronism, 1983-1999«, in: *Latin American Research Review*, Vol. 38, No. 3, Okt. 2003, 3-36
- Luna, Elba, »Las organizaciones no gubernamentales de promoción y desarrollo en Argentina. Mapa institucional y lecciones de la experiencia«, in: Susana Peñalva u. Alejandro Rofman (Hg.), *Desempleo estructural, pobreza y precariedad*, Buenos Aires 1996, 175-83

7 Interview der Verfasser mit Roberto Martino vom 22. Februar 2005

- MTD de Solano/Colectivo Situaciones, *Hipotesis 891. Más allá de los piquetes*, Buenos Aires 2002
- Pelazas, Myriam, »Die ›Piqueteros‹ in Zeiten von Kirchner. Die sozialen Bewegungen in Argentinien und der neue Präsident«, in: *Inkota-Brief*, Sept. 2003, 18-20
- Pereyra, Daniel, *Argentina rebelde. Crónicas y enseñanzas de la revuelta social*, Buenos Aires 2003
- Petras, James, »Argentina: from popular rebellion to ›normal capitalism‹« (2004), <http://globalresearch.ca/articles/PET406A.html> (3.1.2005)
- Scribano, Adrian, »Argentina ›cortada‹: Cortes de ruta y visibilidad social en el contexto del ajuste«, in: Margarita López Maya (Hg.), *Lucha popular, democracia, neoliberalismo: Protesta popular en América Latina en los años de ajuste*, Caracas 1999, 45-71
- Sottoli, Susana, »Sozialpolitische Reformen und soziale Entwicklung«, in: Peter Birlle u. Sandra Carreras (Hg.), *Argentinien nach zehn Jahren Menem. Wandel und Kontinuität*, Frankfurt/M 2002, 125-52
- Sperberg, Jaime, *Urbane Landbesetzungen in Santiago de Chile und Buenos Aires. Soziale Bewegungen in Chile und Argentinien in den 80er Jahren*, Hamburg 1997
- Svampa, Maristella, u. Sebastian Pereyra, *Entre la Ruta y el Barrio. La experiencia de las organizaciones piqueteras*, Buenos Aires 2003
- Vales, Laura, »Ein kurzer Überblick über die Piquetero-Bewegung«, Gastartikel in der Zeitschrift *HIJOS*, No. 12, 2001; deutsch: <http://www.wildcat-www.de/aktuell/a016piqu.htm> (3.1.2005)



BdWi-Verlag

Christina Kaindl (Hg.):

Kritische Wissenschaften im Neoliberalismus

Eine Einführung in Wissenschafts-,
Ideologie- und Gesellschaftskritik

Mit Beiträgen von T. Bultmann · A. Demirovic
B. Fried · M. Markard · F. Haug · W. F. Haug
S. Herkommer · Ch. Morgenstern · G. Wiegel
und G. Wolf

ISBN 3-924684-94-4, Feb. 2005, 248 S., 18,00 EUR

Bestelladresse: Gisselberger Str. 7, 35037 Marburg, Tel: (0 64 21) 2 13 95, verlag@bdwi.de

Die neoliberale Umgestaltung der kapitalistischen Gesellschaften verwandelt auch die Institutionen von Bildung und Wissenschaft. Kritik an der Ökonomisierung des Wissens gerät dadurch zu einem Luxus, den sich die hier von Betroffenen nicht mehr leisten können (sollen). Einer solchen Entwicklung möchte dieser Band entgegenreten.

Frigga Haug

Der Weg, der in die Welt, nicht ins Haus führt¹

1. »Als Riva noch ganz klein war, hatte sie schon einen unbändigen Willen. Selbst als Säugling schwoll sie vor Zorn, sie schrie sich krank oder sie hielt den Atem an, bis ich vor Sorge außer mir war. Mit zwei gewöhnte sie sich an, in höchster Lautstärke Nein zu sagen. Ich sehe sie immer noch in der Mitte des Hofes stehen und dieses eine Wort schreien, bis die Wände davon widerhallten, und dann verstummte sie und weigerte sich, auch nur einen Ton von sich zu geben.« (*Er, Sie und Es*, 99) Damit ist vorskizziert, dass Rivas Weg in die Welt ein vielfältiger Widerstand wird. Ihn erzählt Marge Piercy. Riva rebelliert gegen das Tochter-sein mit der dazugehörigen liebenden und hassenden Unterwerfung, gegen bestimmtes Lernen, gegen das Zuhause, gegen die Erwartungen, als Frau Ehefrau und dann Mutter zu werden, – »sie schuf keine Kanäle, durch die meine Wünsche und Befürchtungen sie erreichen konnten«, sagt die Mutter, und manchmal frage ich mich, »ob ich nicht einen frühen Fehler beging, der ihr die Liebe unwichtig machte, gleichgültig, wie freigebig sie ihr angeboten wurde« (273). Riva kämpft im Ganzen gegen die Formen, ein weibliches Mitglied in einer Gesellschaft zu sein, in der Eigentum, zu dem auch Frauen gehören, Diebstahl und Ausbeutung ist und Leben zufälliges Moment in der Organisation von Profit. Sie wird Informationspiratin – eine der von den transnationalen Konzernen meistgesuchten Verbrecherinnen. Sie spioniert und verrät z.B. der Allgemeinheit, wie wichtige Medikamente zusammengesetzt sind, so dass aus ihnen in Zukunft kaum Extraprofit mehr zu schlagen sein wird.

2. So ist als großer Rahmen ein Spannungsverhältnis skizziert, in dem Frauenleben sich vielfältig zurechtrückt. Die verschiedenen Bewegungen verdichten sich zu Katastrophen, zu Glück und Unglück, Aufbegehren und Resignation. – Alexandra Kollontai (1872-1952), Aktivistin in der russischen Revolution von 1917/18, geht in die Geschichte ein als jemand, die sich für die ökonomische Unabhängigkeit der Frau einsetzte.² Das hört sich zwar notwendig, aber etwas leblos und blechern an. Lesen wir, was ihr dabei wesentlich ist: Auf den Spuren nach der »neuen Frau« in den literarischen Arbeiten aus der Revolutionszeit schreibt sie: »Die neue Frau lehnt sich nicht nur gegen die äußeren Ketten auf, sie protestiert >gegen das Liebesgefängnis selbst«, sie fürchtet sich vor den Fesseln, die die Liebe bei der unserer Zeit eigenen

1 Diesen Essay schrieb ich den widerständigen Frauen von Laichingen auf der Schwäbischen Alb zum 10. Jahrestag ihres Arbeitskreises Feministische Theologie, Juli 2004.

2 Helmut Steiner hat das Verdienst, Biographie und Werk Alexandras Kollontais zugänglich zu machen. Vgl. u.a. Steiner 2004.

verkrüppelten Psychologie den Liebenden auferlegt.« (1977, 39) Und später: Sie ist »frei wie der Wind, einsam wie das Steppengras. Keinem ist sie teuer. Keiner wird sie schützen« (12). In ihr »gibt es eine Grenze der Anpassung an den Geliebten, und ihre atavistische Neigung zur Selbstverleugnung, zur Selbstentäußerung und Auflösung in der Liebe stößt sich an der schon entwickelten, bestimmten menschlichen Persönlichkeit« (20).

Wieder die Liebe als Brennpunkt von Revolte und Anpassung, als Sehnsucht, als Gefahr. Die Liebe ist offenbar etwas, das man begehrt und vor dem man sich hüten sollte wie vor dem Feuer: Versuchung zur Selbstauslöschung, Hindernis für die Möglichkeit, ein freier Mensch zu werden, und doch ein Versprechen auf Glück. Hat uns die Liebe, bevor wir uns der Gefahr bewusst werden? Oder werden wir in sie geworfen wie in ein Gefängnis, aus dem wir uns nicht ohne fremde Hilfe befreien können oder, weil es auch Rundumversorgung bedeutet, gar nicht wollen? Suchen wir die Liebe und finden dabei unser Unglück?

3. Solche Widersprüche sind Aufforderungen, sich auf Verarbeitungssuche zu begeben. Jede kennt vermutlich eine Menge der vielfältigen Ratgeber und vielleicht auch Theorien, die den weiblichen Weg in die Liebe begleiten. Versuchen wir uns zu erinnern, wie wir uns eigentlich selbst um dieses Feuer, das einen zu verzehren droht, bewegen lernten.

Aber so verständlich die Botschaften über die Liebe noch scheinen mögen, die Frage an die Erinnerung verirrt sich sogleich auf merkwürdige Abwege. Mein erstes Echo ist negativ: Schmerz. Die Erinnerung spricht davon, nicht geliebt worden zu sein oder zumindest nicht genug. Eifersucht auf Bruder oder Schwester um die Liebe der Mutter, Furcht in der Schule, die Freundin könne sich einer anderen zuwenden – aber schlimmer noch und drohend über allem früh schon die Angst, genau in diesem selbstverständlichen und natürlichen Punkt des Liebens zu versagen, nämlich selbst gar nicht wirklich lieben zu können. Die Liebe tritt in mein Leben als Mangel, aber mehr noch als mein eigenes Ungenügen. Die Freundin, mit der ich alles teile, will ich nicht wirklich so nah, aber ich leide darunter, dass andere in meiner Schulklasse sich so zusammentun, kaum noch einzeln auftreten, ständig Geheimnisse austauschen und Geschenke. Doch auf der Suche, es ihnen gleich zu tun, finde ich keine, die solche Abschließung von allen anderen für mich dringlich gemacht hätte. Kurz, keine gefiel mir genug. So richtete sich mein Verlangen auf jede Neue, die in die Klasse kam – das geschah alle 3-4 Monate –, ich begeisterte mich und suchte die Nähe herzustellen, die dem Verlangen entsprach. Nach wenigen Tagen wurde ich regelmäßig auf mich zurückgeworfen. Das Gefühl der ersten Stunde wollte nicht bleiben. Das Liebesobjekt versagte. Eine Unfähigkeit, die in steter Wiederholung auf mich zurückschlug. Hatte ich am Ende diese bei allen anderen angeborene Liebesfähigkeit tatsächlich selber nicht, die eine Beziehung zur ausschließlichen macht und auf Dauer stellt? – In meiner Erinnerung befand ich mich in einem Zustand ständiger Entflammtheit, aus der nichts folgte als Hunger nach etwas, das ich nicht erreichen konnte.

Das wurde schlimmer, als das andere Geschlecht ins Spiel kam. Einige meiner Klassenkameradinnen – ich ging in ein Mädchengymnasium – begannen, eigene enge Gruppen auf dem Schulhof zu bilden, in denen erregt gesprochen, und, sobald ich hinzutrat, bedeutungsvoll geschwiegen wurde. Irgendwie wusste ich, dass sie von Jungen sprachen, und ich solchen Themen nicht genügen konnte. Es kam die Tanzstundenzeit, die ich als ein einziges Martyrium erinnere. Es gab die Erwartung, vor der ich kein Entrinnen sah, dass eine jede einen der Jungen aus dem benachbarten Gymnasium so für sich einnehmen musste, dass er ihr Partner für den Mittel- und den Abschlussball wurde. Das begann damit, dass Mädchen wie Jungen in je einer Reihe einander durch die Tanzfläche getrennt begegneten, bzw. mustern konnten – bis die Jungen aufgefordert wurden, sich eine Partnerin zu suchen. So dem Leben nachgestellt, begann ein Kreuz- und Quergewinn um die Schönsten und diejenigen, die das meiste Prestige einbringen konnten; kurz, schon diese spontane Wahl erfolgte ordentlich nach Geld-Klassen, allenfalls durchbrochen bei herausragender Schönheit und Anmut, die allerdings auch der entsprechenden Kleidung bedurfte. Ich wurde spät gewählt, von einem, der offensichtlich keine bessere mehr fand, was kein Wunder war, da auch er nichts für mich Begehrtes an sich hatte. Aber ich war froh, dass überhaupt jemand gekommen war und nahm großzügig verlegen an, als hätte ich tatsächlich eine Wahl gehabt. Noch heute, da ich mehr als 50 Jahre zurückerinnere, fühle ich diese Scham, in meinem ersten Geschlechterwettbewerb nicht genügt zu haben, als eine Zurücksetzung, die mir ganz ohne mein Zutun widerfuhr. In einer Art Gegenwehr beschloss ich zunächst, das andere Geschlecht langweilig zu finden und verwehrte mich gegen die nächtlichen Spaziergänge auf der ›Seufzerinsel‹, so genannt, weil dort angeblich ständig Liebesseufzer zu hören waren. Von da an gehörte ich zumindest dem inneren bestimmenden Kreis der Klasse noch weniger an, was ich für mich so zurechtlegte, dass ich die Zugehörigkeit auch gar nicht wollte, obwohl ich beständig hoffte, doch auch dort erwählt zu werden. Zugleich begründete ich meinen Ausschluss vor mir selbst mit äußerlicher Bedingung: Ich war Fahrschülerin, musste also jeweils vor der Zeit der Seufzer mit dem Zug nach Hause. Natürlich gab es auch im Zug Jungen, mit denen ich mich bedeutungsvoll zu schmücken versuchte. Ich erfand erste Geschichten über Beziehungen, die ich nicht hatte und konnte so allmählich mein Ansehen in der Klasse aufbessern.

Nach dem Abitur sollte ich eigentlich auf eine Handelsschule gehen, um Sekretärin zu werden, da meine Mutter als Alleinerziehende von vier Kindern ein Studium von allen nicht durchsetzen zu können glaubte. »Du musst unbedingt zur Uni«, rieten meine Klassenkameradinnen dringlich. »Wo sonst willst du den passenden Ehemann finden?« Der Vorwand schmeichelte mir irgendwie und konnte zugleich, wenn ich zustimmte, mich in die Normalität einschmuggeln und verdecken, dass ich eigentlich nicht wusste, was und wohin ich selbst wollte.

Die Universität ist auf den ersten Blick ein Marktplatz für Paarbildungen. Unentwegt zeigen sich die potenziellen Bräute und Bräutigame im Sommersemester, welches mein erstes war, in immer weniger Kleidung und immer klüger klingender Rede, drehen und wenden sich, bis es ans Ausprobieren geht. Verabredungen, heute

›dates‹ geheiß, kann man aus allen möglichen Gründen treffen. Man muss nicht, wie in der Tanzstunde, warten, bis einer eine abholt; man kann auch als Frau sogleich selbst tätig werden. Aber was bedeutet das für die Liebe? Ich war, glaube ich, jetzt wieder ständig verliebt: in die Möglichkeit, frei zu tun, was ich wollte, ohne zu wissen, was das war; in die Wirklichkeit, die Nächte redend und nackt badend zu verbringen; in die Stadt, die unerhört bedrohliche und darum desto faszinierendere Geheimnisse barg – so führte mich eine meiner ersten Verabredungen mit einem älftlichen Studenten (er war mindestens 4 Semester höher), von dem ich nur erinnere, dass er Jura studierte, in eine Transvestitenbar, wo ich mich in alle verliebte außer in meinen Begleiter, den ich vorwiegend fürchtete, weil ich annahm, ich müsse ihm als Gegengabe zum durch ihn finanzierten Nachtbummel zu Willen sein, wobei mir der Umfang möglicher Handlungen auch hier ganz dunkel war, meine Fantasie über von mir zugleich als scheußlich ausgemalte Küsse sich nicht hinauswagte. – Ich war hingerissen von der Vielfalt an Seminaren und Vorlesungen, und wie berauscht von den vielen Studenten, von denen meine Mutter mir geraten hatte, sie ganz wie meine Brüder zu behandeln. Mit ihnen aber ging es mir genauso wie einst mit den Freundinnen. Sie sehend stürzte ich mich in einen Überschwang von Gefühlen, die zwei bis drei Tage anhielten, meine Gedanken beherrschten, mich in eine stets trunkene Stimmung brachten, sodass ich Konzentrationsschwierigkeiten in den Vorlesungen hatte. Jedoch fiel jedes Gefühlsengagement binnen Kurzem, wenn der Reiz des Neuen verbraucht war, zusammen wie ein Ballon, dem man die Luft abgelaassen hatte: kurz, die gewöhnlichen jungen Männer ließen mich nach kurzer Zeit ungerührt. Das ging so eine Weile. Ich sammelte Freunde wie Briefmarken, ohne dass viel blieb. Nicht mal ein Album. Und es mehrte sich in mir erneut der Zweifel, ob ich am Ende krank sei? Liebesunfähig?

Denn Liebe, so wusste ich lange schon, war doch ein stets wildes Feuer, so brennend, dass daneben alles und alle anderen wie ein Nebending verschwanden.

Kurz, auf die Liebe, die Kollontai als Gefängnis notierte, traf ich zunächst als Mangel, dann als Sehnsucht, die unerfüllt blieb, während die Versprechungen ringsum wuchsen, so dass Schuldbewusstsein entstand und die Notwendigkeit, über das als eigenen Fehler verspürte Versagen hinwegzutäuschen. Ich machte die Erfahrung, dass irgendwann der Druck steigt, dass das Leben in geregelte Bahnen kommen möge. Die allzu großen Hoffnungen müssen zurückgesteckt werden, Normalität ist angesagt auch in den Träumen. Die Heirat ist der öffentliche Beweis, dass man lieben kann.

4. Das Imaginäre: Wir ahnen den Boden, auf dem das Liebesverlangen in der bestimmten Form, nämlich ausgerichtet auf die Suche nach einem Mann und die Bildung einer Familie, unter eigener Beteiligung zugerichtet wird. Wegbereiter sind da u.a. Liebesromane, heute dieselben als Filme im Fernsehen. Wenig hat sich der Prinz, auf den gehofft wird, aus dem Märchen von Dornröschen herausentwickelt. Man wartet. Er soll kommen, wie eine Offenbarung. Am ersten Blick wird man ihn erkennen oder am ersten Kuss. Allerdings kommt eine weitere Spannung in die

Vorstellungswelt, die wir das Imaginäre nennen. Aus der Männerwelt wird nicht nur auf Erweckung gehofft, es droht vor allem Gefahr, gegen die wiederum nur ein eigener Mann schützen kann. Das geht früh los, wenn vor dem »fremden Onkel« gewarnt werden muss, lange bevor wirklich von Sexualität gesprochen wird. Um die Realgestalten ranken sich Faszination und Erschrecken, dies umso stärker, je länger das Versteckspiel währt. Auf dieser Klaviatur spielen die populären Liebesromane, die zumindest bis vor kurzem junge Frauen massenhaft verschlungen. Janice Radway aus den USA hat in ihrer Untersuchung von 1984 herausgefunden, dass Frauen aus den öffentlichen Bibliotheken bis zu vier Liebesromane in der Woche entliehen; das Muster, das offenbar süchtig macht, so arbeitet Tania Modlewski heraus, ist im Grunde immer gleich. Die »Heldin« ist in untergeordneter Stellung, am besten das Dienstmädchen – also Tag und Nacht potenziell verfügbar, bzw. in Gefahr, durch ihn, der der Hausherr, der Ältere, der Reiche, jedenfalls der Übergeordnete und zumeist eben aus einer anderen Klasse ist, überwältigt zu werden. Er verfolgt die unerfahrene Unschuld und will sie gemäß seiner Erfahrungheit sich unterwerfen. So ist sie ebenso ständig in Gefahr, ihre Unschuld zu verlieren, wie auf der Hut, eben diese zu bewahren. Verfolgung und Flucht bestimmen die Erzählung bis zur Mitte. Jetzt ist der Herr mürbe. Er verliebt sich in sein potenzielles Opfer und macht ihr einen Heiratsantrag. Sie willigt sogleich ein, denn jetzt verwandeln sich Unterwerfung und Vergewaltigung in Liebe und Ehe. Ihre Standhaftigkeit hat sein tierisches Wesen in ein höheres verwandelt. Happy end. Modlewski nimmt nicht an, dass eine Masse von Frauen so dumm ist, dieses immer gleiche Muster einfach gut zu finden und sich darein zu werfen. Sie arbeitet vielmehr heraus, dass die Leserinnen solcher Romane ihr Vergnügen und entsprechend auch die Formung eigenen Begehrens daraus beziehen, dass sie, anders als die Heldin im Buch, von vornherein wissen – eben weil sie das Muster schon kennen – dass das merkwürdige, brutale und zynische Verfolgungsverhalten des Mannes keineswegs bloß rätselhaft und ablehnenswert ist, sondern eben das Zeichen kommender Liebe. Die Befriedigung bei solchen Romanen, so denkt Modlewski, kommt aus Rachedenken.

Der Mann soll erkennen, dass er die weibliche Heldin braucht und darunter leiden. Meist kommt es zu dieser Erkenntnis erst nach irgendwelchen dramatischen Ereignissen – die Heldin ist davongelaufen, will sich umbringen oder ist fast gestorben. Diese Rachedenken haben zwei Seiten: sie sind gleichzeitig Ausdruck realen Leidens von Frauen an den Lebensbedingungen in einer patriarchalen Gesellschaft und ein Protest dagegen. (Haug/Hipfl 1995, 158)

Ausgestattet mit solchen Träumen bleibt wenig Rest und Substanz, das Leben für sich zu gewinnen. So erkennen wir schon nach diesen wenigen Zügen, dass es weniger die Liebe ist, die die Unterwerfung der Frauen auf Dauer stellt, wie Kollontai annimmt, als vielmehr das Liebesverlangen. Genährt von der Glut unvorstellbarer Erwartung und wachsender Triebe, bietet es wenig festen Grund für Widerstand. Es ist vielmehr ein Einfallstor für die von allen Seiten geflüsterten Versprechen. So wird das Imaginäre auf eine Weise gebaut, dass jedes Ungenügen, jeder Mangel den Selbstzweifel schürt oder aber einen Widerstand herausfordert, der wiederum das Wachstum unerfüllbarer Träume noch fördert.

Ich spreche nicht über die fleischlichen Freuden, obgleich über sie viel zu sagen wäre, noch über die Verliebtheit, über die weniger zu sagen ist«, sagt Bertolt Brecht. »Mit diesen beiden Erscheinungen käme die Welt aus, aber die Liebe muss gesondert betrachtet werden, da sie eine Produktion ist. Sie verändert den Liebenden und den Geliebten, ob in guter oder in schlechter Weise. Schon von Außen erscheinen Liebende wie Produzierende, und zwar solche einer hohen Ordnung. Sie zeigen die Passion und Unhinderbarkeit, sie sind weich, ohne schwach zu sein, sie sind immer auf der Suche nach freundlichen Handlungen, die sie begehren könnten (in der Vollendung nicht nur zum Geliebten selber). Sie bauen ihre Liebe und verleihen ihr etwas Historisches, als rechneten sie mit einer Geschichtsschreibung. ... Es ist das Wesen der Liebe wie anderer großen Produktion, dass die Liebenden vieles ernst nehmen, was andere leichthin behandeln, die kleinsten Berührungen, die unmerklichsten Zwischentöne. Den Besten gelingt es, ihre Liebe völlig in Einklang mit anderen Produktionen zu bringen; dann wird ihre Freundlichkeit zu einer allgemeinen, ihre erfinderische Art zu einer vielen nützlichen, und sie unterstützen alles Produktive. (*Me-ti*, GW 12, Prosa 2, 571f)

Schließen wir uns Brecht an, dass die Liebe gerade nichts ist, das einem einfach von Außen zustößt, wie einen der Blitz trifft, sondern selbst eigene Tätigkeit, umfassend, geradezu eine Perspektive in einer anderen, eben auch durch Liebe zu gestaltenden Gesellschaft. Der Blick aus der neuen Hoffnung zurück auf die Frauen in unserem Stück findet sie zunächst einmal ankommen in der Ehe, dann ausgestattet mit Kindern. Das Liebesverlangen hat sie als erste Station in die Form der Hausfrau geführt.

5. Meine eigenen Erinnerungen daran sind allseitig widerspenstig und traurig. Als junge Ehefrau war ich in erster Linie Studentin. Wir hatten geheiratet, nicht der brechtschen großen Produktion wegen, sondern weil es damals noch mit erheblichen Schwierigkeiten, insbesondere moralischer Art verbunden war, bei gemeinsamen Reisen ein Doppelzimmer zu bekommen, ohne verheiratet zu sein. Ich erinnere voller Panik, wie einmal ein Portier in einem schlichten Hotel in Italien das Wort ›matrimonial‹ in einer Frage an uns verwandte, und ich aus dem Haus floh, weil ich glaubte, er hätte nach der Heiratsurkunde gefragt, und nicht, was er tatsächlich wollte, sich erkundigt, ob wir zwei Betten oder ein Doppelbett wollten. Wir aber mussten mit sehr wenig Geld reisen und wollten auch wenig Probleme mit eigener Moral erfahren. Wir mochten uns zudem. Also heirateten wir.

Eine Studentenehe stellt ans Frausein wenige Anforderungen. Ich vernachlässigte sämtliche Hausfrauenpflichten und vertrat dies als politische Strategie. Das ging gut, bis eine Tochter auf die Welt kam. Einer musste Geld verdienen, man konnte nicht mehr einfach von der Hand in den Mund leben und so setzte abgesprochen und dennoch wie natürlich die bekannte Arbeitsteilung ein. Die unglücklichsten Jahre meines Lebens verbrachte ich in einem Dorf unweit Köln, ohne Studienabschluss mit Kind, als Hausfrau allein wartend auf den heimkehrenden Mann. Ich war viele Menschen gewöhnt – jetzt gab es eine Hauswirtin mit großem Schnüffelinteresse, die ich fürchtete, weil ich ja auch stets bei meinem Ungenügen ertappt werden konnte. Ab und an kam eine Nachbarin, fröhlich mit lauter Stimme, die mich aufforderte, die Fenster zu putzen, was sollten sonst die Nachbarn sagen?

Diese Zeit war für unsere Frage nach weiblichem Widerstand reich an lehrreichen Erfahrungen. Ich probierte die vielfältigen Formen zwei Jahre lang. Ich wurde krank. Wenn der Mann, den ich geheiratet hatte, sich abends verspätete, fand er mich im Nachthemd in klirrender Kälte auf einem nahegelegenen Baugerüst. Ich wusste nicht genau, ob ich Lungenentzündung bekommen wollte oder einfach von oben nach ihm Ausschau hielt, bzw. ich wollte zunächst ihm entgegensetzen, beschloss aber, je länger das Warten dauerte, auszuhalten, um krank zu werden. Ich suchte das vorenthaltene Andere, das desto vager wurde, je mehr ich es vermisste, in der Flucht in eine andere Stadt. Ich versuchte, mich in andere Menschen zu verlieben. Ich verweigerte jede Hausarbeit. Ich begann schon morgens Alkohol zu trinken. Ich hielt mein Leben für verpfuscht. Ich saß in der Falle. An einem Sonntag fragte er mich, was ich eigentlich so den ganzen Tag tue. Ohne Zögern antwortete ich: Ich lese Proust, *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*, und wusste, als ich es aussprach, dass ich das alles beenden musste. Aber wie?

Ich hatte keinen Studienabschluss, kein Geld, aber ein Kind. Seinetwegen saß ich in dieser Falle und darum liebte ich es umso verzweifelter und dachte es als ein Letztes, das mir eigen war. Es kam nicht in Frage, zurück zu meiner Mutter oder zu meinen Geschwistern zu gehen. So fand ich als Rettung die nächste Ehe, übergab mich von einem Mann dem nächsten, nahm das Kind mit. Alle praktizierten Widerstandsformen hatten mich geschwächt. Sie hatten vor allem mein Selbstwertgefühl auf einen Punkt nahe der Auslöschung gedrückt. Die Flucht in die neue alte Form der Ehe war beileibe kein Ziel, sondern erst der Anfang eines Lebens, an dem alle Schritte neu gelernt werden mussten, Maß genommen an den Aufgaben und auch neuer Widerstand erst sorgfältig angeeignet werden musste, dass er mir nützlich war. Hier half die Frauenbewegung.

6. Der glücklose Verlauf vieler junger Ehen, Scheidungsraten, die Abschließung der Hausfrauen von allem, was sie gelernt, gewollt, erträumt hatten, ist von den vielen Autorinnen der Weltliteratur vielfältig, aufrüttelnd, lehrreich aufgehoben.

Zornig schreibt Virginia Woolf über die Leere und Nichtigkeit weiblich eingesperrten Lebens zu Beginn des vorigen Jahrhunderts (*Die drei Guineen, Die Jahre*). Eindringlich erzählt Marge Piercy über die vergebliche Fixierung auf die Familie, selbst bei kleiner Berufstätigkeit der Frau, weil diese Fixierung sie die Augen vor der Welt verschließen lässt, sodass sie nicht einmal die Verbrechen ihres eigenen Mannes wahrnimmt, geschweige denn die Ungerechtigkeit in der Gesellschaft, in der sie selbstzufrieden lebt. Sie muss sich ändern, wenn sie überleben will. Widerstand richtet sich gegen sich selbst, gegen die Frauform als Zubehör eines Mannes oder einer Familie (*Fly away home*). In *Die Sehnsucht der Frauen* führt Piercy drei Frauen mit ihren zunächst getrennten Leben zusammen: die verstoßene Frau eines Geschäftsmannes, »mithelfende Familienangehörige«, die selbst nichts gelernt hat, und die er ablegen kann, als er genug Geld angehäuft hat, um sich eine Jüngere zu leisten; eine andere, ständig betrogene Frau eines Professors, die selbst auch lehrt, und in ihrer Ehe auf das Alter wartend hofft, das ihn ruhig genug machen würde,

nicht Studentinnen in Besitz zu nehmen, die, im Verhältnis zu ihr, Jahr um Jahr jünger werden; schließlich eine Studentin, die aus eigener Erfahrung erkannt hat, dass nicht eigenes Tun, sondern nur die Heirat sie aus der Armut führen kann. Die drei Leben werden so zusammengeführt, dass aus den unvollendeten Geschichten gemeinsam mögliches lebbares Leben erfunden und gestaltet werden kann. Der Weg geht in die Welt, nicht zurück ins Haus.

Doris Lessing schließlich lässt in ihrem Roman *Der Sommer vor der Dunkelheit* eine Frau um die Vierzig, Kate, erkennen, dass ihre Familie sie nicht mehr braucht. Der Roman beginnt so:

Eine Frau stand auf der Stufe vor dem Hintereingang ihres Hauses, mit verschränkten Armen, und wartete.

Nachdenklich? Sie hätte es nicht so genannt. Sie versuchte, sich über etwas klar zu werden, es bloßzulegen, damit sie es erkennen und benennen konnte; denn sie hatte schon eine ganze Weile Gedanken ›anprobiert‹ wie Kleider von der Stange. Worte und Redensarten, so abgedroschen wie Kinderreime, gingen ihr durch den Kopf; aus Gewohnheit hat man für die wichtigen Erfahrungen im Leben meist bestimmte feste Formeln parat, und sie sind ziemlich stereotyp. *Ach ja, die erste Liebe! ... Erwachsenwerden ist nicht leicht! ... Mein erstes Kind, wissen Sie ... Aber ich war verliebt! ... Die Ehe ist ein Kompromiss... Ich bin auch nicht mehr die Jüngste.* Natürlich hat die Wahl der einen statt der anderen Redensart nur selten etwas mit persönlichen Gefühlen zu tun, sondern eher etwas mit der eigenen Herkunft oder mit den Leuten, mit denen man zufällig gerade zusammen ist. Wie eine Frau wirklich über etwas denkt, muss man aus einem ihr unbewussten Lächeln schließen, daraus, wie ihre Mundwinkel leicht verbittert zucken, oder aus der Art, wie nach einem *Ich möchte nicht noch einmal Kind sein!* ein Seufzer ihren Lungen entrinnt. Diese Redensarten, die alle so wirken, als seien sie für eine besonders schlagkräftige Werbekampagne erfunden, haben eine solche Macht, dass wahrscheinlich viele Leute immer wieder sagen: *Die Jugend ist die beste Zeit unseres Lebens* oder *Die Liebe macht das ganze Leben einer Frau aus* – bis sie sich einmal im Spiegel sehen, wenn sie so etwas sagen, oder ein rascher Seitenblick ihnen verrät, welche Reaktion sich im Gesicht eines Freundes bei dieser Bemerkung spiegelt.

Eine Frau stand auf der Stufe vor dem Hintereingang ihres Hauses, mit verschränkten Armen, und wartete darauf, dass das Wasser im Kessel kochte. (1978, 7)

Die Frau versucht sich jetzt wirklich zu erinnern. Sie findet weiter abgegriffene Redensarten, wenig Erlebtes, bzw. wo Leben war, Angefangenes, Aufgegebenes, Verschobenes – sie verlässt das Haus und sucht alles: Liebe, sich, ihren möglichen Platz in der Gesellschaft und diese selbst.

7. In den Zeiten der Frauenbewegung, in den Jahren meines ersten Berufslebens, – da war meine Tochter schon sechs – rätselte ich am Widerspruch Hausfrau. Ich suchte danach, wie es Frauen eigentlich gelingen konnte, sich in so widersprüchlichen Anforderungen – Menschen zu sein und sich zugleich ganz aufzugeben in die Sorge um Mann, Kind, Haushalt – zu bewegen und ich suchte nach den Blockaden, die sie hinderten, sich dagegen zu wehren. Aus eigener Erfahrung wusste ich, dass dieses Hausfrauenleben weder einfach Zwang ist, noch bloß freie Wahl. Es wurde immer dringlicher, die Frauenwege sorgfältig zu erinnern, ihre Geschichte zu verfolgen, um möglichen und erwartbaren Widerstand in lebbar wirksame Lenkung zu lenken.

In einer der vielen Frauengruppen, in denen ich mein Leben ernsthaft besichtigte und also Erinnerungsgeschichten schrieb und bearbeitete (Andresen u.a. 1986), fanden wir ziemlich schnell heraus, dass alle landläufigen und also auch von uns geglaubten Mutmaßungen zur beharrenden Ein- und Unterordnung von Frauen nicht stimmten. Nicht Konfliktscheu, Kleinmut, Angst hinderten uns, solche Arbeitsteilung, wo einer auszieht, die andere das Haus als wesentliche Betätigungssphäre erfährt, aufzukündigen, sondern es war zumeist der Widerstand gegen Eltern und Familie, die zur Gründung eigener Familie führten, in der man alles anders machen wollte. Widerstand gegen fürsorgendes Mutterideal und gegen die eigene Mutter führte zu einer solchen Vernachlässigung aller Sorge für sich, dass schließlich aus purem Überlebenswillen die erneute Flucht in die Mutterrolle bleibt. Das Eigenartigste war, dass gerade die Frauen unter uns, die souverän und selbstbewusst auftraten, und daher nicht einfach bereit waren, sich einem Manne zu unterwerfen, ihre Energie auf die Gestaltung seines Lebensweges warfen, nicht am eigenen Lebensplan arbeiteten. Selbst hier noch sieht man Frauen tätig, die Strukturen, die sie beengen, mit zu stärken.

Paul Willis hat untersucht, warum Söhne von Hilfsarbeitern Hilfsarbeiter werden. Er kam im Wesentlichen zu dem Ergebnis, dass es der Widerstand gegen die Schule und ihre halbdurchschauten Ordnungen ist, der die Jungen schließlich zur Unterwerfung verurteilt. Die selbstschädigenden Widerstandsformen bei Mädchen zeigten spezifisch andere Subjektionsprozesse. Bei Bettina Heintz und Claudia Honegger (*Listen der Ohnmacht. Zur Sozialgeschichte weiblicher Widerstandsformen*) z.B. werden Protestformen nicht nur als Stärkung der Unterwerfung in die gefragte Passform Frau vorgeführt – so wenn der Stilisierung der Frau als schwach, hysterisch, voller Migräne, unpasslich usw. mit einem Widerstand begegnet wird, der wiederum mit Krankheit als Fluchtmöglichkeit arbeitet und so das problematische Frauenbild noch verstärkt. Heintz und Honegger interessiert, wie die verschiedenen spontanen Widerstandsformen gegen unglückliches Leben in der zugewiesenen Geschlechtsrolle etwa der Bürgerin im aufkommenden Kapitalismus an der Festigung der Frauenrolle, an der Modernisierung mitarbeiteten. Sie gehen davon aus, dass Frauenleben mit der Gestalt der bürgerlichen Hausfrau als Perspektive, selbst wenn sie nicht der Wirklichkeit entspricht, die Frau also berufstätig ist, in folgendem Widerspruch auseinander gerissen ist:

Die Aufteilung der Welt in ein Reich der Liebe und in eine Arena des Wettbewerbs findet ihre Entsprechung in jener strikten Scheidung der Geschlechter, die die Frau auf das Heim reduziert und dem Mann die Öffentlichkeit übergibt. Die bürgerliche Familie, die sich als ›arbeitsfreie‹ Sphäre reiner Menschlichkeit etabliert, bedarf einer Kultfigur, die sowohl ihre Produzentin wie auch ihr Symbol ist ... Die Frau, einst begehrt und lebendig, wird nun versittlicht und entsittlicht, zur ›guten Mutter‹ verformt ... zurechtgeschnitten auf die Hälfte ihrer Person im privaten Binnenraum der Kleinfamilie (1981, 31).

»Weibliche Identität konstituiert sich als ein Mangel: Erst in der Aufgabe ihres Selbst findet die Frau zu sich.« (33) Solcherart auch im Widerspruch zu sich selbst gefangen, gingen Frauen daran, die Familie als Gegenwelt gegen herzlose Ökonomie und

Rationalität zu schaffen und sie dabei nach rationellen Maßstäben durch zu ökonomisieren. Die Familie als Betrieb mit Ordnung, Sauberkeit, Reinlichkeitsdressur und Effizienz. Von hier, also aus der familiären Innenwelt der Sittlichkeit gingen im Übrigen gesellschaftspolitische, von Frauen geführte Kampagnen, »moralische Kreuzzüge« gegen den sittlichen Verfall der Gesellschaft aus. Widerstand ist mithin nichts an sich Gutes, sein Ausgang nicht bloß begrüßenswert.

8. Die Psychologin Carol Gilligan, die den Bestseller *Die andere Stimme* (1982, dt.) schrieb, in dem sie im wesentlichen zu beweisen sucht, dass Frauen eine andere Moral hätten, eine, die der Fürsorge gelte, als Männer, die Gerechtigkeit und Prinzipien auf ihren Fahnen trügen, Gilligan also kommt 10 Jahre nach dem genannten Buch zu der Auffassung, dass Frauen prinzipiell in dieser Gesellschaft gespalten seien – sie nennt es »dissoziiert«. Als heranwachsende Mädchen machen sie Erfahrungen, deren gesellschaftliche Interpretation anders ist, als ihnen praktisch einleuchtet. In der Adoleszenzkrise müssen sie entscheiden, ob sie wissen wollen, wie es wirklich ist, oder dazugehören und anerkannt werden. Allgemein gesprochen: die gesellschaftlich gültigen Vorstellungen von einer guten Frau, einem guten Mädchen, einer guten Mutter, einer guten Beziehung usw. entsprechen nicht den eigenen Einsichten in soziale Zusammenhänge. So geraten Mädchen in den Zustand, dass sie nicht wissen wollen, was sie wissen. Oder anders: sie müssen ihre Persönlichkeit aufgeben, um sie zu behalten. In solchen Paradoxien dissoziieren, fragmentieren sie sich. Gilligan sucht die Spuren wirklicher Erfahrung in den Erzählungen von Mädchen und kommt zu dem Ergebnis, dass Frauen sich in diese Gesellschaft nicht integrieren können, ohne sich zu verlieren. Revolte ist angesagt.

9. Wie Erwachsene Kinder gewöhnlich ansprechen, fragte ich auch einmal meine fünfjährige Nichte, was sie werden wolle. Anders als bei mir in dem Alter, war ihr Wunsch längst gefestigt: Tierärztin. Nur zwei Jahre später wollte sie Tierarzhelferin werden, Assistentin ihres Mannes, der Tierarzt wäre. Ich war nicht nur entsetzt, ich fühlte mich auch gegenüber solchem frühzeitigen Aufgeben überlegen. Ich hatte ja selbst studiert, wenn auch aufgegeben, als das Kind kam; ich hatte meinem Mann die Entwürfe für ein Fernsehprogramm geschrieben, auf dessen Grundlage er endlich eine Stelle fand, die uns ernährte. Ich folgte ihm und war Ende zwanzig an der Stelle, wo ich allererst anfing, Stück um Stück mein Leben für mich zu gewinnen. Ich war schon vierzig, als ich mich das erste Mal weigerte, als mitreisende Gattin auf einen Kongress zu fahren. Der Entschluss, den ich durchhielt, brachte große Teilstrecken von Einsamkeit, wie Alexandra Kollontai prophezeite. Aber gerade in diesem Alleinsein, in selbst gewähltem Loslassen, in der Abschließung, schließlich in meinem eigenen Zimmer, das ich um diese Zeit bezog, begann ich, mich in die Welt zu bauen, als eigene Person, mit eigenen Bereichen, Gedanken, Plänen. Wieder brauchte ich Krankheit, Flucht, eine geliebte Freundin, um dies durchzusetzen. Was mir half, war eine universitäre Regelung, die gegen Frauen erfunden scheint. Es durften nämlich Ehepaare nicht an der gleichen Universität berufen werden. So baute ich ein zweites

Zuhause jeweils an anderen Orten, reiste um die Welt und kam zurück. All dies kostete soviel Kraft, dass ich die Produktion der Liebe, die Brecht so unbekümmert an den Anfang setzt, erst begann, als ich schon Jahrzehnte wieder verheiratet war, als ich endlich fähig war, mein eigenes Leben zu gestalten. Auch dies ist eine Aufgabe, die täglich zu erfüllen ist. So wende ich schließlich Kollontais Anstrengung, die Frauen aus dem Liebesgefängnis zu befreien in die Aufgabe, die Liebe so zu gestalten, dass das Gefängnis, das auch sie gefangen hält, abgerissen wird.

Literatur

- Andresen, Sünne, Evelin Gottwaltz, Kornelia Hauser, Jutta Meyer-Siebert u. Sabine Zürn, »Weibliche Lebensperspektiven und Männer«, in: Frigga Haug u. Kornelia Hauser (Hg.), *Der Widerspenstigen Lähmung. Kritische Psychologie der Frauen*, Bd. 2, Hamburg 1986, 7-40
- Brecht, Bertolt, *Me-ti. Buch der Wendungen*, GW 12, Prosa 2
- Gilligan, Carol, *Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau*, München 1982
- dies., *Die verlorene Stimme*, München 1992
- Haug, Frigga, u. Brigitte Hipfl, *Sündiger Genuss. Filmerfahrungen von Frauen*, Hamburg 1995
- Heintz, Bettina, u. Claudia Honegger (Hg.), *Listen der Ohnmacht. Zur Sozialgeschichte weiblicher Widerstandsformen*, Frankfurt/M 1981
- Kollontai, Alexandra, *Die neue Moral und die Arbeiterklasse*, Münster 1977
- Lessing, Doris, *Der Sommer vor der Dunkelheit* (1973), Reinbek bei Hamburg 1978
- Modleski, Tania, *Loving with a Vengeance. Mass-produced Fantasies for Women*, Handen 1982
- Piercy, Marge, *Fly away home*, London 1984
- dies., *Er, Sie und Es*, Hamburg 1993
- dies., *Die Sehnsüchte der Frauen*, Hamburg 1996
- Radway, Janice, *Reading the Romance: Women, Patriarchy and Popular Literature*, Chapel Hill-London 1984
- Steiner, Helmut, »Alexandra M. Kollontai (1872-1952) über Theorie und Praxis des Sozialismus«, in: *Leibnitz-Sozietät/Sitzungsberichte* 63, 2004, 83-122
- Willis, Paul, *Spaß am Widerstand. Gegenkultur in der Arbeiterschule*, Frankfurt/M 1979
- Woolf, Virginia, *Die drei Guineen*, München 1978
- dies., *Die Jahre*, Frankfurt/M 1979

Hanna Behrend

»Ich bin schließlich doch herausgekommen. Ihr konntet mich nicht daran hindern.«

Zweifacher Widerstand in der Erzählung *Die gelbe Tapete*

Im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts begannen immer mehr Frauen sich gegen ihre Rolle in der Gesellschaft aufzulehnen. Sie wollten einen Beruf erlernen und ausüben und gleichberechtigt in die Öffentlichkeit treten. Eine der Pionierinnen der damals entstandenen ersten amerikanischen Frauenbewegung war Charlotte Perkins Gilman. Sie veröffentlichte 1892 die Erzählung *Die gelbe Tapete*, mit der sie – an eigene Erfahrungen als Patientin anknüpfend – ihren literarischen Durchbruch als feministische Schriftstellerin schaffte. Darin griff sie nicht nur einen der prominentesten Neurologen, Dr. Silas Weir Mitchell (1829-1914), und die von ihm entwickelte Heilmethode an, sondern auch das damals dominierende Frauenbild.

Der »Engel im Haushalt«

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, besonders nach Ende des Amerikanischen Bürgerkriegs (1861-1865) bestimmte in den USA der Kult der wahren Weiblichkeit das Frauenbild (vgl. Welter 1978). In England bediente man sich des Bildes des »Engel im Haushalt«¹ für die Gattin und Mutter, die keusch in die Ehe geht, sich bereit und glücklich in ein Leben in häuslicher Privatheit und völliger wirtschaftlicher und persönlicher Abhängigkeit vom Ehemann begibt. Zugleich sind ihr Frauen untergeordnet, die ihr als Dienstmädchen oder Kinderfrauen den Rücken frei halten für ihre Repräsentationsaufgaben im kulturellen Leben. Selbstredend galten für diese wie auch für die damals eingewanderten Töchter zugrunde gegangener irischer und schottischer Kleinbauern oder für die durch Pogrome aus ihrer Heimat vertriebenen polnischen und russischen Jüdinnen diese Weiblichkeitsnormen nicht.

Gestützt wurde dieses Bild der Frau durch die Medizin, speziell durch Gynäkologie, Neurologie und Psychiatrie. Bis in das erste Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts gerieten Frauen, die nicht imstande oder bereit waren, die Rolle des »Engels im Haushalt« zu spielen, die aus ihren engen Grenzen ausbrechen wollten oder aus Verzweiflung depressiv wurden, in Gefahr, als Hysterikerinnen oder Neurasthenikerinnen therapiert zu werden. An solchen Frauen wurden damals häufig Totaloperationen, Klitorisdektomien, Infibulationen und andere schmerzhaft und grausame Eingriffe vorgenommen². Einige Ärzte gingen von einer Analogie zwischen dem weiblichen

1 Engl.: »*The Angel in the House*«, nach dem gleichnamigen Gedicht von Coventry Patmore (London 1889).

2 Freud, dessen Psychoanalyse sich damals zu verbreiten begann, wertete diese Praktiken als Rituale,

Körper und dem Körper von Epileptikern aus und kamen zu dem Schluss, dass beide nicht steuerbar oder erkennbar seien. Frauen stünden daher stets in Gefahr, ihren Verstand zu verlieren. Mangel an Selbstbeherrschung galt als ein sehr gefährlicher Gefühlsexzess, der aus dem Körper der Hysterikerin austreten und ihren Mann und die Kinder infizieren könne.

Selbst der aufgeklärte und liberale englische Schriftsteller und Journalist George Henry Lewes, Lebensgefährte der George Eliot, erklärte 1852, dass Mütter es kaum zu großen Schriftstellerinnen bringen könnten (Showalter 1973, 43). In den zwanzig besten Jahren ihres Lebens, jenen Jahren, in denen Männer ihre Karriere aufbauen, seien Frauen mit dem Nachwuchs beschäftigt. Einen großen Teil dieser Zeit sei auch ihre körperliche Gesundheit so stark in Mitleidenschaft gezogen, dass sie zu keiner ernsthaften Anstrengung fähig seien³. Dr. Charles D. Meigs bezeichnet in seinem 1851 erschienenen *Woman: Her Diseases and Remedies* den schöpferischen Drang von Künstlerinnen als eine verbrecherische Verirrung gegen Mensch und Natur. Auf diese Weise wurde nicht nur die Gefährlichkeit, sondern auch die körperliche und geistige Schwachheit und Zurückhaltung der Frau als natürliche Konsequenz aus ihrer Aufgabe innerhalb der Reproduktion der Gattung abgeleitet bzw. eingefordert.

Von 1840 bis Anfang des 20. Jahrhunderts sah die Psychiatrie einen direkten kausalen Zusammenhang zwischen Geisteskrankheit und den weiblichen Fortpflanzungsorganen⁴. Die Ärzte hielten auch die weibliche »Neigung zur Endometriose und anderen Gebärmuttergeschwüren für die Ursache der häufig auftretenden Geisteskrankheiten von Frauen« (Dwyer 1982, 95). Diese Vorstellung einer Korrelation veranlasste eine Gruppe von Ärzten dazu, aus therapeutischen Gründen die oben genannten Operationen durchzuführen (ebd.).

Dr. Mitchell, gegen dessen Methoden sich Gilman mit ihrer Erzählung wandte⁵, kann als prototypisch für seine Zunft gelten. Er war seit Beginn der 1870er Jahre als Professor an der Philadelphia-Poliklinik und am Graduiertenkolleg für Medizin tätig, gehörte 35 Jahre lang dem Aufsichtsrat der Universität von Pennsylvania an und war mehrere Amtszeiten Präsident des Ärztekollegs von Philadelphia. Auch im Jahre 2002 gilt er in allen einschlägigen medizingeschichtlichen Darstellungen

die mit männlicher fetischistischer Aversion gegen die realen weiblichen Genitalien zusammenhängen (vgl. Freud, GW, XIV, 313).

3 Ähnlich Dr. Edward Clarke vom Harvard College in *Sex in Education* (1873)

4 Dr. Mitchell verweist hierzu auf den Fall einer »Miss C.«. Bei der 17-Jährigen sei die Regel ausgeblieben, während sie eine Schule besuchte, in der Mädchen und Jungen zusammen unterrichtet wurden. Ehe sie an diesem Unterricht teilnahm, sei sie völlig normal gewesen und nachdem sie von der Schule angenommen worden war, habe sich die Regel allmählich wieder eingestellt; auch ihr Gesundheitszustand regenerierte sich wieder. (1995, 96)

5 Gilman erklärt: »Der eigentliche Zweck der Erzählung [*Die gelbe Tapete*] war es, Dr. S. Weir Mitchell zu belehren und ihm von seinem Irrtum zu überzeugen. Ich schickte ihm ein Exemplar zu, sobald die Erzählung erschien, aber er reagierte nicht. Viele Jahre später traf ich jemanden, der einen engen Freund Dr. Mitchells kannte. Dieser sagte, Mitchell hätte ihm erzählt, dass er seine Behandlungsmethode bei nervösen Erschöpfungszuständen verändert habe, nachdem er *Die gelbe Tapete* gelesen hatte. Wenn das stimmt, habe ich nicht umsonst gelebt.« (1913, 20)

als bedeutender amerikanischer Neurologe des 19. Jahrhunderts.⁶ Die von Mitchell entwickelte Ruhigstellungstherapie wurde besonders in den USA und England jahrzehntelang als allgemein anerkannte Standardtherapie gegen Hysterie und Neurasthenie angewandt. Ihm zufolge konnten hysterische Frauen keine »rationale Ausdauer« entwickeln, sie verlören sehr bald ihre Selbstbeherrschung. Hysterikerinnen müsse man daher einem Regime der Veränderung ihrer Lebensweise und der Kontrolle unterziehen. Er war überzeugt, dass solche Patientinnen bössartige, eigensinnige und disziplinlose Personen seien. Entsprechend erklärt er, man müsse die Patientinnen »von denen trennen, die ihren Kapricen gegenüber willige Sklaven waren«, was konkret eine fast vollständige soziale Isolierung der Frauen bedeutete (1995, 354). Die von ihm wahrgenommene Unfähigkeit amerikanischer Frauen, ihren ehelichen und mütterlichen Pflichten nachzukommen, hielt er für ein physisches Problem, aus dem er zugleich eine weitere Legitimation des Ausschlusses von Frauen aus gesellschaftlichen Aktivitäten zog: Wenn sie nicht einmal das schafften, was die Natur von ihnen als Ehegattin und Mutter verlange, wie könnten sie unter dem Druck jener noch viel anspruchsvolleren Pflichten bestehen, die sie in jüngster Zeit so gerne mit den Männern teilen möchten (141)? Auch später (in *Doctor and Patient*, 1904) betont er, dass Frauen physisch, psychisch und intellektuell minderwertig seien, weshalb er es für ein untragbares Risiko für Leib und Leben junger Frauen hielt, wenn diese sich wie ihre männlichen Altersgenossen wissenschaftlicher Arbeit zuwandten (138 u. 149).

Seine Ruhigstellungstherapie löste damals kontroverse Reaktionen aus, wurde jedoch von zahlreichen Fachleuten empfohlen, in vier Sprachen übersetzt und an Tausenden von Patientinnen angewandt. Die Behandlung sieht Bettruhe, Isolierung der Patientin, eine Mastkur mit kalorienreicher Nahrung, Massage und Elektrotherapie vor. Die Patientinnen durften ihre Familie nicht besuchen, nicht lesen, schreiben oder sich anstrengen. Die durchschnittliche Therapiedauer betrug sechs Wochen und fand im Allgemeinen in einer Einrichtung oder an einem abgelegenen Ort statt. Mitchell forderte den Frauen Geduld und völliges Vertrauen zum Arzt ab, der alle ihre Aktivitäten überwachte (Walter 1970, 197). In der breiten Öffentlichkeit wurde Dr. Mitchell vor allem als behandelnder Arzt der Charlotte Perkins Gilman bekannt, die seine Ruhigstellungstherapie als eine Heilmethode schildert, die sie »so nahe an den Rand der völligen geistigen Zerstörung brachte, dass sie über diesen blicken konnte« (1913, 20).

6 Die *Columbia Encyclopaedia*, 6. Ausg., 2002 bezeichnet ihn als einen Pionier bei der Anwendung der Psychologie, der besonders für seine Behandlung nervöser Störungen und für seine Untersuchung des Nervensystems berühmt wurde. Seine medizinischen Werke umfassen Abhandlungen über Schlangengift und Neurologie, zu Verletzungen der Nerven und ihren Folgen (1872) sowie ein Buch über Fett und Blut (*Fat and Blood, and How to Make Them*, 1878), in dem er seine bekannte Ruhigstellungstherapie zusammenfasste.

Charlotte Anna Perkins Gilman (1860-1935)

Sie war die Tochter eines Buchhändlers, Schriftstellers und Zeitschriftenherausgebers und einer Gelegenheitsarbeiterin. Die Eltern ließen sich 1869 scheiden. Die beiden Geschwister wuchsen bei ihrer Mutter in großer Armut bei häufigem Ortswechsel in verschiedenen Orten in Connecticut, Massachusetts und New York auf. Sie lebten vielfach bei Verwandten, darunter auch bei Großtanten väterlicherseits: den Frauenrechtlerinnen Catherine Esther Beecher, Isabella Beecher Hooker und der Schriftstellerin Harriet Beecher Stowe. Nach nur vier Jahren Schulbesuch wurde Charlotte in Providence (1881-1883) zur Kunsthandwerkerin ausgebildet. Zur Finanzierung ihrer Ausbildung gab sie Zeichenunterricht, verkaufte Wasserfarben und entwarf Reklamebilder und Grußpostkarten. 1880 veröffentlichte sie erstmals ein Gedicht. Sie heiratete 1884 den Kunstmaler Charles Walter Stetson. Nach der Geburt der Tochter litt sie an Depressionen, weswegen sie sich in Behandlung zu Dr. Mitchell begab. Er empfahl ihr, ein häusliches Leben zu führen und nie wieder eine Feder, einen Pinsel oder einen Bleistift zur Hand zu nehmen. Bereits in ihrer ersten Publikation, der Gedichtsammlung *In This Our World* (1890), hatte sie sich mit dem unterschiedlichen sozialen Status der Geschlechter in der Ehe und als Eltern auseinandergesetzt. In der Familie sah Gilman eine Institution der Frauenunterdrückung. Diesen Veröffentlichungen war 1888 die Trennung von ihrem Ehemann vorausgegangen. 1894 erfolgte die Scheidung und damit die Befreiung von der konventionellen Ehe und die Lösung aus dem bürgerlichen Hausfrauendasein. Charlotte lebte mit ihrer Tochter zunächst in ärmlichen Verhältnissen bei der Mutter. Sie betrieben eine Pension. 1892 zog sie mit der Tochter nach Oakland. Insgesamt verfasste sie mehr als 200 Kurzgeschichten und zehn Romane.

Als Gilman in der Mitte der 1880er Jahre begann, sich mit den Geschlechterverhältnissen auseinanderzusetzen, wurde sie angefeindet wie alle, die es wagten, das Konzept der wahren Weiblichkeit zu kritisieren (Welter 1978). Ihre Auffassungen wurden als Bedrohung für Zivilisation, Staat und Religion betrachtet. In *Women and Economics* (1898) analysiert sie die Geschlechterverhältnisse systematisch, sowie den Zusammenhang zwischen Bildung und Frauenbefreiung. In einer Reihe bildungspolitischer Aufsätze attackiert sie die geschlechtliche Arbeitsteilung. Männliche Aggressivität und Reduzierung der Frau auf ihre Mutterfunktion seien historisch überholt, weil zum Überleben der Gattung nicht länger erforderlich.⁷ Nur wirtschaftliche Unabhängigkeit könne die Frauen frei und zu gleichberechtigten Partnerinnen ihrer Ehemänner machen. Für Gilman ist die moderne Frau intelligent, informiert und eine gebildete und schöpferische Freidenkerin. Gleichberechtigt mit dem Mann teilt sie Chancen, Pflichten und Verantwortlichkeiten am Arbeitsplatz und im gemeinsamen Haushalt. In Bildung und Erziehung sah sie einen unverzichtbaren Bestandteil der Demokratie. Die Beendigung der ungleichen sozialen Stellung der Geschlechter setze die Herausbildung einer grundsätzlich neuen, reformierten Frau voraus (ebd.).

7 »There is no female mind. The brain is not an organ of sex. One might as well speak of a female liver.« (Gilman 1898/1966, 5)

Ausführungen dazu finden sich in *The Man-Made World*, *Herland* und *Concerning Children*. Sie hielt sich nicht für eine Feministin, sondern für eine Humanistin, die für das Frauenwahlrecht eintritt. So nahm sie in den 1890er Jahren am Frauenwahlrechtskonvent in Washington D.C. teil. Sie engagierte sich für die von Edward Bellamy, Verfasser des utopischen Romans *Looking Backward*, 1887 ins Leben gerufene radikale *Nationalist Party*. Bellamys Werk beeinflusste auch ihren utopischen Roman *Herland*, der in gewisser Weise eine Antwort auf dessen patriarchales Frauenbild ist. Der Roman handelt von einer nur von Frauen bewohnten, unbekanntem ökologisch orientierten Gesellschaft, in der die körperliche und geistige Nachwuchsförderung Priorität hat. *Herland* erschien zuerst in der von Gilman herausgegebenen Monatszeitschrift *The Forerunner*.

Nach 1894 lebte Charlotte allein in San Francisco und wirkte an der Vorbereitung des kalifornischen Frauenkongresses mit. Mit der Sozialreformerin Jane Addams⁸ gründete sie die *Women's Peace Party*. Sie unternahm zahlreiche Vortragsreisen durch die USA und nach England. 1902 heiratete sie ihren Cousin George Gilman, einen New Yorker Anwalt. 1922 zog das Paar aus New York nach Norwich in Connecticut. Nach dem Tode ihres Mannes 1934 kehrte Charlotte nach Pasadena in die Nähe ihrer Tochter zurück. Seit 1932 wusste sie von ihrer Brustkrebserkrankung, deretwegen sie sich 1935 durch Inhalieren von Chloroform das Leben nahm. Ihre Autobiographie *The Living of Charlotte Perkins Gilman* erschien postum 1935.

Die gelbe Tapete

Die Geschichte stellt den allmählichen Verfall einer an nachgeburtlichen Depressionen leidenden Wöchnerin in den Wahnsinn dar. Sie hat die Form von Tagebucheinträgen und eines die Einträge immer stärker verdrängenden inneren Dialogs über den Ehemann, der zugleich ihr Arzt ist: Dass ihr Aufenthaltsort ihr zugleich als »ein verwünschtes Haus voll romantischen Glücks« (7) erscheint und in Wirklichkeit ein heruntergewirtschaftetes Anwesen ist, verweist auf die Fantasie und Sensibilität der Erzählerin. Gilman, die von der Gegensätzlichkeit der Geschlechter ausging, sieht diese als typisch weibliche Eigenschaften an. Sie zeigt, dass die Gegensätzlichkeit der Geschlechter nicht zur gegenseitigen Ergänzung sondern zur Abwertung des Weiblichen führt. Was die Protagonistin als Liebe und Fürsorge des Gatten ansieht, ist brutale Vereinnahmung und Zerstörung ihrer Persönlichkeit und psychischen Gesundheit. Ein heruntergekommenes Kinderzimmer mit vergitterten Fenstern und festgeschraubtem Bett ist Symbol des Verhältnisses der doppelt autoritären Vaterfigur des Arztes und Ehemanns zu seinem »lieben kleinen Mädchen«. Gilmans Erzählung zeigt, dass die Erzählerin diese Verhältnisse wie die

8 Jane Addams, amerikanische Philanthropin und Sozialarbeiterin, begründete 1889 mit Ellen Gates Starr das Hull House in Chicago, eines der ersten sozialen Nachbarschaftszentren der USA. Sie engagierte sich für das Frauenwahlrecht und in der pazifistischen Bewegung. Gemeinsam mit Nicholas Murray Butler erhielt sie 1931 den Friedensnobelpreis.

Mehrzahl der Frauen damals nicht wahrhaben will. Sie gerät dadurch immer wieder in unlösbare Widersprüche zwischen ihren eigenen Bedürfnissen und ihrem Glauben an die Fürsorge und Liebe ihres Mannes.

Der Gatte hält seine Frau für gesund, abgesehen von einer Depression und Neigung zur Hysterie, was er nicht als Krankheit, sondern wie Dr. Mitchell als Verhaltensauffälligkeit auffasst, der man mit Ruhigstellung und Isolierung begegnen müsse. Für die Protagonistin ist seine Therapie eine Ursache dafür, dass sie »nicht rascher gesund« wird. Sie sehnt sich nach anregender und abwechslungsreicher Tätigkeit, aber Ehemann und Bruder, der ebenfalls Arzt ist, verbieten ihr zu schreiben und sich überhaupt zu betätigen. Sie glaubt einerseits an die Richtigkeit ihres eigenen Urteils, wird aber erdrückt von Schuldgefühlen, weil sie ihrem Mann und seiner Diagnose und Therapie nicht blind vertraut. So erkennt sie seinen Status als »angesehener Arzt« an, ärgert sich aber »grundlos« (9) über ihn. Die Zweifel der Erzählerin erweisen sich im Verlauf der Erzählung insofern als richtig, als dass der Ehemann keines der Symptome seiner Frau richtig deutet und noch kurz bevor sie gänzlich den Verstand verliert, überzeugt von ihrer baldigen Genesung ist. Wir erfahren, dass er »kaum zulässt«, dass sich die Protagonistin »ohne besondere Anweisung bewegt« (10). Keinen ihrer Wünsche erfüllt er, weil er sie allesamt – hier parodiert die Autorin Dr. Mitchells Werk – für »Kapricen« hält: Sie muss in einem ihr verhassten Zimmer bleiben, das er für sie ausgesucht hat, und darf nicht in eines im Erdgeschoss ziehen, wo sich die »Erwachsenen« aufhalten und die freien Zugang zum Garten haben. Durch genügend Platz für zwei Betten bietet das Zimmer dem Gatten auch die Möglichkeit, die Ehefrau nachts zu kontrollieren.

Charakterisiert wird der Raum durch die an zahlreichen Stellen in Fetzen herunterhängende »schwelend fahlgelbe, seltsam verblichene, an manchen Stellen getrübt und doch grell orangefarbene Tapete«, die ein »ausladendes, flammendes Muster hat, das sich gegen jeden Kunstsinn vergeht« (ebd.). Dabei dient die Beschreibung des Musters der Tapete von Beginn an als Spiegel der Situation der Protagonistin, etwa wenn sie davon spricht, dass die »schwunglosen, vagen Kurven« »Selbstmord« begehen und abstürzen, »in grässlichen Winkeln«, sich »zerstören [...] in beispiellosen Widersprüchen« (10f). Die Erzählerin teilt ihrem Mann diese Wahrnehmungen mit, die ihre diffuse Angst vor der Selbstzerstörung reflektieren, und unterstreicht ihre Ablehnung gegen das Zimmer noch mit der Begründung, dass die Tapete das ästhetische Empfinden einer kultivierten Frau verletze. Hier wie in der gesamten Geschichte weist er ihre Selbstwahrnehmungen als Teil ihres Krankheitsbildes zurück und verweigert sich ihren Wünschen. Sie resigniert und findet sich mit der Situation zunehmend ab. Die Einsamkeit, der Mangel an Tätigkeit und das totale Unverständnis des Ehemanns und Arztes für ihren Zustand und seine kontraproduktiven Maßnahmen führen dazu, dass die Protagonistin sich immer mehr auf ihren inneren Monolog reduziert. Der Konflikt zwischen Versagensgefühlen und der Ahnung, dass ihr Mann und seine Behandlung sie immer mehr versagen lässt, führt sie zu immer größerer körperlicher Erschöpfung.

Ihr Verhältnis zu ihrem Kind ist ambivalent. Einerseits erlaubt ihr ihr Erschöpfungszustand nicht, es zu versorgen. Andererseits zeigt sich ihre Liebe zu »diesem beeindruckenden kleinen Ding« (19), indem sie ihre Freude darüber äußert, dass es nicht in dem schrecklichen Zimmer sein muss und gut versorgt wird.

Nach zwei Wochen in dem Zimmer hat die Erzählerin auch zum Schreiben keine Kraft mehr. Ihre Depression wächst. Als sie aufhört, sich gegen das Zimmer aufzulehnen, büßt sie immer deutlicher ihr Realitätsbewusstsein ein ebenso wie ihre Fähigkeit, sich auszudrücken. Sie verfolgt die Kurven der Tapete und stellt fest, dass sich »das unendlich Grotteske [...] um einen gemeinsamen Mittelpunkt zu bilden und in hastig-wilden Sprüngen, einer irreführend wie der andere, davon zu stürmen [scheint]« (18). Aus ihrer Beschäftigung mit dem Tapetenmuster erwachsen ihr – zunächst nur vereinzelt – schließlich Wahnvorstellungen einer herumkriechenden Frau. Anfangs ist ihr klar, dass diese ein Produkt ihrer kranken Fantasie ist. Sie unternimmt noch einen vergeblichen Versuch, ihren Mann zu veranlassen, sie fortzulassen. Wieder verweist dieser auf seine ärztliche Autorität und verweigert sich ihrer »dummen Fantasie« (20). Sie schweigt und von nun an, da sie jede Hoffnung auf sein Verständnis verloren hat, eskaliert ihre Fahrt in den Wahnsinn. Die Tapete wird zur Metapher ihres Seelennotstands. Vergebens sucht sie am Tage nach »Gesetzmäßigkeiten« in diesem Muster, das »eine Tortur ist« (22). Die Bilder, die Gilman verwendet, um zu zeigen, wie die Wahnvorstellungen der Protagonistin ihre reale Ausweglosigkeit reflektieren, werden immer bedrohlicher: Das Muster ist »eine blühende Arabeske und erinnert an einen Schwamm, einen verzweigten Giftpilz, eine unendliche Kette von Pilzen, die sprießen und wuchern in endlosen Zuckungen« (ebd.). Im Mondlicht wird das Muster im Vordergrund zu einem Gitter, durch das die kriechende Frau, manchmal auch viele kriechende Frauen hinausdrängen.

Auch das Verhältnis der Erzählerin zu ihrem Mann und der Bediensteten verändert sich. Die Erzählerin bildet sich ein, dass auch die beiden »das Muster studieren« (24) und beschließt, nur sie allein dürfe dahinter kommen, was sich hinter der Tapete verbirgt. So projiziert sie ihren Wahn auf ihren Mann und die Bedienstete und ist überzeugt, »dass John und Jennie insgeheim von ihr [der Tapete] beeinflusst werden« (28). Aus dieser Logik heraus gibt sie ihren Wunsch auf, aus dem vom Ehemann verordneten Gefängnis zu entfliehen. Damit gibt sie sich selbst auf und vermischt zugleich ihre Identität vollends mit der Frau hinter der Tapete. Die Wahnvorstellungen der Protagonistin werden zunehmend inkohärenter artikuliert: Sie fragt sich, wer den »komischen Fleck, da unten bei der Fußleiste gemacht hat« (26) und warum »rund herum und rund herum und rund herum – rund und rund und rund – es macht mich ganz schwindlig!« (Ebd.) Manchmal nimmt sie viele, manchmal nur die eine Frau wahr, die versuchen, dem Würgegriff des Musters zu entkommen. Dabei gelingt dies der Tapetenfrau zumindest tagsüber, allerdings stets im kriechenden Zustand. Ebenso verbringt sie selbst ihre Tage nun im kriechenden Zustand, wobei sie versucht, das »obere Muster vom unteren zu entfernen«, ein Befreiungsversuch für die Frau in der Wahnwelt, die immer mehr sie selbst ist.

Den Abreisetag gestaltet die Autorin als Höhepunkt der Erzählung. Hinter verschlossener Tür macht sich die Erzählerin an die Arbeit, die Tapete abzureißen bis »ungefähr in Kopfhöhe«. Sie versucht, natürlich vergeblich, das festgeschraubte Bett zu bewegen, sie gerät in Wut, will aus dem Fenster springen, will es aber dann doch nicht, weil es »unschicklich wäre und falsch ausgelegt werden könnte« (31). Die kriechende Frau hinter der gelben Tapete, mit der sie sich selbst identifiziert, will sie festbinden, was sie als Schutz versteht vor dem Zwang, draußen kriechen zu müssen: Zugleich betont sie den Spaß daran, in dem großen Zimmer »nach Herzenslust herumkriechen zu können« (ebd.).

Als ihr Mann die Tür öffnet und sie in dem Zimmer mit der fast gänzlich abgerissenen Tapete unablässig an der Wand entlang kriechen sieht, ruft er aus:

›Um Himmels willen, was machst du da.‹ ›Ich bin schließlich doch herausgekommen‹, sagte ich, ›du und Jane⁹, ihr konntet mich nicht daran hindern. Und ich habe fast die ganze Tapete abgerissen, damit du mich nicht wieder dahinter stecken kannst!‹ Weshalb konnte dieser Mann wohl in Ohnmacht gefallen sein? Aber das tat er, und ausgerechnet an der Wand in meinen Weg, so dass ich jedes Mal über ihn hinweg kriechen musste! (32)

Die Erzählung endet so mit der Ohnmacht des Arztes und Ehemanns, über den die Protagonistin immer wieder hinwegsteigen muss. Dies Bild scheint auf den ersten Blick einen Sieg zu symbolisieren. Aber obwohl der Mann und mit ihm die Ärzteschaft eine Niederlage erlitten haben, ist auch der Protagonistin kein Ausbruch aus den Zwängen ihrer Frauenrolle gelungen. Die Erzählung ist als metaphorische Beschreibung von – letztlich unwirksamen – Befreiungsbemühungen zu verstehen, die sich eines niemals frontalen, sondern stets versteckten Widerstands gegen das Gebot des die Ärzteschaft und das Patriarchat repräsentierenden Ehemanns bedienen. Die Erzählerin muss sich den Anordnungen des Ehemanns fügen, weil sie sich nur der konventionellen Mittel des Bittens und Klagens und des insgeheimen Nichtbefolgens von Anordnungen bedient. In der Erzählung bricht die Protagonistin aus der therapeutisch begründeten Bewegungslosigkeit in eine sinnlose Kreisbewegung aus. Gilman demonstriert mit der Erzählung, dass Frauen, die den »kriechenden« Zustand »hinter der Tapete« nicht mehr ertragen können, andere, radikalere Formen des Widerstands benötigen, weil ihnen sonst nur der Weg in den Wahnsinn bleibt. Ihrer Heldin bietet sie keine reale, sondern lediglich eine Schein-Überwindung des damaligen Status quo der bürgerlichen Frau an. Sie macht damit deutlich, dass die ehelichen Verhältnisse, die im Verhältnis Arzt/Patientin reproduziert werden, nicht reformierbar sind, sondern beseitigt und durch radikal andere Beziehungsformen ersetzt werden müssen. Die Ruhigstellungskur Dr. Mitchells spielt in der Erzählung die Rolle einer überhöhten Repräsentation der damaligen Geschlechterverhältnisse. Gilmans Erzählung stellt ein künstlerisches Mittel dar, um nachdrücklich auf das

9 Die Verfasserin des Nachworts Elaine R. Hedges weist darauf hin, dass der Name »Jane« nur am Schluss in dem Satz »Ich bin schließlich doch herausgekommen, du und Jane, ihr konntet mich nicht hindern« vorkommt und es sich entweder um einen Druckfehler und damit eine Verwechslung mit der Haushälterin Jennie oder mit der Cousine Julia handeln oder aber die Erzählerin selbst gemeint sein könnte, die sich aus ihrer ungeliebten Rolle als konventionelle Hausfrau befreit habe (57, Fn 18).

Unrecht der ungleichen Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern und auf die Folgen des Ausschlusses der Frauen aus öffentlichen Aktivitäten hinzuweisen. Sie war ein von den Zeitgenossen wohlverstandenes »J'accuse«.

Wie Ellen R. Hedges im Nachwort berichtet, gelang ihr »erst nach vielen Bemühungen die Veröffentlichung«. Sie schickte sie zunächst an den berühmten »Vater des amerikanischen Realismus«, William Dean Howells. Dieser bewunderte die Erzählung und hat sie später, in seinem Todesjahr, auch in die von ihm herausgegebenen *Great Modern American Stories* aufgenommen¹⁰. Damals empfahl er sie Horace Scudder, dem Redakteur von *The Atlantic Monthly*, der angesehensten zeitgenössischen Zeitschrift der Vereinigten Staaten. Der lehnte sie brüsk ab, damit sie andere nicht »ebenso unglücklich mache wie mich« (38). Offenbar schockierte ihn, dass sich die Heldin am Ende »auf dem Niveau eines am Boden kriechenden Tieres befindet« (ebd.). Gilman veröffentlichte die Erzählung schließlich 1892 in *The New England Magazine*. Sie fand ein kontroverses Echo. Ihr selbst ist es, anders als ihrer Protagonistin, gelungen, aus hausfraulicher Enge und erzwungener geistiger Abstinenz herauszukommen in ein produktives Leben, in dem sie ihre emanzipatorischen Werke veröffentlichen und an politischen und publizistischen Projekten teilhaben konnte. Sie beendete es selbstbestimmt wie sie es gelebt hatte.

Literatur

- Cady, Edward, »The Realist at War: The Mature Years of William Dean Howells«, Syracuse 1956; zit. n. <http://guweb2.gonzaga.edu/faculty/Campbell/engl.462/howchron.htm> (3.2.2005)
- Dwyer, Ellen, »The Weaker Vessel: Legal Versus Social Reality in Mental Commitments in Nineteenth-Century New York«, in: D. Kelly Weisberg (Hg.), *Women and the Law: A Social Historical Perspective*, Bd. I, Cambridge 1982
- Freud, Sigmund, »Fetischismus«, Gesammelte Werke, Bd. XIV: *Werke aus den Jahren 1925-1931*, Frankfurt/M 1999, 311-17
- Mitchell, S. Weir, »Fat and Blood: An Essay on the Treatment of Certain Forms of Neurasthenia and Hysteria«, in: Regina Barreca (Hg.), *Desire and Imagination: Classic Essays in Sexuality*, New York-London 1995, 351-70
- Perkins Gilman, Charlotte, *Women and Economics: A Study of the Economic Relations Between Men and Women as a Factor in Social Evolution* (1898), New York 1966
- dies., *Die gelbe Tapete*, München 1978
- dies., »Why I wrote ›The Yellow Wallpaper‹?«, in: *The Forerunner*, Okt. 1913, 19-20
- Showalter, Elaine, *Victorian Women and Menstruation. Suffer and Be Still*, Bloomington 1973
- Walter, Richard, *D. S. Weir Mitchell, M.D. Neurologist: A Medical Biography*, Illinois 1970
- Welter, Barbara, »The Cult of True Womanhood 1820-1860«, in: Michael Gordon (Hg.), *The American family in Social Historical Perspective*, New York 1978, 373-7

10 Auch er hatte seine eigene, an einer unbekanntnen Krankheit leidende Tochter von Dr. Mitchell behandeln lassen. Dieser diagnostizierte die Krankheit als ein Nervenleiden und behandelte Miss Howell auf die oben geschilderte Weise. Nach dem Tode des Mädchens erwies eine Autopsie, dass es ein organisches Leiden gewesen war. Ihr Vater erklärte in einem Brief an Mark Twain, hätte man ihr gestattet zu lesen, so wäre die Behandlung vielleicht erfolgreich gewesen, aber dieser Entzug zwang sie, sich nur mit sich selbst zu beschäftigen und machte sie morbide und hypochondrisch (vgl. Cady 1956).

Frigga Haug

Ohne Vernunft kann man nichts machen

Materialanalyse zur »Gelben Tapete«

Statt dem Sinn, den der Autor vorgibt, zu folgen, hat sich seit den 1920er Jahren die Materialästhetik (verbunden etwa mit den Namen, Brecht, Eisler, Benjamin, Tretjakow u.a.) entwickelt, die den Autor/die Autorin als Organisatoren von Material begreifen. Diesen Vorgang materialanalytisch herauszuarbeiten, soll die Leser vom totalisierenden Anspruch der Autoren befreien und mit ihnen das Material, von dem, was mit ihm gemacht wurde, emanzipieren. Angezielt ist eine neue eingreifende Haltung der Lesenden und Zuschauenden, eine Aufhebung der Trennung von Produktion und Konsumtion. So folgen wir hier nicht der Botschaft, dass es sich im Fall der Gelben Tapete um eine bloße Unterdrückungsgeschichte handelt, in der Ehemänner, gestützt durch zeitgenössische Medizin ihre Frauen in den Wahnsinn treiben. Stattdessen fassen wir die Autorin als Produzentin und arbeiten heraus, wie sie ihr Material organisiert.

Die Geschichte beginnt mit hohen Erwartungen, die jeweils sogleich zurückgenommen werden, was den Effekt hat, das Kommende als bedrohlich vorzubereiten: »Romantisches Glück« im »verwünschten Haus« »wäre vom Schicksal wohl zuviel verlangt« (7). Die Ich-Erzählerin wird zugleich eingeführt als eine, die durchblickt. Sie kann »nicht ohne Stolz erklären, dass irgendetwas dort nicht mit rechten Dingen zugeht«. Die Argumente bleiben auf dem Boden des vernünftigen Alltagsverstands: Das Haus ist billig und war so lange unbewohnt.

Vernunft

Damit ist die erste Achse bestimmt, unter der sich die Erzählung fast geometrisch entfaltet: Auf der einen Seite stehen Vernunft, Wissen, Wirklichkeit, das Sichtbare, Fühlbare, Benennbare, das Praktische, Spott und Lachen verkörpert durch den »bedeutenden Arzt« als Ehemann; auf der Gegenseite Glauben, Aberglauben, Heimlichkeiten. Die Erzählerin findet sich schnell auf der Seite, wo die Vernunft nicht ist, wo man sich etwas vormacht. Sie glaubt, krank zu sein, während der Ehemann weiß, »dass ihr in Wirklichkeit nichts fehlt«, »außer einer leichten Neigung zur Hysterie« (8).

»John weiß nicht, wie ich in Wirklichkeit leide. Er weiß, dass es dafür keinen Grund gibt, und das genügt ihm.« (11) Aber sie besetzt anfänglich auch noch den Boden der Vernunft oder zumindest des Praktischen. Sie glaubt, dass anregende und abwechslungsreiche Arbeit ihr gut täte. Jedoch wird auch diese Zielsetzung sogleich zurückgenommen: sie wird es nicht gegen Widerstand und nicht heimlich tun. Das »erschöpft« sie.

Die Autorin spannt als eine zweite Linie das Ringen um den Glauben auf. Was der Ehemann glaubt, ist Wissen und läuft auf strenge Untersagungen hinaus; ihr Glaube hingegen wird als heimlich, als irrational und als Grund für Widerstand eingeführt, eine Konstellation, die sie schwächt, ebenso wie das Nachdenken über ihren Zustand. – Die Autorin erzählt nicht einfach die Geschichte einer Unterwerfung; die Kunst besteht darin, die Selbstunterwerfung als eigne Tat der Frau glaubhaft zu machen.

Als nächste Achse wird folgerichtig der Wille der Frau eingeführt. Auch er tritt nicht fest und gesetzhaft auf, wie der ihres Ehemannes John, ist nicht gepanzert mit Wissen, Vernunft, Bedeutung und Kontrolle, sondern sogleich als verspielt. Die Autorin setzt dies sprachlich in Szene durch Worte wie »lieber lassen«, das Haus ist »entzückend«, hat einen »herrlichen Garten« usw. Das Zimmer »gefällt ihr nicht« (9), sie hätte lieber eines »mit rosenüberwuchertem Fenster«, nicht dies mit der »abstoßenden«, »schrecklichen Tapete«, »die sich gegen jeden Kunstsinn vergeht« (10). Der Ehemann hält weiter die Stimme der Vernunft, die für alles stimmige Erklärungen hat: »Zugluft« z.B., wo ein »sonderbares Gefühl« sich meldet. Gefordert sind auch von der Frau: »Selbstkontrolle« und »Beherrschung«, »Wille und Verstand« gegen das »Geschichten erfinden« (13) die Tugenden der Bürger.

Die Konstellation wird dadurch verschärft, dass auf der Seite des Ehemannes die Vertrauen weckenden positiven Worte der Liebe und Sorge auftauchen. Sie bereiten allerdings die nächste unheilvolle Spannung vor: Liebe und Sorge lassen nicht zu »dass ich mich ohne besondere Anweisungen bewege«; sie erscheinen als Hüter der Ordnung, in der alles einen »vorgeschriebenen Plan hat für jede Stunde des Tages« (10). Dass der Ehemann die Karte der Liebe ausspielt, macht, dass sie sich »entsetzlich undankbar« fühlen muss. Ihre Vorlieben führen sie aus der vorgeschriebenen Ordnung.

Ist so der Arzt als Ehemann wesentlich Personifikation der sich etablierenden bürgerlichen Klasse – er wird nirgends lebendig als Person eingeführt –, erscheint die Frau daneben als schwach, als Nicht-Subjekt, eine Gestalt, die ebenso wenig in die eigene Subjektposition hineinwachsen kann, wie sie eine lebbare Alternative anhen lässt.

Verstreut werden Kinder im Text erwähnt: sie brauchen Gitter vorm Fenster, sie haben die Tapete in Fetzen gerissen, »eine Verheerung angestellt« (14), und das eigene Kind könnte Schaden nehmen, wenn es im Zimmer mit der scheußlichen Tapete sein müsste. Diese fast zufälligen Bemerkungen rücken die Kinderfrage ins selbstverständlich Unwesentliche. Das eigene Kind kann dem Kindermädchen in Obhut gegeben werden. »Welch ein Glück, dass Mary sich so gut um das Baby kümmert. So ein liebes Baby.« (12) Auch die Mutterform ist keine mögliche Subjektform für die Frau. Das Baby »macht sie nervös« (12).

Spracharbeit

Perkins Gilman arbeitet mit Sprache auf eine Weise, die in Brecht in den *Flüchtlingsgesprächen* fortentwickelt ist. Sie nimmt ein Wort zunächst alltagssprachlich und beiläufig auf, um an ihm die Geschichte der Verwandlung der Person der Frau zu zeigen. So das sympathische Wort *lieb*. Bei Brecht ist es das Wort *gut*, von dem er einen der Flüchtlinge sagen lässt, es habe »einen unangenehmen Beigeschmack« (1967, 1434). Zunächst lesen wir *lieb* als Eigenschaft des Ehemannes, er »ist sehr lieb« (10). Das Wort wird gebraucht, um seine »Sorge« für sie zu bestätigen. Das macht das Gefühl um das Wort sogleich ambivalent, denn es paart sich mit ihrer »Undankbarkeit«, die sie seine Sorge nicht »zu schätzen weiß«. Was ihn ziert, zeigt bei ihr einen Mangel. Entsprechend heftet sich das Wort an seinen Besitz, zeigt sie als verfügt, wenn er es als Anrede benutzt »meine Liebe« (10, 12). Dann begegnet es als eine Art Distanzwort: »So ein liebes Baby«, sagt Kate in dem Moment, in dem sie es der Sorge des Kindermädchens überlässt. Wenn John sie schließlich »in seine Arme nimmt« und eine »liebe kleine Gans« nennt, ist es, um ihren Wunsch als dumm und übergehbar zurückzuweisen – je enger das Wort *lieb* an sie heranrückt, desto weniger gelingt es ihr, sich zu behaupten –, das Wort wird zum Überwältigungszeichen. Entsprechend wird es geradezu redundant eingesetzt, wo immer eine neue Person auftaucht und dient also dazu, die zunehmende Distanz der Frau von den Menschen ihrer Umwelt auszudrücken, die damit nicht zugleich als *lieb* qualifiziert ist, als vielmehr das Wort selbst und mit ihm die »Sorge« verunheimlicht. »Johns Schwester [...] ist ein so liebes Mädchen. Sie sollte mich besser nicht beim Schreiben finden.« (15) Beiher heftet die Autorin das Liebsein an die »perfekte und begeisterte Hausfrau« (15) und verkündet so geradezu plakativ: Wo Liebe und Sorge sind, ist Nicht-Ich. Entsprechend wendet sich der Einsatz des Wortes *lieb*. Jenny ist »so lieb und lässt mich allein, wenn ich sie darum bitte« (16). Die stete Wiederholung der Kennzeichnung von Personen als lieb, vermittelt inzwischen den unangenehmen Eindruck, dass es nicht bloß eine Floskel ist, sondern dass die Qualifizierung ein Warnwort ist, Zeichen zur Flucht. Die Autorin verstärkt noch den Einsatz durch die Übertragung von einer Eigenschaft zur Tat: »Lieber John! Er liebt mich so sehr und hasst mein Kranksein.« (18) »John, der Liebe« »sagte, ich sei sein Liebling« (19). »John ist so klug und er liebt mich so« (20). »Liebling«, sagt John, wenn er ihr etwas abschlägt mit vernünftigen Gründen, so dass Verweigerung und Berechnung (der Mietvertrag) auf einer Ebene landen. Und Liebe ist schließlich auch das Wort, das sein Wissen von ihrer Sinneswahrnehmung scheidet: »es geht dir tatsächlich besser, Liebe, ob du es nun siehst oder nicht. Ich bin Arzt, Liebe, und ich weiß es.« (20) Gleich vier mal auf einer Seite taucht lieb als qualifizierende Anrede der Verkleinerung und Abschiebung in der Umarmung auf, um die Frau als durch sich selbst gefährdet und dumm auszuzeichnen. Dabei legt die Autorin alle diese Kennzeichnungen der Frau selbst in den Mund, die solches schreibt und denkt, was den Effekt hat, nicht ihre Wahrnehmung oder ihren Wortgebrauch zu kritisieren, sondern sie als hoffnungslos hilflos zu erfahren, weil die liebende und sorgende

Hilfe sie von sich entfernt. Diese Entfernung macht, dass sie »Angst bekommt vor John«, er ihr zunehmend »seltsam erscheint«, »er ist merkwürdig« (27) ebenso wie seine Schwester (23); dies umso mehr, als sie ihre eigne Wahrnehmung der Tapete auf diese beiden überträgt. Diese Wendung aber führt nicht etwa zu so etwas wie Gemeinsamkeit, sondern macht misstrauisch: »Es ist nicht gut, anderen Menschen zu sehr zu vertrauen.« (28) (Vertrauen ist übrigens ein weiteres Wort, das die Autorin als zweideutig und Träger von Verkehrung vorführt. – Nur totem Papier sollte man vertrauen, u.a. 7.) Gegen Ende wird dem Wort *lieb* auch durch die Frau das Vertrauen entzogen; erstmals wird es als vorgetäuscht entzifferbar »er tat sehr lieb und fürsorglich. Als wüsste ich nicht, worauf er hinauswollte« (28). Jenny unterliegt »Selbstbetrug«. In dieser Weise organisiert die Autorin den Vorgang sprachlich so, dass die zunehmende Verschmelzung der Frau mit der wahrgenommenen Gestalt im Tapetenmuster ihre Emanzipation von der Überwältigung durch den Ehemann ist. Um ihn auch innerlich loszuwerden, muss sie verrückt werden, eine Wendung, die eine Lektüre des totalen Ausgeliefertseins unterfüttern kann.

Die Einrückung ins Spannungsfeld von Liebe und Hass dient früh dazu, die Gefühle als Platzhalter von Ordnung zu zeigen: die Kinder hassen die Tapete, die Frau würde sie hassen, – manchmal hasst sie sie (20) – John aber »hasst, wenn ich ein einziges Wort schreibe« (11). Durch Einsatz der gleichen Worte wird lesbar: Schreiben ist Kranksein. In dieser Weise ist das Terrain vorbereitet, die Bedeutung der einzelnen Worte bis zur Verkehrung in Bewegung zu bringen. Es ist ein Glück, dass sie und nicht das Baby bei der gelben Tapete sein muss, denn sie »erträgt« (19) mehr und kann vor allem ihre Gefühle wechseln, weil sie sich ihrer nicht sicher ist. »Das Zimmer gefällt mir wirklich immer mehr, trotz der Tapete. Vielleicht auch wegen der Tapete.« (16)

Mit großer Dramatik wird so der Boden vorbereitet für ein anderes Subjekt, welches schon nach wenigen Seiten die Handlung übernimmt. Nicht der Ehemann, nicht die Frau bestimmen, was geschieht – in äußerster Verdinglichung und Verkehrung treten als neues Subjekt die Tapete, das Muster auf. Alles Lebendige konzentriert sich in den Dingen. Alle Aktivität, die man zuvor vermisste, wird von Tapete und Muster ausagiert. Die Autorin notiert als eine Art inneren Monolog, was Tapete und Muster tun. So blass und untätig die Hauptperson gezeichnet ist, so wild die dem Tapetenmuster zugeschriebenen Aktivitäten. Sie setzt Verben in geradezu fiebrhafter Zuspitzung. Die Tapete, bzw. ihr Muster »vergehen sich gegen jeden Kunstsinne«, »verwirren das Auge«, »irritieren und reizen zur Betrachtung«, »begehen plötzlich Selbstmord«, »stürzen ab in grässlichen Winkeln, zerstören sich in beispiellosen Widersprüchen« (11). Ihr scheint, »als wisse die Tapete, was für einen verderblichen Einfluss sie hat« (14). Das Muster »rollt hin und her wie ein gebrochener Hals«. »Zwei riesigrunde Augen ... kriechen hinauf und hinunter«. Folgerichtig wird als »Erkenntnis« der Frau die Übergabe der Handlung an dieses unpersönliche Subjekt Tapete gezeichnet. »In der Tapete gehen Dinge vor sich, von denen außer mir niemand weiß.« (19) Die Gestalt »sieht aus, wie eine Frau, die gebückt hinter diesem Muster herumkriecht.« (19)

Die Autorin schreibt die Entwicklung des dinglichen Subjekts Tapete und Muster als immer heftigeren Gegensatz von »Gesetzmäßigkeit«, Ordnung, »Normalität des Gehirns« auf der einen Seite, gewaltsame Überwältigung auf der anderen bis zum Gipfel; in dem die Dinge Repräsentanten für Leben werden: »sie verändert sich nämlich« (22). »Das Muster ist eine Tortur«, »plötzlich schlägt es einen Salto rückwärts [...] und du weißt nicht weiter. Es führt dich an der Nase herum, versetzt dir einen Schlag ins Gesicht, schmettert dich nieder und trampelt auf dir herum [...] es erinnert an einen Schwamm, einen verzweigten Giftpilz, eine unendliche Kette von Pilzen, die sprießen und wuchern in endlosen Zuckungen« (22). Die Tapete bestimmt die Entwicklung der verschiedenen Sinne bis hin zum Geruch. »Er kriecht durch das ganze Haus. Hängt im Esszimmer, schleicht [...], versteckt sich [...], lauert, [...] klebt« (25). Die Autorin bringt als eine Art Gegenbewegung die Vernunftkräfte der Frau in die Unterwerfung unter die Handlungen der Tapete. Erkenntnis, Denken, Wollen werden in den Dienst des Musters gestellt. Sie »denkt« etwa »ernsthaft daran, das Haus in Brand zu setzen – um diesem Geruch beizukommen« (25) »Das Muster« hat geradezu einen Spaß daran«, von der Frau mit den Zähnen heruntergerissen zu werden. »Alle diese gehängten Köpfe und hervorquellenden Augen und hinkenden Pilzwucherungen kreischen förmlich vor hämischem Entzücken.« (30) Sie will die Frau im Muster umschlingen, einfangen, wenn sie aus dem Muster klettert. Die Handlung steigert sich zu einem Zweikampf, in dem die Frau schließlich das Seil, das sie sich zur Abwehr der lauernden »formlosen, provozierenden Gestalt« (15), die »vom Muster umschlungen und erwürgt wird« (26) gesichert hat, dazu nutzt, sich in sie zu verwandeln, in ihr alle Frauen einschließlich ihrer selbst zu sehen und solcherart die Kriechtierform der Existenz anzunehmen und dies als Entkommen aufzufassen. Die äußerste Konsequenz macht den verfügenden Griff von Bürgervernunft und männlicher Kontrolle »ohnmächtig«. Die Autorin beschreibt die schließliche Verwandlung der Frau, ihre Einschmelzung in die neue Subjektform der Frau hinter der Tapete als Zusammenarbeit: »stand ich auf und lief ihr zu Hilfe. Ich riss und sie rüttelte, ich rüttelte und sie riss« (29), so zogen sie (die Frau hinter dem Muster und die davor) Meter um Meter der Tapete ab, damit »du mich nicht wieder dahinter verstecken kannst« (32).

Liest sich die Erzählung auf den ersten Blick der Einfühlung wie eine klare Geschichte über kalte vernunftgesteuerte kontrollierende männliche Macht, die sich die Frau unterwirft, bis ihr nurmehr der Ausweg in die Verrücktheit bleibt, – eine Geschichte also, in der die Rollen von Opfer und Täter eindeutig verteilt sind – zeigt die Analyse die Autorin mit einer anderen schwierigeren Problematik beschäftigt. Einfach gezeichnet ist die bürgerliche Welt der Männer, die Welt von Wissen, Macht, Vernunft und Sicherheit, in der ihre Frauen keinen Fuß fassen können. Aber es ist zugleich eine Klassengeschichte, die vorführt, dass von den bürgerlichen Frauen auf der anderen Seite wenig zu erwarten ist. Die Frau hat ein Kindermädchen, insgesamt halten wenigstens drei dienstbare Geister die lebensnotwendige Arbeit von ihr fern. So gibt es für die Frauen der bürgerlichen Klasse keine mögliche Subjektform, in der sie das Leben gewinnen könnten. Charlotte Perkins Gilman führt wie vier Jahrzehnte

später Virginia Woolf (in *Die Jahre*, wo es ebenfalls um die Frau eines Arztes geht, auch in den *Drei Guineen*) vor, dass das Leben der bürgerlichen Frau sinnlos, verfallen ist. Die Subjektform, die für sie vorgesehen ist, hält den Willen schwach, die Gefühle selbstzerstörerisch, die Vernunft ohne Ziel, die Gestaltungskräfte fern von gesellschaftlicher Einmischung. Aus der Verkehrung gibt es kein Entkommen. Woolf richtet die Anklage gegen die Geschlechterverhältnisse in der aufstrebenden bürgerlichen Klasse in einer von Profitgier, Konkurrenz, Unmenschlichkeit getriebenen Gesellschaft, in der die Frauen der besitzenden Klassen sich nicht als Menschen einbringen können, sondern »Sinnlosigkeit, Kleinlichkeit, Bosheit, Tyrannei, Heuchelei, Unmoral« (1937, 110) ausbilden. Perkins Gilman hat Wahrnehmung und Gefühlsentwicklung der Hauptperson so organisiert, dass der Verlust an Realität zugleich der Gewinn eigener Persönlichkeit ist. Indem aber dem kein Projekt entgegenwächst und den Vorgang fundiert, folgt konsequent, dass die Frau die Tapete und die Entdeckung des Musters als ihren Besitz gegen die anderen verteidigt.

Dabei lassen beide Autorinnen, Perkins Gilman wie Woolf keinen Zweifel, dass es nicht darum gehen kann, die männliche Subjektform des Verfügungsmächtigen Vernunftbürgers zu erkämpfen. Es muss das andere Leben, in dem sich auch Frauen entfalten könnten, erst erfunden werden. Die Abhängigkeit vom Ehemann gilt es als erstes zu überwinden, um eine emanzipatorische Frauenform neu zu schaffen. Die bürgerlichen Frauen sind keine bloßen Opfer, sondern sie sind es, die ihre Leben vertun, bzw. in die Hand nehmen müssen. Virginia Woolf endet ihren Essay *Die drei Guineen* mit dem Versuch, eine Skizze möglichen Frauenlebens, das von Frauen selbst bejaht werden könnte, zu zeichnen, deren Hauptachse ein anderes Verhältnis zum Eigentum ist. Charlotte Perkins Gilman führt die Geschichte so, dass die offene Verwandlung in die Kriechtierform gewählt werden muss, um Gefangennahme und unmögliches Entkommen sichtbar zu machen, auch »wenn es unschicklich« (31). Die Formen müssen gesprengt werden.

Abschließend: Die starke Konstruiertheit der Geschichte macht die Lektüre ein wenig freudlos; der politisch-aufklärerische Charakter drängt die literarische Verdichtung in den Hintergrund.

Literatur

- Brecht, Bertolt, *Die Flüchtlingsgespräche*, in: Gesammelte Werke 14, Frankfurt/M 1967, 1381-515
 Haug, Frigga, »Frageräume. Lernen von Virginia Woolf«, in: dies., *Lernverhältnisse*, Hamburg 2003, 104-22
 Woolf, Virginia, *Die Jahre* (1937, dt.), Frankfurt/M 1959
 dies., *Die drei Guineen* (1938, dt.), Frankfurt/M 1978

Stefanie Schäfer-Bossert

Haraways Cyborgs: Figuren für das Leben in Widersprüchen

Wichtig ist die Einsicht, dass wir uns selbst konstruieren. [...] Dieser Konstruktionsvorgang ist zugleich diktiert von der Notwendigkeit, Handlungsfähigkeit zu erlangen bzw. handlungsfähig zu bleiben. Eine der wesentlichen Strategien in diesem Prozess ist die Eliminierung von Widersprüchen. [...] Die Arbeit der ›Dekonstruktion‹ wird gerade darauf abzielen, Widersprüche und Brüche in den Erfahrungen herauszuarbeiten und sie als Scharnierstellen möglicher anderer Entwicklung, anderer Wahl, eines anderen Lebens vorzuführen und zur Verfügung zu stellen. [...] Das heißt auch, dass Unruhe entsteht. (Frigga Haug 1999, 208f)

1. Ein Dämon geht um

Charakteristisch für Cyborgs ist, dass sie in und mit nicht besonders lebensförderlichen Zuständen klarkommen müssen. Das kann sie tatsächlich als Metapher für Erfahrungen von Frauen prädestinieren. Es zeichnet sie bereits seit Anfang der Geschichte des Begriffs aus, wenn auch gänzlich unfeministisch: Cyborg/Kyborg ist eine Verkürzung von »Cybernetischer Organismus« und erschien das erste Mal 1960 in einem von den Medizinern Manfred E. Clynes und Nathan S. Kline für die NASA verfassten Artikel, der vorschlägt, für Fahrten in den Weltraum nicht die Bedingungen den Menschen, sondern den Menschen körperlich technisiert den dortigen Umweltbedingungen anzupassen. Vor allem die Science Fiction spann daraus, nicht ohne realistischen Hintergrund, eine Adaption des menschlichen Körpers an Kriegsszenarien (vgl. Spreen 1998, 8f).

Im *Web Dictionary of Cybernetics and Systems* wird Cyborg folgendermaßen definiert:

(1) ein Organismus mit einer eingebauten Maschine und einer daraus folgenden Modifikation der Funktion; (2) ein Organismus, der teils Tier und teils Maschine ist. Da einige Theoretiker Organismen als biologische Maschinen betrachten, müssen wir unsere Begriffe genauer definieren. [...] Ein Cyborg ist folglich eine Kreatur, die zusammengesetzt ist aus einigen Teilen, die ohne Hilfe des Verstands, und einigen, die mit seiner Hilfe gebaut sind. Außerdem müssen die Teile größer sein als ein Molekül. Ein Wesen mit Aspirin im Körper ist kein Cyborg. Ein Wesen mit einem künstlichen Herz ist ein Cyborg.¹

Dass die Cyborg-Figur inzwischen einen festen Platz in zeitgenössischen feministischen Debatten eingenommen und dort auch einige Unruhe gestiftet hat,

1 *Principia Cybernetica Web*, <http://pespmc1.vub.ac.be/ASC/CYBORG.html>, 3.2.2005, Original englisch. Die Größenangaben sollten freilich spätestens dann korrigiert werden, wenn die Nanotechnik ihre Ziele, Nanobots einzusetzen, erreicht hat. (Zitate aus bisher nur englischsprachig erschienenen Texten sind von der Autorin übersetzt.)

ist Donna Haraway und ihrem *Manifest für Cyborgs* zu verdanken.² »Im späten 20. Jahrhundert, in unserer Zeit, einer mythischen Zeit, haben wir uns alle in Chimären, theoretisierte und fabrizierte Hybride aus Maschine und Organismus verwandelt, kurz, wir sind Cyborgs.« (1995b, 34) »Cyborgs sind Text, Maschine, Körper und Metapher, die allesamt als Kommunikation gedacht werden und einer Praxis verpflichtet sind.« (1995a, 175f) Sie sind »ebenso Geschöpfe der gesellschaftlichen Wirklichkeit wie der Fiktion« (1995b, 33).³ Haraway bedient sich einer Figur aus der Phantastik, dem Genre, das über die Grenze des Realen hinausgeht. Dieses ist heute längst über die Literatur hinaus um visuelle Medien erweitert, doch eignet ihm nach wie vor ein Grundzug an, den ich für einen wichtigen Schlüssel zum Anliegen Haraways halte:

Die Phantastik opponiert im Namen der Existenz gegen alle anthropologischen Abschlusskonstruktionen des Menschen. [...] Im Gegenteil formuliert die phantastische Literatur in immer wieder erneuten Anläufen gegen alle nur denkbaren anthropologischen Zentrismen eine provisorische Wesensbestimmung des Menschen. (Brittnacher 1994, 323)

Die Phantastik ist die Welt der Aliens, Cyborgs und Maschinenwesen, die Welt von Franksteins Monster, von Werwölfen, Vampiren und anderen bösen Geistern, die allesamt unter die Kategorie der übermenschlichen Mächte fallen, die den Menschen bedrohen oder gar schädigen. Es ist diese religionsgeschichtliche Kategorie der Dämonen, häufig Mischwesen aus verschiedenen Gattungen, in denen diffuse menschliche Ängste Gestalt gewinnen. Zwar wird kulturgeschichtlich davon ausgegangen, dass in Mitteleuropa die naturwissenschaftliche Aufklärung des 17./18. Jahrhunderts den Dämon in den Untergrund des Aberglaubens verbannt hat. Die aufklärerischen Anstrengungen wurden aber von einer fröhlichen Auferstehung dämonischer Gestalten in der Literatur quittiert. Diese, nunmehr Monster genannt, breiten sich seitdem in alle verfügbaren Medien aus und können ihre Verwandtschaft zu den Dämonen der Religionsgeschichte nicht leugnen. Ihre größte Realität besteht in dem Gefühl der Bedrohung, das sie auslösen. Sie siedeln jenseits der Grenzen, die als »natürlich« und »menschlich« gelten und illustrieren dadurch, was in der jeweiligen Erzählung als »der Mensch« gilt. Alle ›Anderen‹ finden sich schnell in der Rolle des Dämons wieder. Der Dämon markiert deshalb die Grenze vertrauter Sinnsysteme.

Statt vor dem Dämon in lähmenden Schrecken zu verfallen, usurpiert ihn Haraway – und mit ihm seine Kraft, Macht und Gefährlichkeit in einer moralisch uneindeutigen Welt. Mit der Dämonenmetapher kann »unmenschliches« Verhalten

2 Der »Cyborg-Mythos« wurde oft nachgedruckt und ins Japanische, Portugiesische, Französische, Niederländische und Chinesische übersetzt. Er erschien zuerst auf Deutsch in »1984«, *gulliver. Deutsch-Englische Jahrbücher* (Argument-Sonderband 105) in einer Vorfassung (wieder in Haraway 1995c), dann auf Englisch 1985 in *Socialist Review* 80. Als »Manifest« (hier zitiert als 1995b) erschien er englisch 1991, in Deutschland in Haraway 1995a.

3 Hier ist zu berücksichtigen, dass der Begriff *fiction* im Englischen weit weniger die Bedeutung »irreal« bzw. »fiktiv« hat als im Deutschen, sondern jedwede erzählte Geschichte meinen kann.

ethisch kritisiert werden. Sie eignet sich jedoch gleichermaßen zur Dämonisierung oder auch nur Erklärung von Phänomenen, die dem eigenen Horizont unliebsam sind. Zweiteres ist genau die Erzählstrategie, der Haraways fundamentaler Angriff gilt; ersteres hingegen ist ihr mit manchem Märchen gemeinsam: der Ansatz, soziale Realität und sozialen Anspruch in der Dämonenmetapher zu erzählen.

Haraway geht vom Zusammenbruch dreier entscheidender Grenzbeziehungen aus, der in den Technosciences und gesellschaftlich faktisch bereits stattgefunden hat, in den Gesellschaftstheorien aber kaum nachvollzogen wurde: der Grenze zwischen Tier und Mensch, zwischen Tier-Mensch (Organismus) und Maschine und zwischen Physikalischem und Nichtphysikalischem (vgl. 1995b, bes. 36ff). Deshalb plädiert sie dafür, »die Cyborg als eine Fiktion anzusehen, an der sich die Beschaffenheit unserer heutigen gesellschaftlichen und körperlichen Realität ablesen lässt. Sie sollte aber auch als eine imaginäre Ressource betrachtet werden, die uns einträgliche Verbindungen eröffnen kann« (34).

Dass sie hierfür gerade die Cyborg-Figur gewählt hat, mag neben ihrer Auseinandersetzung mit den ›Technosciences‹ auch den Grund haben, dass diese Figur in den frühen 1980er Jahren relativ unverbraucht war und allenfalls von Männern besetzt. Sie für Frauen in Dienst zu nehmen und davon auszugehen, dass »die Metaphorik der Cyborgs nichts Feindliches an sich hat« (70), war bestens geeignet für eine »Denkgymnastik«⁴, die sich nicht in der Suche nach »goldenen Urzeiten« als Legitimation eigenen Handelns und Denkens erschöpft, sondern aktiv nach vorne treibt und Potenzialitäten auslotet:

Feministische Humanität muss, auf welche Weise auch immer, der Repräsentation und der buchstäblichen Gestaltung widerstehen und zugleich den Ausbruch in machtvolle neue Tropen, neue Sprachfiguren und Redewendungen, neue Wendepunkte der geschichtlichen Möglichkeiten wagen. (1995c, 118)

Obwohl Haraways Cyborg-Mythos zuerst im deutschsprachigen Raum veröffentlicht wurde, kam es zu einer breiteren deutschen Rezeption erst, nachdem Judith Butlers Kritik am »Sex-Gender-System« als feministischer Grundkategorie Anfang der 1990er Jahre diskutiert wurde, auch wenn Haraway in beiden Fassungen des *Cyborg-Manifests* und an anderer Stelle (explizit Haraway 1987) dieses bereits problematisiert hatte. Die Rezeption wurde sicher auch dadurch verzögert, dass die deutsche wie die amerikanische Frauenbewegung in den 80er Jahren ›die Göttin‹ und die Matriarchate für sich entdeckte, Haraways *Cyborg-Manifest* jedoch genau gegen diese polemisiert: »Lieber Cyborg als Göttin« war der Titel der ersten Fassung und bleibt auch der Schluss der zweiten.⁵

Ich gestehe frei, dass ich eine der vielen Frauen bin, denen es Horizonte aufgerissen hat, die metaphysische Zentrale weiblich denken zu können. Dieser befreiende Impuls der Göttinbewegungen kann nicht hoch genug geschätzt

4 Frigga Haug in der Einleitung zu Haraway 1995c, 6

5 Erste Fassung: 1995c, 165-84; zweite Fassung: 1995b, 72

werden, vor allem vor dem Hintergrund einer androzentrischen Theologie und ihrer breiten ideologischen Wirkungsgeschichte, die von metaphysischen Postulaten auf anthropologische Wertigkeiten schloss und eine Legitimation gesellschaftlicher Frauenunterdrückung lieferte. »Wenn das Göttliche sich nicht im Weiblichen zeigt, weist dies das weibliche Geschlecht als minderwertig aus«, wie Mary Daly den Zustand der christlichen Welt diagnostizierte: »Wenn Gott männlich ist, muss das Männliche Gott sein.« (1980, 33) Dem »Argument«, das auch ich oft zu hören bekam: »Das war schon immer so, seit biblischen Zeiten!«, konnte nun ein kräftiges »Nein!« entgegengeschmettert werden: »Das ist bereits Verfallsgeschichte, ganz im Ursprung war die Göttin und mit ihr das Matriarchat!« Da gleichzeitig die Geschichtslosigkeit von Frauen beklagt und langsam durch Forschungen behoben wurde, war das ebenfalls ein Meilenstein in der Rekonstruktion einer weiblichen Früh- und Urgeschichte. Diese freilich erwies sich für Teile der Frauenbewegung eher als eine Konstruktion denn als eine Rekonstruktion, mit der sich außerdem, da sie in den Anfängen mangels feministischer Forschung vor allem auf männliche Autoren angewiesen war, äußerst klassische Frauen- und Göttinbilder wie die der »Großen Mutter«, der »Friedlichen« und der »unentfremdet Naturverbundenen« eingehandelt wurden. Diese konnten im politischen Kampf gegen die Rüstungs-, Sternenkriegs- und Naturausbeutungsindustrien durchaus sinnvolle Funktionen erfüllen. Religionsgeschichtlich hielten sie der Überprüfung nicht stand, und wer andere Frauenbilder und – wie Haraway, s.u. – weniger eine Legitimation aus der Vergangenheit und Rückkehr in eine »goldene Urzeit« suchte, schlug andere Wege ein, die die zunehmende feministische Forschung auch immer besser ermöglichte.

Mit dieser kam auch ein wichtiger Wegbereiter matriarchaler Vorstellungen wieder in die Diskussion: 1861 legte der Basler Patrizier Johann Jakob Bachofen umfangreiche Materialstudien vor, in denen nach damals gängiger Methode aus antiken oder altorientalischen Mythen erst auf dahinterstehende kultische Vollzüge geschlossen wurde und aus diesen dann sozialgeschichtliche Praktiken abgeleitet wurden. Bachofen ist streng der Geschlechterdichotomie verhaftet, in der »Frau« mit »Natur« und »Mann« mit »Kultur« gleichgesetzt und von einer, wenn auch dialektischen, historischen Weiterentwicklung vom einen Prinzip zum anderen ausgegangen wird. Allerdings verheddert er sich zwischen Sehnsucht und männlichem Stolz – mir zumindest bleibt nicht nachvollziehbar, warum das Matriarchat, das sich vom Prinzip her in Liebe, Frieden, Freiheit, Gleichheit, Humanität, Allgemeinheit äußert, letztendlich eine tierische oder stoffliche Stufe darstelle, während die menschliche Familie sich dem überstofflichen Lebensprinzip des Vaterrechts, des »über alle Wechsel erhabenen, zu den göttlichen Lichthöhen durchdrungenen Geistes« (Bachofen 1861, 72) zuwenden muss, dessen nicht verschwiegene Gewalttätigkeit mal positiv, mal negativ gezeichnet wird, und so dem Verlangen nach dem friedlich-weiblichen Urprinzip wieder Vorschub leistet. Bachofens Gedanken fanden, nicht zuletzt über ihre Rezeption bei Engels, breiten Eingang in die Frauenbewegungen der 1970er und 80er Jahre.

Es sollte besser nicht versucht werden, die haraway'sche Metapher ›Cyborg‹ auf eine Erscheinungsform festzulegen, denn »die Cyborg ist nicht identisch mit sich selbst und durchläuft viele wundersame Wandlungen« (Haraway 1995a, 114). Haraway konstatiert viele Veränderungen an ihrem Cyborg-Konzept, schließlich ist »die Cyborg [...] zu einer Figur für Erzählmuster geworden« (ebd.). Mit zeitlichem Abstand kann sie sagen:

Ich habe versucht, mich mit den Cyborgs kritisch zu identifizieren, d.h., sie weder zu verherrlichen noch zu verdammen, sondern im Geist einer ironischen Aneignung von Zielen, die von den Sternenkriegern nie ins Auge gefasst worden waren. (2003a, 4)

Das Konzept »betont die Situierung von Frauen in durch multinationale Wissenschaft und Technologie vermittelten gesellschaftlichen kulturellen und technischen Systemen«, und das kritisch »gegenüber dem Verhaftetsein des Sex-Gender-Systems in der kolonialistischen Natur/Kultur-Ideologie« (2003b, 414). Diese beiden Hauptstränge seien im Folgenden skizziert.

2. Gegen die Dämonisierung der Technoscience

Haraway unterstreicht den diskursiven Charakter der positiv(istisch)en Wissenschaften, indem sie »Mythen« nennt, was diese als unhintergehbare Wahrheit ausgeben. Damit können, und darin steckt nun wirklich widerständiges, ja erlösendes Potenzial, die Technosciences der Religions- als Ideologiekritik unterzogen werden – und mehr noch: der von den Protagonisten der Technosciences so gern gehegte Impetus der Religionskritik fällt auf sie selbst zurück. »Die moderne Maschinerie ist ein respektloser, göttlicher Emporkömmling, der die Allgegenwart und Spiritualität des göttlichen Vaters nachäfft.« (1995b, 38) Haraways Kritik gilt den »wahren Gläubigen in der Kirche der Wissenschaft« (1996, 365). Gleichzeitig optiert sie für die Erlangung von Handlungsfähigkeit innerhalb gesellschaftlicher Strukturen, in denen religiöse wie wissenschaftliche Mythen für lähmende Konstruktionen von Identitäten missbraucht werden. Ziel der Cyborgs ist, »die Texte ihrer Körper und Gesellschaften aktiv umzuschreiben. Der Einsatz, um den es bei diesem Spiel der Lesarten geht, ist das Überleben« (1995b, 67).

Den Natur- und Technologiewissenschaften samt den Informationswissenschaften und ihren Praktiken widmet sie sich besonders, da ihnen unter den Bedingungen spätkapitalistischer Gesellschaften der Gegenwart eine besonders große Macht zukommt. Sie sieht unauflösbare Wechselwirkungen: Es

konstituieren sich sowohl die Tatsachen als auch die Zeugen in den Begegnungen, die die techno-wissenschaftliche Praxis ausmachen. Subjekte wie Objekte der Technoscience landen im Schmelztiegel der spezifischen, verorteten Praxisformen, von denen einige von globaler Lokalität sind, und werden von ihnen gezeichnet. In der Hitze des Feuers verschmelzen Subjekte und Objekte regelmäßig miteinander. (1996, 361)

Sie geht folglich davon aus, dass die »Herausbildung von Ethnien, Konstruktion von Geschlecht, Formierung von Klassen und diskursive Produktion von Sexualität durch die konstitutiven Praktiken der Technoscience selbst« (ebd.) stattfindet.

Eine Trennung zwischen Kultur und Natur ist daher genauso fern der Realität wie eine Trennung natur- und technowissenschaftlicher Paradigmen von denen der Geistes- oder Kommunikationswissenschaften.

Geist, Körper und Werkzeug sind aufs Innigste vereint. Die materielle Organisation von Produktion und Reproduktion des alltäglichen Lebens ist davon ebenso betroffen wie die symbolische Organisation von Produktion und Reproduktion des Kulturellen und der Vorstellungswelten. Nie zuvor waren die Bilder von Basis und Überbau, öffentlich und privat oder materiell und ideell so kraftlos. Sie können die Grenzen notwendiger Theorie nicht abstecken. (1995c, 167)

Haraway, in etlichen Widerstandsbewegungen der USA verortet, geht es darum, die den herrschenden Diskursen und Machtmonopolen vorbehaltenen Gebiete zu besetzen, etwa die Technologiewissenschaften, vor denen besonders Frauen oft zurückschrecken. Gegen deren Dämonisierung setzt sie die Aneignung – eben die Aneignung des Dämons. Und dies macht den Umgang mit ihren Cyborgs nicht immer leicht, da sie nicht nur als – ambivalentes – Identitätsmodell, sondern auch als Benennung bedrohlicher Entwicklungen der Technoscience funktionieren.

Eine der beiden Zentralthesen der Cyborgmetaphorik, neben der Absage an die »Produktion einer universalen, totalisierenden Theorie«, ist:

Verantwortung für die sozialen Beziehungen, die durch die gesellschaftlichen Wissenschafts- und Technologieverhältnisse strukturiert werden, zu übernehmen, heißt, eine antiwissenschaftliche Metaphysik, die Dämonisierung der Technologie zurückzuweisen und sich der viele Kenntnisse erfordernden Aufgabe anzunehmen, die Begrenzungen unseres täglichen Lebens in immer partiellerer Verbindung mit anderen und in Kommunikation mit allen unseren Teilen zu rekonstruieren (1995b, 71f).

Deshalb wird gegen die Furcht vor Maschinen eingewendet: »Die Maschine sind wir, unsere Prozesse, ein Aspekt unserer Verkörperung. [...] Wir können für Maschinen verantwortlich sein, sie beherrschen oder bedrohen uns nicht.« (1995b, 70) So handelt der Cyborgmythos »von überschrittenen Grenzen, machtvollen Verschmelzungen und gefährlichen Möglichkeiten, die fortschrittliche Menschen als einen Teil ihrer Arbeit erkunden sollten« (1995b, 39), und in diesem Sinne ist die Cyborg-Figur »eine Trope, eine Figur für das Leben in und für die Würdigung der Fähigkeiten und Praktiken der zeitgenössischen Technokultur, ohne die Verbindung mit dem permanenten Kriegsapparat einer nicht-optionalen, post-nuklearen Welt und ihrer transzendenten, sehr material(istisch)en Lügen zu verlieren. Cyborgs können Figuren für das Leben in Widersprüchen sein.« (2003a, 11)

Dies halte ich nach wie vor für eine der wichtigsten Hinterlassenschaften der haraway'schen Cyborgs, die Frauen die technischen Gebiete besetzen lassen wollen und die Augen dafür öffnen: »Wir sind immer mittendrin.« (1995a, 103) Die Technosciences und all ihre Auswirkungen sind keine numinose, dämonische Macht, sondern etwas, das aktiv gestaltet wird und deshalb auch von Frauen geformt werden sollte. Dabei »rein« und »reinen Lehren treu« zu bleiben, ist unmöglich, aber das bildet die Cyborg-Metapher bereits mit ab, und zudem eine kraftvolle Handlungsfähigkeit und Widerständigkeit gegen den Status quo.

3. »Die Natur ist nicht natürlich und das ist ganz natürlich.« (Gertrude Stein)⁶

Um Widerständigkeit zu ermöglichen, verweigert sich Haraway, und mit ihr ihre Cyborg-Figur, radikal einer Trennung zwischen Natur und Kultur, innerhalb derer sich »die Beziehung von Organismus und Maschine immer als Grenzkrieg dargestellt« (1995b, 34f) hat. Sie legt mit den Cyborgs eine Metapher vor, mit der sich menschliche Wirklichkeit und Körperlichkeit jenseits überkommener Bestimmungen des ›Natürlichen‹ denken lässt. »Wenn die Welt für uns als ›Natur‹ existiert, dann bezeichnet dies eine Art von Beziehung, eine Leistung, an der viele Akteure und Akteurinnen beteiligt sind. Nicht alle von ihnen sind menschlicher, nicht alle organischer, nicht alle technologischer Provenienz.« (1995c, 15) Dementsprechend lehrt und forscht sie, zunächst Biologin, als interdisziplinär arbeitende Wissenschaftstheoretikerin, die um die Macht von Sprache, Definitionen und Diskursen weiß. Sie siedelt ihre Cyborgs in der Gegenwart an, weil sie den Blick auf diese und die Handlungsfähigkeit innerhalb derselben weder durch »Ursprungsmythen« noch durch biologistische oder andere ontologische Bestimmungen verbauen lassen will. Selbstverständlich ist eines der Erzählmuster, gegen die sie anschreibt, das »schreckliche Gebäude namens ›Frau‹ in der patriarchalen Sprache und den Repräsentationsräumen des Westens – derjenigen, die niemals Subjekt sein kann, die Planungsraum, Matrix, Grund und Projektionsfläche für das Handeln des Mannes ist« (1995c, 127). Dagegen treten die Cyborgs an: »Die Cyborg als imaginäre Figur und als gelebte Erfahrung verändert, was am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts als Erfahrung der Frauen zu betrachten ist. [...] Cyborgs sind Geschöpfe in einer Post-Gender-Welt« (1995b, 34f). Damit ist nicht nur ein kulturell formatierter Geschlechtscharakter, sondern gleichzeitig die Unterscheidung *sex-gender* in Frage gestellt.

Die feministische und notwendig politische Theorie sollte nach Haraway jedoch befreit sein »von der Notwendigkeit, Politik in ›unserer‹ privilegierten Position der Unterdrückung zu begründen« (65). Das gilt gerade für das Verhältnis zu den Technosciences, und es sei daran erinnert, dass zur Entstehungszeit des Cyborgmythos die deutschsprachige Frauenbewegung ebenfalls festgestellt hatte, wie lähmend die Opferrolle nicht nur individuell psychisch, sondern auch für politische Theorie und Handlungsfähigkeit ist (vgl. Haug 1980). Haraways Cyborgs schütteln lähmende Diskurse radikal ab, der Weg nach vorn wird freigeschaufelt, indem alle Unterdrückungsmechanismen, die »wissenschaftlich« oder gar metaphysisch als »natürlich vorgegeben« proklamiert werden, bei ihnen außer Kraft gesetzt sind: Cyborgs sind nicht natürlich und haben sich folglich solcher Definitionen entledigt. Sie sind die figurliche Absage an die Rede von und die Sehnsucht nach »unverdorbener Natur«, die ohnehin stets ein Unbehagen an einer als »zu technisch« erlebten Lebenswelt spiegelt. Paradigmatisch hierfür ist die romantische Reaktion auf das cartesianische

6 »Ida«, zit. n. *Gertrude Stein für Minuten*, Frankfurt/M 1996 (zusammengestellt v. Ursula Michels-Wenz), Nr. 161, 42.

Weltbild und auf die beginnende Industrialisierung. Aber nicht nur dort gilt: Wer von diesen technischen Entwicklungen gesellschaftlich ausgeschlossen ist, ob edles Weib oder edler Wilder, bekommt stattdessen das Ausgleichen solcher Ängste ins biologisierte Rollenbild geschrieben. Gründlicher als Haraways *rabiates* Verunmöglichen aller Naturromantik kann man hiergegen kaum angehen.

Die Cyborg besitzt auch keine »Ursprungsgeschichte im ›westlichen‹ humanistischen Sinn«, denn diese »beruht auf dem Mythos ursprünglicher Einheit, Vollkommenheit, Glückseligkeit« (1995b, 35). Die Cyborg »überspringt« diese Stufe. Auch deshalb schreibt Haraway, sie wäre »lieber eine Cyborg als eine Göttin«, an die Adresse der Göttinbewegungen der 1980er Jahre, die es teilweise tatsächlich zustande gebracht haben, die dämonischen Aspekte früher Gottheiten einem »Love-and-Peace«-Frauenideal und der von den Männern aufgebrachten und gern aufgenommenen »Großen Mutter« zu opfern. Haraway besetzt wie diese bewusst das Terrain »Körper«: »Unser Körper – unser Leben, Körper sind Topographien der Macht und Identität« (70). Aber sie versucht nicht, »natürliche Idealzustände« zu destillieren, auch wenn diese manchmal politisch hilfreich sein können, sondern öffnet das Körperbild den wechselseitigen Einflüssen, die sich in es einschreiben und es überhaupt erst herstellen: »Körper sind zu Cyborgs geworden, zu kybernetischen Organismen, in denen sich technoorganische Körperlichkeit und Textualität auf hybride Weise verbinden.« (175f) Eine solche Sicht des Cyborg ist anthropologisch einholbar, ohne dass eine – wie auch immer vorgestellte – Veränderung des Menschen weg vom Natürlichen hin zum Technisch-Artifiziellen proklamiert werden müsste oder dürfte. Dass der Mensch technischer Hilfsmittel und künstlicher Artefakte konstitutionell bedarf, ist in seiner Natur begründet, steht somit qualitativ außer Frage und enthebt damit den quantitativen Aspekt einer allzu großen Wertigkeit. Deshalb kann hier allenfalls ein zu sehr der organischen Biologie, der Hautgrenze⁷ oder romantischen Naturdiskursen verhaftetes Körperbild zur Debatte stehen. Haraway führt diese Debatte, und es lässt sich aufzeigen, dass dies selbst für ein scheinbar so weit entferntes Feld wie die biblischen Körperkonzepte ausgesprochen ertragreich ist (vgl. Schäfer-Bossert 2003).

Umgekehrt wird deutlich, dass Haraways Cyborgs nie und nimmer die körperlosen Gefilde konstruktivistischer Cyborgdiskurse besiedeln wollten und könnten, die den Körper bestenfalls als schwächsten Teil des Computers und *wetware* (Feucht-Ausstattung) verachten, die altbekannten Traditionen des Geist-Körper-Dualismus auf die Spitze treibend, und die schlechtestenfalls wie Hans Movarec am liebsten den Inhalt des Gehirns auf die Festplatte eines Roboters übertragen und den menschlichen Körper eliminieren würden.⁸ Haraways Entwurf ist also denkbar weit entfernt von posthumanen Phantasien, die sich so im Diskursiven oder im Cyberspace verlieren,

7 Dass die Körper- bzw. Potenzialitätserweiterungen nun in den Körper, unter die Haut, einwandern, ist allerdings ein neuer Schritt, der zwar weniger vor epistemologisch-anthropologische, sehr wohl aber vor konkrete Probleme stellen kann.

8 In dankenswert klarer Weise werden die Cyborgdiskurse evaluiert von Spreen 2004.

dass die konkrete Materialität vitaler und gesellschaftlicher Prozesse aus dem Blick gerät oder verleugnet wird, und mit ihr auch konkrete Handlungsfähigkeit im *real life*. Dass diese Materialität freilich nicht nur menschliche Akteure umfasst, ist ebenso eine, nicht etwa posthumane, sehr wohl aber nicht mehr andropozentrische Grundannahme Haraways. Sie bedeutet alles andere, als »den Menschen« aus Pflicht und Verantwortung zu entlassen, sie erlaubt es aber z.B., juristische Personen, technologische Entwicklungen und Produkte, wie auch Natürliches als Faktoren und Akteure gesellschaftlicher Prozesse wahrzunehmen und mitzudenken.

4. Cyborg-Identitäten

Mein größter persönlicher Gewinn aus der Lektüre von Haraway war die Erlösung, endlich ein Identitätsmodell zu lesen, das keine eindeutige Identität verlangt, das Brüche, Fragmentierungen und Diskontinuitäten, die mein Leben zuhauf aufweist, nicht als defizitär wertet, sondern als unausweichlich und gar vital konstitutiv. Haraway nennt sich eine »hybride Kreatur« (1995a, 100), ich fühle mich als eine solche, und ich liebe sie dafür, dass sie mir einen epistemologischen Rahmen dafür gibt: Cyborgs »suchen sich keine eindeutige Identität und erzeugen somit keine antagonistischen Dualismen ohne Ende (oder bis ans Ende aller Tage); Ironie ist für sie selbstverständlich« (1995b, 70). In der Cyborgwelt müsste »niemand mehr seine Verbundenheit und Nähe zu Tieren und Maschinen [fürchten] und niemand mehr vor dauerhaft partiellen Identitäten und widersprüchlichen Positionen zurückschrecken« (40).

Hier agiert »das niemals mit sich selbst identische Ich und Wir, das gerade darum auf Verbindung mit anderen hoffen kann« (1995c, 119). Dies eröffnet Handlungsfähigkeit im Hier und Jetzt und muss diese nicht auf die Zeit nach Findung der eigenen (auch Gruppen- oder politischen) Identität verschieben, was eigentlich nur den Sankt-Nimmerleinstag bedeuten kann. Damit ist umgekehrt also nicht mehr eine ewige, unauflösbare Bindung oder absolute Übereinstimmung die Bedingung dafür, sich mit anderen zusammenzutun, sei es z.B. in politischen oder zwischenmenschlichen Bündnissen, sondern »Affinität statt Identität« als praktikables Kriterium, und damit lockerere, wechselnde Koalitionen ohne grundsätzliche Abgrenzungen oder Hierarchien (1995b, 40ff).

Hinter dem Cyborg-Konzept steht u.a. die von Theresa de Lauretis entwickelte Theorie »exzentrischer Subjektivität«: Das Subjekt ist durch unhierarchische Vielfältigkeit und Differenzen charakterisiert. Es zeichnet sich durch Dis-Identifikation aus, die von heuristischen Kategorien wieder Abstand nimmt, bevor sie sich verfestigen, und hat damit eine gewisse Chance, der Dialektik jeder Aufklärung zu entkommen. Dass das auf Kosten jedweder »reinen Lehre« geht, ist ein Preis, der bezahlt werden muss, und ebenso der Abschied von der Hoffnung, unbefleckt aus der Sache hervorzugehen. Susan Neiman zieht in und aus ihrer Philosophiegeschichte des Bösen den Schluss: »Die Vorstellung der Vernunft als in sich systematisch muss sich auf jede Form von Philosophie verheerend auswirken, an der uns gelegen ist. [...] Jeder Versuch, ein richtiges Leben zu führen, ist ein

Versuch, in der Welt zu leben.« (2004, 475) Haraway bringt das auf den Punkt: »Es geht darum, die Welt zu verändern, eine Wahl zu treffen zwischen verschiedenen Lebensweisen und Weltauffassungen. Um dies zu tun, muss man handeln, muss begrenzt und schmutzig sein, nicht transzendent und sauber.« (1996, 362) Damit tritt sie jedem Nihilismus entgegen, wie sie sich auch heftig gegen die Einreihung ihrer Cyborgs in postmoderne Beliebigkeiten verwahrt:

Verspieltheit, Beweglichkeit, mehr zu sein, als wir zu sein glauben, diskursive Konstitution, die Unerwartetheit von Sprache und Körper, das sind Dinge, an denen es mir liegt und um die es mir in meiner Arbeit geht. Aber ich will nicht, dass die Aneignung meiner Arbeit in verantwortungsloses Freispiel, in Postmodernismus im groben und vulgären Sinn abdriftet. Da sind mir die kontaminierten ethischen Kategorien weitaus lieber als diese Rezeption. (1995a, 115)

Und so kann sie sich selbst auch sehen als »ständig in Versuchung, fromm zu sein, pedantisch, moralisch, also wahrhaft unerträglich« (115). Ihr Cyborg-Konzept ist ein diskursives Instrument, das zur Befreiung von Lähmungen und Marginalisierungen führen soll, um ein anderes Selbstbild zu entwickeln und politisch aktiv werden zu können. Die ethische Orientierung liegt außerhalb dieses Konzepts: das pointiert feministisch zugespitzte sozialistische Ethos der Abschaffung ungerechter Strukturen, der Teilhabe aller an gesellschaftlichen Ressourcen und Diskursen, das darüber hinaus den Problemen eines westlichen Anthropozentrismus zu entkommen trachtet; nicht zu vergessen auch einige christliche Eierschalen, die das früher »irisch-katholische Mädchen« (1995b, 61) immer wieder und mit zunehmender Sympathie betrachtet⁹ und die dem Marxismus ohnehin als latent inhärent nachgesagt werden können.

5. *Cyborgs auf den Hund gekommen*

Das Cyborg-Modell stieß nicht zuletzt in Deutschland teilweise auf heftige Abwehr, weil es die Vorstellung und Utopie eines naturnahen Körperverhältnisses empfindlich stört. Hiergegen lässt sich im Sinne Haraways sagen:

Obleich die Bezugnahme auf das Wesen der Frau [...] den Widerstand der Frauen gegenüber der männlichen symbolischen Ordnung zu begründen scheint, so bestätigt diese Bezugnahme dennoch die Weiblichkeit als jene vorgegebene Grundlage, auf der die männliche, diskursive Maschine arbeitet (Žižek 2001, 348).

Mit Recht kann eingewendet werden, dass Frauen sich die eigenen Körper noch nicht selbstmächtig genug angeeignet haben, um stark genug gegen die Technosciences oder die Diskursapparate und ihre Zugriffe auftreten zu können. Haraways Ansatz zielt auf einen selbstbewussten und autonomen Umgang mit Technik, zu fragen bleibt aber, wo und ob sich dieser beispielsweise in der Gen- und Reproduktionsmedizin unter heute realen Bedingungen tatsächlich finden kann.

9 Vgl. ihre in 2003a genannte Wertschätzung der Transsubstantationslehre als »korporeale Verbindung des Materialen und Semiotischen« (15), die Lutheranerinnen wie mir ebenfalls nicht so fremd ist, wie sie es für den amerikanischen Protestantismus bilanziert.

Auch auf der diskursiv formatierenden Ebene der Unterhaltungsmedien, ob nun per Buchstaben, Film oder Computer, begegnet die Cyborg-Gestalt inzwischen immer häufiger. Allerdings tritt sie – jenseits feministischer oder politisch bewusster Lektüre – nicht gerade als Kämpferin gegen Geschlechterklischees auf, sondern reproduziert diese in schwer erträglicher Penetranz, vor allem, was die Konstruktion über-»weiblicher« Körper betrifft, die abermals weit mehr Männerphantasien bedient als feministische Hoffnungen. Zwar sind die Geschlechterrollen »natürliche Friedfertigkeit der Frau« und »Hausfrau und Mutter« durchbrochen, aber alle anderen wie die Kurvenreiche, die Liebende, die Aufopferungsvolle, die In-die-zweite-Reihe-Tretende usw. werden unter diesem scheinbar emanzipierten Deckmäntelchen umso wirkungsvoller fortgeschrieben. Hier feiert der Virago-Typ fröhliche Urstände, der sich seit Hunderten von Jahren trefflich dazu eignet, Ausbrüche von Frauen aus der propagierten Frauenrolle in ein sexistisches Klischee zurückzusortieren und damit aus der realen Bedrohung der Geschlechterordnung in einen sexualisierten Schauer, der sich wohligh genießen lässt – oder der in anderer Form das wohlbekannte »Frauen sind omnipotent, was die Befriedigung meiner Bedürfnisse angeht«-Ideal reproduziert. Damit kippt das Abschälen des Mutterseins aus einem emanzipativen Akt in eine Annihilation der (n)ur-weiblichen Potenz der Gebärfähigkeit um.

Bei Virago handelt es sich zum einen um ein Wortspiel mit Virgo, Jungfrau, die als solche schon einmal der Inkrimination durch weibliche Sexualität enthoben ist. Es lässt sich zudem wörtlich nehmen, wie durch den Kirchenvater Hieronymus im 4. Jahrhundert: »Ich handle als Mann«. Die Virago steht für das klassische Ideal des »weiblichen Kriegshelden, der in der Welt Gleichwertigkeit, ja Vorzüglichkeit erlangt, indem er nicht eine große Frau, sondern gleichsam ein Mann wird« (Hieronymus; zit. n. King 1993, 229). »Die männliche Frau, die imstande war, große Werke zu vollbringen, war zwar eine Abirrung vom Natürlichen, wurde aber mehr geschätzt und zugleich mehr gefürchtet als die weibliche Frau, die, als Verkörperung des Mangels der Natur, verachtet wurde und die Kinder der Welt gebar.« (King, ebd.) Gerade die darstellende Kunst liefert diese männerbedrohenden Frauen jedoch meist mit entblößtem Busen und überweiblichen Attributen dem voyeuristischen Blick des Betrachters aus und leitet die »männermordenden« Aspekte wieder in sexuelle Reize um. Die nicht per se sexualisierte – und so gerne resexualisierte – Kategorie der Virago griff zudem regelmäßig auf einen weiteren Frauentypus über, der ebenfalls die der Weiblichkeit gesteckten Grenzen durchbrach: die gelehrte Frau.

Die Cyborg-Figur als zeitgenössische unfriedfertige Virago könnte die Beobachtung von Frigga Haug bestätigen, dass eine, möglicherweise auch durch politische Korrektheit beförderte Kultur einer körperlichen Abstinenz, dass ein neuer Puritanismus »umso bereitwilliger in der Gewalt der Bilder sein anderes Ich findet«. Dann wäre die Cyborg-Virago noch weniger den Männern und noch mehr den Frauen gefährlich. »Es scheint als ob diese unheimliche Triebmodellierung nicht nur neuen Industrien ein hohes Wachstum bescheren kann, sondern dass sie auch den modernen Produktivkräften der Arbeit passend ist.« (1999, 152)

So zeigt sich auch hier die dialektische Problematik, dass so mancher progressive Impuls letztendlich wieder in eine Festigung der alten Ordnung übersetzt werden kann, deren Integrationsfähigkeit ein nicht zu unterschätzender Faktor ist.

Haraway setzt nach immerhin 20 Jahren intensiver Diskussionen einen neuen Impuls. Sie schreibt, sie habe »die scharlachroten Lettern ›Cyborgs für das Überleben der Erde!‹ lange genug getragen« (2003a, 5), und wendet sich nun verstärkt einer anderen implodierten Grenze zu, der Grenze Mensch-Tier: »Ich riskiere die Entfremdung von meiner alten Doppelgängerin, der Cyborg, mit der Absicht zu versuchen, Leserinnen davon zu überzeugen, dass Hunde die besseren Führer durch die Dickichte der Technobiopolitik im Dritten Millennium der derzeitigen Ära sein könnten.« (9f) »Cyborgs können nicht länger die Aufgabe eines ordentlichen Hütehunds erfüllen, die Fäden, die für eine kritische Untersuchung benötigt werden, aufzusammeln. So bin ich glücklich auf den Hund gekommen.« (5) Der Ausbruch in die neue machtvollere Trope pointiert sich: »Ich kennzeichne mich nun mit einem Slogan, den sich nur ›Schutzhund-Frauen‹ aus dem Hundesport einfallen lassen könnten, wo sogar ein erstes Zuschnappen in einem Todesurteil enden kann: ›Lauf los, beiß zu!‹« (ebd.)

Sie hat ein neues Manifest geschrieben: »The Companion Species Manifesto. Dogs, People and Significant Otherness«. Es hat die Kohabitation von Menschen und Tieren im Blick und »fragt, wie Idiome von Gleichheit und Verschiedenheit wie Zucht, Gattung, Abstammungslinie, Rasse und Sex/Geschlecht in politischen und kulturellen Arenen funktionieren«. Dabei werden Hunde explizit nicht etwa als Ersatz für Theoriearbeit gesehen: »Sie sind nicht nur da, um mit ihnen zu denken. Sie sind da, um mit ihnen zu leben.«¹⁰

Für die deutschsprachige Rezeption dieses Manifests rechne ich allerdings wiederum mit gewaltigen Verzögerungen, da die Assoziationsfelder der Begrifflichkeiten im deutschen und englischen Sprachraum oft denkbar weit auseinander liegen und wir mit den englischsprachigen biologischen Termini weit weniger vertraut sind als mit denen der Technosciences und *global players*, ganz abgesehen davon, dass wir unter Umständen einige Mühe damit haben könnten, uns in die Feinheiten kalifornischer Hundesportvereine einzudenken.

Mit *Companion Species* kann englischsprachig das Miteinander verschiedener biologischer Arten, selbst von Pflanzen, beschrieben werden. Doch öffnet der Begriff ein weites Feld, wer wessen Gefährte oder Gefährtin sein kann. Der Anklang an *company*, den englischen Begriff für »Konzern«, mag ebenfalls nicht zufällig sein. Die Gefährtin-Gattung hat zudem eine im Deutschen kaum nachzuahmende Affinität zu Frauenspezifika. So war im englischsprachigen Raum die *Companion* vor allem im 18./19. Jahrhundert ein schlecht oder gar nicht bezahltes armes Mädchen, oft eine arme Verwandte, die im Haushalt »mitlaufen« durfte. Sie hatte zwar nicht den Status einer Dienstinne, aber sie hatte überhaupt keinen eigenen.

¹⁰ Zit. n. einer Seminaarausschreibung: <http://www.humnet.ucla.edu/humnet/cmcs/events/Haraway.htm>, 3.11.2003.

Gerade das Fehlen des Status der Verheirateten oder wenigstens Begüterten machte sie zur Begleiterin, Vorleserin, Sekretärin und nicht zuletzt zum »Anstandswauwau« des jungen Mädchens oder der Dame von Stand.

So können wir uns, während wir uns durch das *Companion Species Manifesto* beißen, vielleicht damit trösten, dass das Bedenken der Cyborgs doch bei weitem nicht restlos gestrichen ist:

Indem es eine Geschichte erzählt von Co-Habitation, Co-Evolution, und verkörperter *species*-übergreifender Sozialität, fragt das jetzige Manifest, welche von zwei zusammengeschnittenen Figuren – Cyborgs und Companion Species – fruchtbarer eine lebensstaugliche Politik und Seinsbeschreibungen in derzeitigen Lebenswelten in Form bringen und informieren könnte. Diese Figuren sind schwerlich polare Gegensätze. Cyborgs und Companion Species, jede bringt das Menschliche und das Nicht-Menschliche zusammen, das Organische und das Technologische, Karbon und Silikon, Freiheit und Struktur, Historie und Mythos, die Reichen und die Armen, den Staat und das Subjekt, Verschiedenheit und Entleerung, Moderne und Postmoderne, und Natur und Kultur, auf unerwartete Weise. Nebenbei, weder ein Cyborg noch ein Tier als Gefährte erfreut die Herzen der Reinheit, die sich nach besser geschützten Grenzen zwischen den Spezies sehnen und nach einer Sterilisierung derer, die von Kategorien abweichen. (2003a, 4)

Auch wenn Haraway ihre Cyborgs im Zweiten Millennium zurücklässt und mit dem Hund in die Bush-Bush-Ära geht – bei uns haben sie erst die Hälfte ihrer Dienstzeit hinter sich und, wie ich meine, schon noch die eine oder andere Aufgabe zu erfüllen.

Literatur

Bachofen, Johann Jakob, *Das Mutterrecht. Eine Untersuchung über die Gynaiokratie der alten Welt nach ihrer religiösen und rechtlichen Natur*, Stuttgart 1861 (zit. n. einer Auswahl der Schriften Bachofens, hg. von Hans-Jürgen Heinrichs, Frankfurt/M 1975)

Brittnacher, Hans Richard, *Ästhetik des Horrors*, Frankfurt/M 1994

Daly, Mary, *Jenseits von Gottvater Sohn & Co. Aufbruch zu einer Philosophie der Frauenbefreiung*, München 1980

Haraway, Donna, »Geschlecht, Gender, Genre. Sexualpolitik eines Wortes«, in: Kornelia Hauser (Hg.), *Viele Orte. Überall? Feminismus in Bewegung*, Festschrift für Frigga Haug, Berlin-Hamburg 1987, 22-41

dies., *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*, Frankfurt/M-New York 1995a

dies., »Ein Manifest für Cyborgs. Feminismus im Streit mit den Technowissenschaften«, in: dies., 1995a, 33-72 (zit. Haraway 1995b)

dies., *Monströse Versprechen. Coyote-Geschichten zu Feminismus und Technowissenschaft*, Hamburg-Berlin 1995c

dies., »Anspruchsvoller Zeuge@ Zweites Jahrtausend. FrauMann© trifft OncoMouse™«, in: Elvira Scheich (Hg.), *Vermittelte Weiblichkeit. Feministische Wissenschaft- und Gesellschaftstheorie*, Hamburg 1996, 347-88

dies., *The Companion Species Manifesto. Dogs, People, and Significant Otherness*, Chicago 2003a

dies., »Geschlecht I«, in: Frigga Haug (Hg.), *Historisch-kritisches Wörterbuch des Feminismus*, Bd. 1, Hamburg 2003b, 408-22

Haug, Frigga, »Opfer oder Täter? Über das Verhalten von Frauen«, in: *Das Argument* 123, 22. Jg., 1980, H. 5, 643-9

dies., *Vorlesungen zur Einführung in die Erinnerungsarbeit*, Berlin-Hamburg 1999

King, Margaret L., *Frauen in der Renaissance*, München 1993

Neiman, Susan, *Das Böse denken. Eine andere Geschichte der Philosophie*, Frankfurt/M 2004

Schäfer-Bossert, Stefanie, »Cyborgs im Ersten Testament? Über Mischwesen, Körpererweiterungen und Donna Haraway«, in: Hedwig-Jahnow-Forschungsprojekt (Hg.), *Körperkonzepte im Ersten Testament. Aspekte einer feministischen Anthropologie*, Stuttgart u.a. 2003, 190-219

Spreen, Dierk, *Cyborgs und andere Techno-Körper. Ein Essay im Grenzbereich von Bios und Techne*, Passau 1998

ders., »Menschliche Cyborgs und reflexive Moderne. Vom Jupiter zum Mars zur Erde – bis ins Innere des Körpers«, in: Ulrich Bröcklin, Axel T. Paul u. Stefan Kaufmann (Hg.), *Vernunft – Entwicklung – Leben. Schlüsselbegriffe der Moderne*, Festschrift für Wolfgang Eßbach, München 2004, 317-46

Žižek, Slavoj, *Die Tücke des Subjekts*, Frankfurt/M 2001



Pluraler Marxismus

Trotz des staatssozialistischen Scheiterns im 20. Jahrhundert wäre es eine Torheit, Marx als toten Hund zu behandeln. Doch vermag das marxistische Projekt solidarischer und ökologisch nachhaltiger Vergesellschaftung nicht zu leben, ohne dass wir seinen bisherigen geschichtlichen Lebenslauf und seine ›philosophische Grammatik‹ historisch-kritisch unter die Lupe nehmen und seine Umsetzung durch die leninsche Revolution neu bewerten. Um Beiträge zu dieser Arbeit geht es in diesem Buch.

»Eine sorgfältige Lektüre der hier vorgelegten gedankenreichen ›Erneuerungsversuche‹ ist aufs Innigste zu wünschen.«
Hermann Klenner

W.F. Haug
13 Versuche marxistisches
Denken zu erneuern.
Gefolgt von Sondierungen
zu Marx/Lenin/Luxemburg
ISBN 3-88619-329-2 · 19,50 €



Im Buchhandel oder direkt vom Argument-Versand
Reichenberger Str. 150 · 10999 Berlin
Fax: 030-611 42 70 · versand@argument.de

Annette Kuhn

Kindheitsmuster – Gedanken zum Widerstand von Frauen in der Spirale der Zeit

Erste Annäherung

Seit über 30 Jahren begleiten mich die Schriften von Christa Wolf. 1985, als ich Vorlesungen am Institute for Advanced Feminist Studies an der Universität von Minneapolis hielt und viel unterwegs war, lag ihr Buch *Kindheitsmuster* (1977, zit. KM) ganz oben in meinem Reisekoffer. Die Erzählung von der kleinen Nelly half mir weiter, als ich auf Fragen nach der Haltung der Deutschen in Ost und West zur NS-Vergangenheit Rede und Antwort stehen musste. In dieser Zeit der 80er Jahre, in der Gründungsphase der frauengeschichtlichen Forschung, identifizierte ich mich mit dem trotzigen, eigenwilligen Mädchen, das für ihre Jungmädelführerin schwärmte, das aber nicht bereit war, die Hand zum Hitlergruß zu heben. Sie verkörperte für mich Möglichkeiten und Grenzen des Widerstands eines BDM-Mädchens in einer typischen deutschen Familie dieser Zeit.

Schon damals bildete die Analyse von Widerstandsformen von Frauen in NS-Deutschland eine entscheidende Basis für meine Forschungen. Ich stieß immer wieder auf frauenspezifische Handlungsweisen und politische Praxen, die sich den herrschenden Widerstandsbegriffen nicht fügten, auf neue Fragen zur Differenz und zum Zusammenhang von »Opfern« und »Täterinnen« und auf frauengeschichtliche Kontinuitäten über das Jahr 1945, das scheinbare Jahr Null, hinweg (vgl. Kuhn 1995, 2005). Allerdings stellte ich meinen theoretischen Rahmen, in dem ich Frauenwiderstand nur auf der Folie patriarchaler Herrschaft gesehen hatte, in der die Gewaltherrschaft des deutschen Faschismus den bisherigen Höhepunkt darstellte, zunächst nicht in Frage. In den weiteren Jahrzehnten geriet dieser jedoch immer mehr in Widerspruch zu meinen differenzierteren Einsichten in die Praxen von Frauenwiderstand. So war die Problematik des Handelns als Opfer und Täterin in einer Person nicht mit der Einseitigkeit der Opferperspektive fassbar, die sich aus einem patriarchalen Geschichtsbild ergab. Die Erzählungen von Frauen im *Kindheitsmuster*, die sich fügten, sich »opferten« und die zugleich um eine entscheidende Grenze ihrer Opferwilligkeit wussten, trugen zur Erweiterung meiner geschichtstheoretischen Annahmen bei: Ich gehe nicht mehr nur von einer, sondern von zwei großen Erzählungen aus – einer aus der Frauen- und der aus der Männerperspektive.

Letztere ist auf die vielen kleinen Erzählungen der Frauengeschichtsforschung angewiesen, um zu einer verallgemeinerungsfähigen Geschichtssicht zu gelangen. Dabei kommt den Schnittstellen der beiden Erzählmuster eine besondere Bedeutung für die Geschichte des Widerstands von Frauen zu. An ihnen werden sie nicht nur als

Opfer, sondern auch als aktiv in patriarchalen Verhältnissen Handelnde sichtbar. Hier können die kleinen Geschichten vom Widerstand von Frauen erzählt werden, die sich zu einer großen Geschichte weiblichen Widerstands zusammenfügen. In diesen einzelnen kleinen Erzählungen werden Haltungen und Wertvorstellungen verallgemeinerbar und als eine historische Bewegungskraft in einer Zeit-Spirale erkennbar, einer historischen Bewegung, die – anders als in einem linearen Fortschrittsdenken und in der Sicht der Geschichte als zirkuläre Wiederkehr des immer Gleichen – die historisch bedeutsamen Veränderungen in den Geschlechterverhältnissen verwurzelt sieht (vgl. Meyer-Schoppa 2004, 39 ff).

Mit dieser Verschiebung meiner historischen Denkvoraussetzungen und mit neuen Fragen im Kopf habe ich *Kindheitsmuster* noch einmal gelesen, jetzt im Sinne des »doppelten Blicks« (Kelly-Gadol 1984) und der »Zweisprachigkeit der Normen« (Degen 2001). Durch die Hervorhebung einer tieferliegenden, durch weibliche Haltungen bestimmten Erzählebene wird die frauengeschichtliche Perspektive nacherzählbar, die patriarchale Geschichtssicht relativiert und die weibliche Erzählstruktur in einen neu gedeuteten historischen Gesamtkontext gestellt (vgl. Kuhn 2004, 311ff). In diesem Sinn schreibe ich über die kleinen Erzählungen im *Kindheitsmuster*.

Christa Wolf ist für mich eine Feministin des Wortes, eine Schriftstellerin, die sich Fragen nach dem Entstehen und den Wirkungsweisen historischen Bewusstseins stellt. Die Gegenwart, die »mit betäubender Geschwindigkeit« aus dem Gestern eine historische Vergangenheit macht, versteht sie als Herausforderung: »Dies kann man als Desaster oder als Chance sehen.« (2001, 547) In der gegenwärtigen Christa Wolf Renaissance wird auf *Kindheitsmuster* nicht näher eingegangen. Mehr Aufmerksamkeit erfahren Wolfs »Frauenbücher« – *Kein Ort Nirgends, Nachdenken über Christa T., Cassandra, Medea* –, in denen die traditionellen, männlich geprägten Deutungen von Geschichte radikal verändert sind und nicht selten eine völlige Umkehrung erfahren. Medea ist z.B. nicht die ruchlose Kindsmörderin, sondern eine weitsichtige Frau, erfahren in den Künsten der Heilung und der Vorhersage (Hochgeschurz 2000).

Wolf fragt nach den verborgenen Anfängen und den tieferen Schichten unserer Geschichte. Unterhalb der dünnen Decke der patriarchalen, dualistisch konstruierten Geschichtsbilder sucht sie mit einem ausgeprägten historischen Spürsinn nach von Frauen bestimmten Handlungsmustern und -orientierungen¹. Sie verweigert sich den patriarchalen Geschichtsideologien, die vom Dualismus des Guten und des Bösen

1 Methodisch identifiziere ich in Wolfs Texten das in der feministischen Geschichtsforschung bewährte – bei Wolf eher unbewusste – Vorgehen der Antiphrasierung, d.h. wenn eine Frau wie Medea in besonderer Weise verteufelt wird oder wenn Frauenbilder wie das der Pandora oder der Eva mit besonders negativen Merkmalen versehen werden, dann ist das Gegenteil des Gesagten als Ausdruck einer besonderen Realität zu vermuten. Bekannt geworden ist diese Methode durch Christine de Pizans *Stadt der Frauen* (1404/05), heute wird sie gerne von Ethnologinnen verwendet, die die fast vergessenen Sprachen von Frauen, etwa der eingeborenen weiblichen Bevölkerung in Nord-, Süd-, und Mittelamerika zu entziffern suchen (Harjo/Bird 1997).

geprägt sind. Dieses Muster ist in den großen Weltideologien des Judentums, des Christentums und des Islam bis heute als ideologische Macht wirksam – versinnbildlicht etwa im durch Eva verursachten Sündenfall und dem durch das Opfer von der Sünde freien, im biologischen Sinne mutterlosen und männlichen Gott (Meyer-Seethaler 2004). Diesen Dualismus hat Wolf im *Kindheitsmuster* durch die Sichtbarmachung einer »entsetzlichen Gespaltenheit« im Handeln und Fühlen der Frauen dekonstruiert.

Mein Hauptinteresse war, zu untersuchen: Wo hat es eigentlich angefangen, diese entsetzliche Gespaltenheit der Menschen und der Gesellschaft? Wo hat die Arbeitsteilung so in die Menschen eingegriffen, dass die Literatur immer mehr herausgedrückt wurde aus dem Bereich, den die Gesellschaft in ihrem Selbstverständnis für wichtig, wesentlich ja! Überhaupt für vorhanden erklärte? Gleichzeitig damit wird auch das weibliche Element aus der Gesellschaft herausgedrängt: das ist ein Prozess, der aber schon viel früher angefangen hat (Wolf in: Böthig 2004, 112).

Was bedeutet diese Gespaltenheit für das Anpassungs- und Widerstandsverhalten von Frauen?

Kleine Erzählungen: Von der Politik des Schweigens

Die Erzählerin Christa Wolf, das autobiographische *und* literarische Ich, erinnert sich: Onkel Emil kaufte vom Juden Geminder im Jahr 1937 »für billiges Geld« die Bonbonfabrik. Oma Schnäuzchen rechtfertigt die Handlungsweise ihres Mannes – das sei alles in Ordnung gewesen – und schützt ihn dadurch. Die Beziehung der Ehepartner darf nicht bloßgestellt werden. Zugleich verschweigt sie etwas, das das Verhalten ihres Mannes betrifft und das in NS-Deutschland öffentlich nicht sagbar war. Das sensible, neugierige Kind Nelly spürt, dass etwas nicht in Ordnung ist. Was geht in Oma Schnäuzchen vor? Warum deckt sie ihren Mann? Oder besser: was verschweigt sie? Die Frauen um Nelly haben sich dieses »strenge, unverbrüchliche Stillschweigen« (KM, 161) verordnet. Der innere Kampf der Frauen gegen ihre »entsetzliche Gespaltenheit« ist spürbar. Durch Nelly, die das Verhalten ihrer Umgebung scharf beobachtet, empfinden die Leser die Spannung der doppelten Ebenen, die Diskrepanz zwischen dem nach Draußen gerichteten Wort und dem für uns nur spürbaren, nicht aber aussprechbaren inneren Geschehen. Die NS-Sprache, die »Glitzerworte« spalteten die innersten Gefühle und Gedanken der Menschen. Omi Schnäuzchen schwieg. Sie privatisierte ihre Gedanken und hing ihren eigenen Vorstellungen von Recht und Ordnung an. Sie hielt diese Spannung wortlos aus.

Wortlosigkeit und Wortarmut thematisiert Christa Wolf immer wieder. Sie, die Überlebende mit einem »großen Schuldbewusstsein« sucht nach einer »neuen Sprache«, nach der angemessenen Erzählform. Sie vertraut auf die Kraft des Wortes, weiß aber zugleich von Erinnerungslücken, von Angstträumen, von der Angst im Wissen um die Tragweite der Erinnerungslücken im historischen Gedächtnis (402): »Es ist der Mensch, der sich erinnert – nicht das Gedächtnis.« (141) Behutsam geht sie mit der empfindlichen Grenze zwischen Drinnen und Draußen, zwischen

Sagbarem und Nicht-Sagbarem um. Wortlosigkeit, Schweigen wird deutlich als spezifische Widerstandsform von Frauen erkennbar, um das Gewaltssystem im NS nicht nur physisch, sondern auch moralisch zu überleben. Dies ist aus einer patriarchalen Geschichtssicht nicht fassbar. Aus der Sicht der Widerstandspolitik der Frauen wird es möglich zu sagen, der NS sei auch an den Haltungen der Frauen – an ihrem entschlossenen Festhalten an der Vorrangigkeit des Lebens gegenüber einer todessüchtigen patriarchalen Ideologie und Politik – gescheitert. Diese Erfolgsgeschichte ist an den von Frauen selbst hervorgebrachten politischen Kategorien zu messen, Kategorien, die im Sinne des Grundgesetzes Art. 3 Abs. 2 die Geschlechterdemokratie auf die Agenda bringen. Die kleine Erzählung der Omi Schnäuzchen gehört somit in diesen großen Erzählzusammenhang.

Warum und wann schweigen die Frauen um Nelly? Und wann regt sich der Protest dieses heranwachsenden, eigensinnigen Mädchens, das alles anfassen, alles erkunden will, sich aber schon sehr früh dieses unkindliche, scheinbar erwachsene »strenge, unverbrüchliche Schweigen« verordnet? Die Erzählstruktur lebt von der inneren Spannung: Wann würde das Kind reden? Wann schweigen? Welche Bilder hat es im Kopf? Eine große Rolle spielt das Jüdisch-Sein. Nelly selbst verkündet: »Ich will keine Jüdin sein«, worauf die Mutter sich fragt: »Woher um alles in der Welt weiß dieses Kind, was eine Jüdin ist« (167). Ihre Tante Trude war »Halbjüdin«. Durch Leo Siegmann, einen Freund des Hauses, hört Nelly Geschichten über den »richtigen« Umgang mit jüdischen Menschen: Da hockte der Itzig schon auf seiner Bank – wie ein nasser Sack. »Dann musste jeder mal an ihm vorbei und ihm eine reinhauen. Das war Instinkt, da kann einer sagen, was er will. Er roch einfach widerlich, oder was er war«. (159) Nelly wird mit dem Grundkonflikt zwischen anständigen, menschlichen Verhaltensweisen und der Anpassung an die alltägliche Unmenschlichkeit konfrontiert: Der Itzig roch einfach widerlich. Er roch »wie er war«. Da muss man doch einfach reinhauen. Aber würde Nelly es schaffen – einfach rein zu hauen? Sie wusste nicht, ob sie imstande sein würde, ihre Pflicht als deutsches Mädchen zu erfüllen, ihre Pflicht, rein zu hauen und sich »im Sinne der Erhaltung des reinen deutschen Volkskörpers« zu verhalten. Wollte Nelly ein »sauberes«, ein »deutsches Mädchen« sein? Diese Frage bleibt offen. Christa Wolf verrät uns nur, dass Nelly weiß, was sie nicht will: »Sie möchte nicht in die Lage kommen, ihre Pflicht tun zu müssen. Jedenfalls nicht bei diesem Jungen, den sie so genau kennt und daher nicht hassen kann. Das ist ihr Fehler. ›Blinder Hass«, ja, das ginge, das wäre das einzig Richtige. Sehender Hass ist einfach zu schwierig« (159f).

Nelly denkt und handelt sehend, mit Gefühl und Vernunft, entdeckt sich als ein sprechendes Ich. Sehender Hass ist aber in diesem Prozess der Ich-Werdung eines Kindes eine Überforderung. Nelly verweigert den verordneten blinden Gehorsam und gerät somit – wie die deutsche Bevölkerung insgesamt und die weibliche Bevölkerung auf besondere Weise – in die Grauzone zwischen der alltäglichen Banalität des Guten und des Bösen. Für ein Kind ein spürbarer, aber nicht durchschaubarer Konflikt. Hannah Arendt spricht in diesem Kontext von einem existenziellen Widerspruch zwischen der Priorität der »Gebürtigkeit« des Lebens, der kreativen Kraft

der Erneuerung und der patriarchal bestimmten Priorität des Todes als einer von den Frauen und Männern in NS-Deutschland geforderten Todes- und Tötungsbereitschaft (Arendt 1981; vgl. auch Eschbach/Wenk 2002, 13f; Ofer/Weitzmann 2004). Das ist für mich die Zuspitzung des Grundkonflikts, der seit vielen tausend Jahren unsere patriarchal und matriarchal durchmischte Geschichte durchzieht und in dessen Widersprüchen Frauen als Unterworfenen historisch die Fähigkeit zu einem Widerstand erworben haben, mit dem sie – (nicht immer) leise oder wortlos – an der Priorität des Lebens gegen alle Anfechtungen festhalten, auch angesichts der NS-Vernichtungspolitik. Es gilt, menschliches Handeln in einem unmenschlichen System aufrecht zu erhalten, die den Frauen zugemutete alltägliche Entscheidungsmacht über Leben und Tod und – im Wissen um den doppelten moralisch-politischen Maßstab – die Zerreißproben auszuhalten.

Nelly folgt nicht blind der Logik des Reinhauens, des Tötens und Mordens, der Logik der Gewaltspirale. Sie reagiert mit Widerspruch. Sie versucht mit der Logik eines Kindes ihre Widerstandspraxis selbst als moralisch richtig zu autorisieren. Eine paradigmatische Situation. Hier öffnete sich in NS-Deutschland ein kleiner Freiheitsraum, ein privater Rückzugsort, in den die Gespaltenheit nicht eindringen kann, in dem es möglich wird, sich dem Totalanspruch des Systems zu entziehen. Aber zugleich ist es ein Ort, in dem über die Motive des eigenen Handelns geschwiegen wird. Nellys Mutter Charlotte, eine schöne Frau – das »sah ein Blinder mit dem Krückstock« –, eine Frau, die sich ein schönes Leben, ein eigenes Klavier wünscht (109), schwieg. Nelly dachte, dass sie sich »wie Pilatus ihre Hände in Unschuld wusch« (ebd.). Sie zog, wie die Frauen um sie herum, immer wieder eine Grenze zwischen der geforderten blinden »Opferbereitschaft« und ihrem moralisch reflektierten Tun, sehr leise, sehr unauffällig, ohne viele Worte – Grenzziehungen im Alltagshandeln, die sich immer wieder dem fremden Blick entziehen. Frauenpolitik als alltägliches Widerstandsverhalten – in den 68er-Bewegungen erfand die »Neue Frauenbewegung« die Formulierung »Das Private ist politisch«, in den 1980er Jahren wurde dieses Politikverständnis zum zentralen Gegenstand feministischer Forschung (u.a. Graf 1990).

Die kleinen Erzählungen berichten, wie Frauen Schutzräume errichten, Räume, in denen kostbare Werte – Liebe, Vertrauen, Glück, menschliche Zuverlässigkeit, Verantwortungsbewusstsein, Hoffnung wider aller Hoffnung – ein zu Hause haben. Christa Wolf spricht immer wieder von diesen Räumen. »Einen Teil des Lebens – aber eben nicht das ganze – opfern, sich abfinden ...« (101) Einen Teil des Lebens opfern, um das Andere, das Mehr an Menschlichkeit und Vernunft hinüberzureden. Sie erzählt von zumutbaren und von unzumutbaren Zerreißproben im weiblichen Lebenslauf. *Kindheitsmuster* – ein Spiegel dieser Zerreißproben.

»einen seltenen Glücksfall, dass ein anhaltendes, eindringliches Interesse an einem von Grund auf anderen Lebensmuster mir erlaubt hat, Genaueres über mich zu erfahren« (Wolf 1990, 343)

Bei meiner Relektüre von *Kindheitsmuster* stieß ich auf eine Deutung dieses Buches durch Anna Seghers, die mich veranlasst, mir auf einer anderen Interpretationsebene – jetzt im Beziehungskontext zweier Schriftstellerinnen des (ost)deutschen (Nach)Kriegsdeutschland – meine Ausgangsfrage noch einmal zu stellen.

»Was in diesem Roman steht, ist doch längst in den Sagen und Märgen aller Völker enthalten«, heißt es in einem Brief der Anna Seghers an Christa Wolf vom März 1979 (2003, 751). Wolf habe sich der altbekannten Geschichte vom braven Mann bedient, der sich 1933 gutgläubig zu einem Pakt mit dem Teufel verführen ließ und dabei ahnungslos das, was er am allermeisten auf Erden liebt – seine einzige Tochter – opfert. Das Bild der Nelly verkommt in Seghers Lesart zum Klischee des BDM-Mädchens, das zum klassischen Opfer wird. Die 13 Jahre NS-Herrschaft werden zu 13 Jahren der Verführung des braven deutschen Mannes – eine Geschichtsdeutung fernab von der historischen Wirklichkeit, den historischen Verantwortlichkeiten und nach meinem Verständnis den Intentionen der Autorin. Warum widerspricht Christa Wolf nicht?

Die freundschaftliche Beziehung zu Anna Seghers wertet Wolf als einen seltenen Glücksfall, eine Begegnung mit einem »von Grund auf anderen Lebensmuster«, in der sie glaubt, in der Differenz und Ähnlichkeit auch sich wieder zu erkennen, Genaueres über sich zu erfahren. Zwischen den beiden Frauen fand aber kein Dialog über ihrer beider Kindheitsmuster statt. Scheute Wolf die direkte Konfrontation?

Christa Wolf verehrte Anna Seghers: die

Deutsche, Jüdin, Kommunistin, Schriftstellerin, Frau, Mutter [...] So viele einander widersprechende, scheinbar einander ausschließende Identitäten, so viele tiefe, schmerzliche Bindungen, so viele Angriffsflächen, so viele Herausforderungen und Bewährungszwänge, so viele Möglichkeiten, verletzt zu werden, ausgegrenzt zu sein, bedroht bis zur Todesgefahr (Wolf/Seghers 2003, 168).

Ich versuche, diese Zeilen vor dem Hintergrund dieser beiden Leben zu begreifen. Wolf spricht von der Existenz der jüdischen Exilantin und Reemigrantin in der DDR-Welt des patriarchal verwalteten Sozialismus. Beide politisch erfahrenen Frauen haben ihre Gesellschaft als Kampffeld für einen Sozialismus mit menschlichem Antlitz begriffen. Für Christa Wolf stand allerdings allem Anschein nach nur Anna Seghers vor der einzigartigen Entscheidung, »die ein Stück ihrer selbst mit ausschloss« (ebd.). Vergleichbares galt aber doch auch für Christa Wolf? Standen nicht *beide* Frauen auf einem umkämpften Terrain, auf dem es um die Verwirklichung der eigenen widersprüchlichen Selbstbilder ging? Hierüber haben sie nicht gesprochen. Christa Wolf hat sich immer wieder gegen die patriarchale Spaltung der Vernunft gewehrt. Sie bewunderte die »irdische«, die »denkende, mitfühlende, verstehende und handelnde Vernunft« der Anna Seghers. Eindringlich schilderte sie die Ausweglosigkeit der Situation, in die diese nach ihrer Rückkehr nach

Deutschland geraten war: »Ein Mensch wie sie, ihre Überzeugung, ihr Gewissen musste in diesem Jahrhundert zum Kampffeld scheinbar oder wirklich entgegengesetzter Kräfte werden« (451ff). Obgleich beide Frauen hierum wissen, wird es nicht als gemeinsame, leibhaftige Erfahrungsgeschichte thematisiert. Vielmehr wird es individualisiert, von der historischen Realität, von der Geschichte als Beziehungsgeschichte abgespalten. Christa Wolf hat in ihrer Beziehung zu Anna Seghers die empfindsamen Grenzen zwischen öffentlich und privat nicht zu verändern gesucht. Mit der Distanz der Verehrung dieses »von Grund auf anderen Lebensmusters« nannte sie Anna Seghers eine Zauberin, eine Frau, die ganz alleine ohne fremde Hilfe ihre Welt durch die Kraft ihrer Person und ihres Wortes verwandeln konnte.

In der widerspruchsvollen Beziehung zwischen den beiden Autorinnen blieb der dreifache gesellschaftliche Widerspruch – verkörpert in der Person der Kommunistin, Jüdin und Frau – Tabu. An dieser Stelle setzt Christa Wolf kein Vertrauen in das lebendige Wort, in den offenen, das Persönliche zulassenden Dialog, in das dialogische Prinzip, das so oft ihre Reden auszeichnet und sie zu einer Autorin des Widerstands von Frauen gegenüber patriarchalen Zumutungen macht: »Mit meiner Stimme sprechen: das Äußerste. Mehr, anders habe ich nicht gewollt« (2000, 8). Diese Cassandra-Stimme ist in ihrer Beziehung zu Anna Seghers nicht zu hören. Die Selbstdisziplin, die sich Anna Seghers auferlegte und die ihr auferlegt wurde, beschreibt sie als Tugend: »Darüber zu klagen, verbot sich in den Zeiten, in denen sie ihre Entscheidungen zu treffen hatte, und es verbot sich mehr und mehr, auch nur darüber zu sprechen: Mit wem denn?« (Wolf/Seghers 2003, 169)

Die Ahnung der eigenen Unversehrtheit

Kurz vor ihrem Tod schrieb Anna Seghers Christa Wolf von einem Traum:

Ich habe, was ich überhaupt ganz selten tue, etwas von Dir geträumt. Du bist im Schwimmanzug an einem fremden Strand herumgelaufen, und jemand hat mir erklärt, Du seiest nach Südafrika gegangen. – Ich dachte: Was tut sie denn ausgerechnet dort? (191)

Die »schiffbrüchige« Anna Seghers identifiziert sich mit Christa Wolf. Nicht die emigrierte Jüdin, sondern Christa Wolf ist in diesem Traum die Gestrandete, an einem fremden Strand. Ein altes, in der Geschichte immer wieder auftauchendes feministisches utopisches Muster, die Verwirklichung von Gleichheit durch die Anerkennung von Differenz, wird in diesem Traumbild sichtbar. Christa Wolf steht hier wie Anna Seghers an einem fremden Ufer, allerdings nicht wie die exilierte Jüdin nackt, sondern mit einem Schwimmanzug bekleidet. Ein Traum, in dem die Anerkennung der Differenz als Basis des Gesprächs unter Gleichen spürbar ist. Ein Gesprächsangebot, das an Gemeinsames in der Erfahrung der beiden so verschiedenen Frauen appelliert. Gewiss bin ich mit dieser Deutung auf Spekulationen angewiesen. Aber es gibt Hinweise, dass beide Frauen das einsame Schweigen in dieser Freundschaftsbeziehung spürten, nicht aber durchbrechen wollten oder konnten.

Christa Wolf hat den bedeutendsten Roman der Anna Seghers, *Transit*, in dem diese ihre Flucht aus NS-Deutschland erzählt, immer wieder gewürdigt. Was sie daran bestechend findet, ist die unbedingte Authentizität der Autorin. »Ich suche schreibend. Es ergibt sich, dass ich eben dieses Suchen festhalten muss, so ehrlich wie möglich, so genau wie möglich«, bekennt sie (1990, 966). Seghers komme in *Transit* zu dem bemerkenswerten Ergebnis – »wenn diese Ahnung verdient, ein Ergebnis genannt zu werden« – ihrer eigenen »Unversehrbarkeit« (Wolf/Seghers 2003, 158f). Wiederum ein altes feministisches Motiv, das immer wieder Frauentexte auszeichnet: Im Zusammenhang erfahrener physischer und psychischer patriarchaler Gewalt erinnern sich Frauen an die Ahnung der eigenen Unversehrbarkeit. Hier in dem Sinne, dass die vom NS-System intendierte Zerstörung der Person und ihrer Sprache nicht gelungen ist.

»*Transit* gehört zu den Büchern, die in mein Leben eingreifen, an denen mein Leben weiter schreibt, so dass ich sie alle paar Jahre zur Hand nehmen muss, um zu sehen, was inzwischen mit mir und mit ihnen passiert ist«, notierte Christa Wolf 1985 in ihrem Tagebuch (2003, 152). Ist auch *Kindheitsmuster* ein Zeugnis der »Unversehrbarkeit« der Nelly, des NS-Kriegskindes, das von Angstbildern, Krieg, Heimweh und Verlassenheit geprägt ist, das bei ihrem ersten Ausflug im Jahr 1937 jede Nacht von ihrer Mutter träumt »und zwar, dass sie tot im Sarg liegt. Dann erwacht sie natürlich und muss weinen und kann lange nicht wieder einschlafen« (KM, 222). Auf die Frage: »Wo ist das Kind, das ich gewesen bin, ist es noch in mir oder fort?« (5) habe ich bei Christa Wolf keine Antwort gefunden.

Ausblick

In der Freundschaftsbeziehung bleibt Anna Seghers allem Anschein nach die Fremde, die »Seereisende, Transitäre, Schiffbrüchige«. Sie ist aber auch die Frau, die, wie Christa Wolf, nur schreibend und nur im Vertrauen auf das eigene Wort von sich spricht und die eigene »Unversehrbarkeit« bezeugt. Beide Frauen legen mit ihren Schriften Zeugnis ab von ihrem jeweiligen moralischen und politischen Widerstand gegen den Faschismus und seine Politik der Unmenschlichkeit. Ohne romantisierende Verklärungen halten sie Spaltungen, die menschlichen Zerreißproben aus. »Ich kann die Welt in Gut und Böse nicht teilen; nicht in zwei Zweige der Vernunft, nicht in gesund und krank. Wenn ich die Welt teilen wollte, müsste ich die Axt an mich selber legen, mein Inneres spalten.« (Wolf 1979, 76) Mit ihrem öffentlichen Auftreten bezeug(t)en beide Frauen, dass die NS-Gewalt überwindbar ist, dass sie den NS-Pervertierungen der Wahrheit mit der Authentizität ihrer Person, mit ihrer »irdischen Vernunft« und mit ihren Vorstellungen von Politik und Moral zu begegnen vermögen.

Mein Vergleich dieser beiden politischen Schriftstellerinnen vor dem Hintergrund des *Kindheitsmusters* ist von Unsicherheiten geprägt. Christa Wolf hat nach der Wende die offenen Fragen dieses Frühwerkes angesichts des »Gepäcks deutscher Geschichte« im vereinten Deutschland nicht wieder aufgegriffen. Im Gespräch mit Jürgen Habermas vermieden beide Repräsentanten der ost- und der westdeutschen Vergangenheit das Sprechen über die jeweils eigene Kindheitsgeschichte in

NS-Deutschland (Wolf 1996, 140ff). Sie stellten sich beide fremd, wissend, dass »das Vergangene nicht tot, nicht einmal vergangen ist. Wir trennen es von uns ab« (9). Die Erzählung unserer Geschichte als einer Beziehungsgeschichte, als einer Geschichte von der begrenzten, aber historisch wirksamen Kraft des historisch unabgeschlossenen Widerstands von Frauen in der Spirale der Zeit scheint auch von Wolf in patriarchaler Weise stillgelegt. Auch dieses Sich-Fremd-Stellen gehört angesichts der todessüchtigen Vernichtungslogiken patriarchaler Systeme zur Dialektik des Widerstands von Frauen. Christa Wolf ist aber nicht einfach eine deutsche Ikone. Sie erschließt uns Wege zur Erfassung des Frauenwiderstands in der Geschichte. Sie berichtet des Öfteren von dem Schrecken im Gesicht der Anna Seghers, als ein Trinkspruch auf die ausgesprochen wurde, die »wenigstens noch am Leben sind«.

Diesen Ausdruck von Schrecken sah ich nie wieder, ich vergaß ihn nicht, oft schien er mir durch ihr Alltagsgesicht hindurchzuschimmern, ein Signal, das ich zuerst kaum zu deuten wusste und erst allmählich begriff als Zeugnis für eine Existenz, deren tragische Züge verborgen bleiben sollten. (1990, 343)

Anna Seghers blieb für sie die unbekannte Frau, »bedroht bis zur Todesgefahr«: »Wir wissen längst nicht alles über sie, längst nicht alles über ihre verborgenen Motive und Handlungen, und wir werden es nie erfahren«. (2003, 173) In ihrem Tagebuch notierte Christa Wolf im September 1985: »*Transit* gehört zu den Büchern, die in mein Leben Zuneigung durch Entgegenkommen oder gar Einschmeicheln erwerben. Warum kann man solche Erfahrungen nicht weitergeben, zumindest als Trost: Es geht vorbei?« (15) Christa Wolf hat die Verfasserin des *Siebten Kreuzes*, des klassischen Buchs zum antifaschistischen Widerstand im Geiste eines humanistischen Sozialismus verehrt und das Schweigen der Anna Seghers über ihre tiefen Verletzungen und ihr Bewusstsein der eigenen Unversehrtheit stets respektiert. Auf den Traum der Anna Seghers ist sie nur äußerst knapp eingegangen: »Nun, ich verstehe schon, wie solche Träume zustande kommen, aber ich werde sicherlich nicht an fremden Stränden sein, so schön ist's ja da nun auch wieder nicht« (191).

Vielleicht ist es heute nach 30 Jahren an der Zeit, die Quellen über die Beziehung von Christa Wolf und Anna Seghers neu zu lesen, um besser über Dialektik im Widerstand von Frauen in den tiefen historischen Verwurzelungen, über Erfolge und die historische Unabgeschlossenheit dieses Widerstands erzählen zu können. »Je tiefer unsere Erinnerung geht, umso freier wird der Raum für das, dem all unsere Hoffnung gilt: der Zukunft« (in: Baumer 1996, 8).

Literatur

Arendt, Hannah, *Vita Activa oder vom tätigen Leben*, München 1981

Baumer, Franz, *Christa Wolf*, Berlin 1996

Böthig, Peter (Hg.), *Christa Wolf, eine Biographie in Bildern und Texten*, München 2004

Degen, Barbara, »Die Zweisprachigkeit der Normen – feministische Erfahrungen«, in: *Recht Richtung Frauen. Beiträge zur feministischen Rechtswissenschaft*, hgg. v. Verein Pro Fri – Schweizerisches Rechtsinstitut, St. Gallen 2001, 341-57

Eschebach, Insa, u. Silke Wenk, »Soziales Gedächtnis und Geschlechterdifferenz«, in: Insa Eschebach, Sigrid Jacobeit u. Silke Wenk (Hg.), *Gedächtnis und Geschlecht. Deutungsmuster in Darstellungen des nationalsozialistischen Genozids*, Frankfurt/M 2002, 13-40

Graf, Andrea (Hg.), *Zur Politik des Weiblichen. Frauen. Macht und Ohnmacht*, Wien 1990

Harjo, Joy, u. Gloria Bird, *Reinventing the Enemy's Language. Contemporary Native Women's Writings of North America*, New York 1997

Hochgeschurz, Marianne (Hg.), *Christa Wolfs Medea. Voraussetzungen zu einem Text*, München 2000

Kelly-Gadol, Joan, *Woman, History and Theory*, Chicago 1984

Kuhn, Annette, »Oral history und Erinnerungsarbeit: zur mündlichen Geschichtsschreibung und historischen Erinnerungskultur«, in: Ruth Becker u. Beate Kortendieck (Hg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung*, Wiesbaden 2004, 311-13

dies., »Haus der Frauengeschichte«, <http://www.hdfg.de> (20.1.2005)

dies., »Dimensionen der Täterschaft deutscher Frauen im NS-System«, in: Anette Bertrams (Hg.), *Dichotomie, Dominanz, Differenz. Frauen platzieren sich in Wissenschaft und Gesellschaft*, Weinheim 1995, 27-57

Meier-Seethaler, Carola, *Das Gute und das Böse. Mythologische Hintergründe des Fundamentalismus in Ost und West*, Stuttgart 2004

Meyer-Schoppa, Heike, »Versinnlichung des ›anderen Blicks‹. FrauenGeschichte als Gegenstand eines neuen Museumstyps«, in: *Forum Wissenschaft*, 21. Jg., 2004, H. 4, 39-42

Ofer, Dalia, u. Leonore J. Weitzmann, *Women in the Holocaust. Theoretical Foundations for a Gendered Analysis of the Holocaust*, Mexico 2004

Wolf, Christa, *Essays, Gespräche, Reden, Briefe 1987 - 2000*, Bd. 12, Werkausgabe, hgg. v. Sonja Hilzinger, München 2001

dies., *Kassandra. Voraussetzung einer Erzählung*, München 2000

dies., *Auf dem Weg nach Tabou. Texte 1990-1994*, München 1996

dies., *Die Dimensionen des Autors*, in 2 Bd., Frankfurt 1990

dies., *Lesen und Schreiben*, Darmstadt-Neuwied 1980

dies., *Kein Ort. Nirgends*, Darmstadt-Neuwied 1979

dies., *Kindheitsmuster*, Darmstadt-Neuwied 1977

dies., u. Anna Seghers, *Das dicht besetzte Leben. Briefe, Gespräche, Essays*, Berlin 2003

Barbara Epstein, Joan Acker und Hester Eisenstein

Ansatzpunkte feministischer Kämpfe, politische Koalitionen und Perspektiven – eine Diskussion

Was geschah mit der Frauenbewegung?¹ (Barbara Epstein)

Von den späten 1960ern bis in die 80er Jahre gab es in den USA eine starke, kulturell und politisch einflussreiche Frauenbewegung. Ihr an den politischen Liberalismus in den USA anknüpfender liberaler Flügel formierte sich in nationalen Frauenorganisationen und organisierte Kampagnen und Initiativen für die Durchsetzung von Gleichberechtigung und des Verbots von Diskriminierung (»Equal Rights Amendment«) in der Verfassung, für das Recht auf Abtreibung und andere gesetzliche Reformen. Der radikale Flügel, der eher aus den Oppositionsbewegungen gegen den Vietnamkrieg und aus der schwarzen Bürgerrechtsbewegung kam, hatte Frauenbefreiung auf der Tagesordnung und machte Politik »von unten« in massenhaft entstehenden Selbsterfahrungsgruppen (*consciousness-raising-groups*) und vielen kulturellen Initiativen. Einfluss nahm die Frauenbewegung auch in Gremien und Organisationsbereichen beruflicher Interessenvertretung, in Gewerkschaften, Behörden und vielen anderen Institutionen. Die Bewegung veränderte das Leben vieler Frauen und den Alltag in den USA. Frauen konnten Berufe ergreifen, die ihnen zuvor verwehrt waren, auch solche mit Tätigkeiten, die nur als von Männern ausführbar galten (*Blue-Collar-Jobs*); sie bekamen in den Medien ein anderes Image; die Forderung nach ihrer Gleichstellung wurde in die Institutionen von Politik, Religion, Sport usw. hineingetragen, die Geschlechterverhältnisse begannen sich im Hinblick auf Teilhabe und Einfluss zu verändern. Ungleichheit und Unterdrückung von Frauen in Familien und persönlichen Beziehungen wurden von der Bewegung als politische Frage gestellt und damit eine öffentliche Diskussion zu Themen auf die Tagesordnung gesetzt, die bisher als privat angesehen und dem öffentlichen Blick entzogen waren. Die Frauenbewegung veränderte die Art und Weise wie wir sprechen und denken.

Für die meisten jungen Frauen hat es heute den Anschein, dass ihre Chancen genauso gut sind wie die von Männern oder es zumindest gesellschaftlicher Konsens ist, dass sie es sein sollten. Aber das entspricht nicht der Realität. Auch wenn es in weiten Teilen der Gesellschaft Akzeptanz dafür gibt, die Gleichstellung von Männern und Frauen auf die politische Tagesordnung zu setzen, sind wir von deren Verwirklichung weit entfernt. Viele Frauen sind mittlerweile berufstätig, aber die meisten in schlecht bezahlten Jobs. Im Durchschnitt verdienen sie deutlich weniger als Männer und sind viel eher als diese von Armut betroffen. Zugleich ist die Versorgung und Betreuung von Kindern nach wie vor mehrheitlich Frauensache und wird nirgends

1 Der Aufsatz erschien erstmals in *Monthly Review*, Vol. 53, Mai 2001. Wir danken der Zeitschrift für die Abdruckgenehmigung der gesamten Diskussion.

als gesellschaftlich statt familiär zu regeln angesehen. In den Privatverhältnissen hält sich bis in die engsten Beziehungen hinein hartnäckig die ungleiche Verteilung von Macht, und auch Gewalt gegen Frauen ist immer noch weit verbreitet.

Dies alles – und das ist das größte Problem – findet ohne die Existenz einer Frauenbewegung statt. Es gibt zwar viele Organisationen, die für die Gleichstellung von Frauen in der Öffentlichkeit und in privaten Institutionen eintreten, aber der Bewegungscharakter ist in bürokratischen Strukturen mit bezahlten Lobbyistinnen und mittlerweile auch Lobbyisten verloren gegangen. Und die Protagonistinnen feministischer Theoriebildung, die ehemals provokativ und an Frauenpraxis orientiert die Männerwissenschaft aufgemischt haben, haben das Interesse an den Lebensbedingungen von Frauen verloren, sind präventiv und müde. Dies führt mich zu zwei Fragen: Warum gibt es so wenig Diskussionen über das Fast-Verschwinden einer Bewegung, die vor nicht allzu langer Zeit stark genug war, wesentliche Veränderungen in der sozialen und kulturellen Landschaft hervorzubringen, und was sind die Gründe für den Niedergang der Frauenbewegung?

Das Schweigen ergründen

Dieser ging in Zeiten der Erstarkung der Rechtskräfte in neokonservativen Politikverhältnissen seit der Reagan-Ära mit dem Niedergang auch anderer sozialer Bewegungen einher. Die Bürgerrechts- und die Schwarzenbewegung sind deutlich schwächer und fragmentierter als vor einigen Jahrzehnten. Die Umweltaktivisten und die Schwulen- und Lesbenbewegung haben ihren Zusammenhalt und ihre Zielrichtung verloren. Dennoch haben sich viele Feministinnen und andere emanzipatorische Kräfte einer öffentlichen Diskussion über die Schwächen dieser Bewegungen mit der Begründung entzogen, dass damit den Rechtskräften Munition geliefert würde. Aber es gibt keinen anderen Ort für solche Diskussionen als die Öffentlichkeit. Die Gründe für den Niedergang dieser Bewegungen sind viel zu komplex, als dass man sie durch unsystematisches Herumgeschiebe herausfinden könnte. Das Verständnis der Gründe, warum eine Bewegung zum Erliegen gekommen ist, wird diese nicht in ihrer früheren Form wiederbeleben, aber es kann für eine neue Richtungsbestimmung hilfreich sein.

Mein Eindruck ist, dass der wirkliche Grund für die Vermeidung von radikaler Kritik der Bewegung durch ihre Akteurinnen und Akteure selbst in der Befürchtung liegt, dass eine solche Debatte einen bereits begonnenen Auflösungsprozess beschleunigt. Im Fall der zweiten Frauenbewegung könnte dies in der Angst begründet liegen, dass sie das Schicksal der ersten teilen und genauso wie diese aus dem historischen Gedächtnis verschwinden würde.

Als die zweite Bewegung sich in den 1960er Jahren formierte, war die Existenz ihrer Vorgängerin, der ersten Frauenbewegung der USA, die sich vom Ende des 19. bis in die 20er Jahre des 20. Jahrhunderts für die Bürgerrechte der Frauen einsetzte, fast völlig vergessen, und die Gründe dafür lagen in der Bewegung selbst. Dieser gehörten hauptsächlich weiße Frauen der Mittel- und Oberschicht an. Entstanden ist

sie aus der Bewegung gegen die Sklaverei. Gemeinsames Ziel war die Durchsetzung des Wahlrechts – für Schwarze genauso wie für Frauen. Diese Verbindung und auch Bündnisse mit anderen Protestgruppen gaben der ersten Frauenbewegung in ihren Anfängen einen radikalen Anschein. Doch als der Bürgerkrieg zu Ende war und das Wahlrecht auf die ehemaligen Sklaven ausgeweitet wurde, aber nicht auf die Frauen, gaben diese ihr Bündnis mit den Schwarzen auf. In den Jahren nach dem Bürgerkrieg bis in die 1920er Jahre hinein reduzierten sie ihre politische Zielsetzung auf die Durchsetzung des Frauenwahlrechts, und führende Feministinnen scheuten sich nicht, sich zur Erreichung dieses Ziels der Rhetorik rassistischer Kräfte zu bedienen, die sich im amerikanischen Mittelstand in dieser Zeit auszubreiten begannen. Antirassistische Strömungen in der Frauenbewegung, wie z.B. die gewerkschaftliche, die daran festhielten, Feminismus weiterhin mit einer kritischen Perspektive zu verbinden, konnten nicht verhindern, dass gegen Ende des 19. Jahrhunderts die mittelstandsbestimmten Frauenwahlrechtsorganisationen die Frauenbewegung dominierten. Als das Wahlrecht errungen war, hatte sie alle weitergehenden Ansprüche aufgegeben und sich von anderen fortschrittlichen Bewegungen distanziert. So war es für die in den 1920er Jahren erstarkenden konservativen Kräfte ein leichtes, die Frauenbewegung einfach zur Seite zu schieben.

Sicherlich kann man heute konstatieren, dass der Einfluss der zweiten Frauenbewegung im Vergleich zu ihrer Vorgängerin stärker und weitreichender war. Welchen Weg die Politik in den USA auch einschlagen mag – es ist schwer vorstellbar, dass die feministischen Errungenschaften so einfach von der Bildfläche weggefegt werden, die Räder zurückgedreht werden können. Während der Feminismus der ersten Welle zu einer Ein-Punkt-Bewegung zusammengefallen ist, hat die zweite Welle sich in vielerlei Hinsicht immer mehr verbreitert, auch wenn es in den Anfangsjahren durchaus Ausschlusspraxen gegeben hat. So waren zwar farbige und aus proletarischen Verhältnissen kommende Frauen in der Bewegung aktiv. Aber sie hatten ihren Weg dorthin aus denselben akademischen Zusammenhängen heraus gefunden wie die weißen Mittelschicht-Frauen, und ihre Präsenz in der Bewegung bedeutete nicht, dass feministische Aktivitäten auf Resonanz in den farbigen und proletarischen Klassen gestoßen wären. Die Feministinnen der zweiten Frauenbewegung dachten in den Anfangsjahren dennoch, dass sie für alle Frauen sprechen könnten und ignorierten die reale Zusammensetzung der Bewegung – sie war jung, weiß, akademisch gebildet, heterosexuell und entstammte der Mittelschicht der Nachkriegszeit. Aber diese Problematik wurde erkannt und die Bewegung öffnete sich für unterschiedliche Gruppierungen und Standpunkte. Neben den ›liberalen‹ Feministinnen formulierten Lesben, *Women of Color* und Frauen aus der Arbeiterklasse ihre je eigenen Vorstellungen zu einer feministischen Bewegung und setzten eigene politische Schwerpunkte. Sie alle schlossen Bündnisse mit emanzipatorischen Bewegungen, insbesondere mit den *People of Color* und mit Schwulen und Lesben. Sie entwickelten auch eine zunehmende Sensibilität für ethnische Differenzen und Unterschiede der sexuellen Orientierung innerhalb der Frauenbewegung.

Von der Bewegung zu einer Idee

Ihren politischen Höhepunkt erreichte die Frauenbewegung in den späten 1960er und frühen 70er Jahren. In den 80er und 90er Jahren breiteten sich feministische Sichtweisen sehr umfassend aus und heute findet man feministisches Bewusstsein fast überall. Es gibt zahllose soziale, politische und kulturelle Initiativen, deren Ziele und Herangehensweisen feministisch inspiriert sind und die sowohl als Teil von Organisationen als auch basisgruppenorientiert und vernetzt operieren und eine große Breite unterschiedlicher Fraueninteressen repräsentieren. Hinzu kommt, dass die Zahl der Menschen, die sich für soziale Gerechtigkeit, gemeinschaftliche Arbeit und Emanzipation engagieren, seit den 70er Jahren gewachsen zu sein scheint (obwohl das natürlich schwierig zu zählen ist). Feministisches Engagement stellt hier keine Ausnahme dar, vor allem wenn die Umwelt- und die Gesundheitsbewegung mitgezählt werden, die neben anderen auch Frauenbelange vertreten. Dass feministische Sichtweisen in politischen Bewegungen außerhalb der Frauenbewegungen aufgenommen wurden, ist an sich ein Erfolg. Frauen spielen in den Führungsebenen der Umwelt- und antikapitalistischen Bewegungen eine wenigstens genauso große Rolle wie Männer; Feminismus wird von den meisten dieser Gruppen als wesentlicher Bestandteil ihres Weltbildes verstanden, aber diese Initiativen formen das öffentliche Image des Feminismus nicht.

Seine gesellschaftliche Anerkennung ist der Dominanz der führenden, an den Interessen der oberen Mittelschicht orientierten Frauenorganisationen, dem durch Publikationen sehr präsenten akademischen Feminismus und nicht zuletzt der Diffusion des feministischen Bewusstseins insgesamt zu verdanken. Der Bewegung hat diese Entwicklung nicht gut getan. Die zunehmende Institutionalisierung und rhetorische Akzeptanz hat sie zugleich marginalisiert und ihr den Wind aus den Segeln genommen.

Feminismus ist heute mehr Idee als Bewegung, aber ohne die visionäre Kraft, die er einst hatte. Dasselbe ließe sich auch von anderen emanzipatorischen Bewegungen oder der Linken im Allgemeinen sagen. Wir haben wenig Einfluss auf die Richtung der Politik der USA und eine »mittelschwere Depression« scheint sich über das feministisch-progressive Politikfeld gelegt zu haben. Diese ist sowohl Ursache als auch Resultat der Schwäche der Linken in den letzten Jahrzehnten, eine Reaktion auf die weithin akzeptierte Sichtweise, dass es zum Kapitalismus keine Alternative gibt. Die Frauenbewegung wurde wie auch andere Bewegungen dadurch geschwächt, dass sie den Glauben daran verloren hat, dass kollektive Handlungen soziale Veränderungen bewirken können.

Was führte zum Niedergang der Frauenbewegung?

In den 1960er und frühen 70er Jahren war der radikale Feminismus in der Frauenbewegung dominant, der sich nochmals in zwei getrennte Richtungen unterscheiden läßt: die sozialistischen Feministinnen (oder marxistischen Feministinnen) begriffen

die Unterdrückung von Frauen als mit anderen Formen der Unterdrückung, vor allem Rassismus und Klassenverhältnis, vermittelt und versuchten Politiken zu entwickeln, die diese Unterdrückungsverhältnisse gleichzeitig in Frage stellen würden. Die radikalen Feministinnen begriffen Frauenunterdrückung als primär und vertraten die Auffassung, dass alle anderen Unterdrückungsverhältnisse aus ihr hervorgingen.

Trotz dieser Differenzen gingen alle davon aus, dass die Gleichheit von Frauen und Männern nicht in einer Gesellschaft verwirklicht werden könnte, die durch ungleiche Verteilung von Reichtum und Macht zerrissen ist. Diese gesellschaftskritische Sichtweise trieb die gesamte Frauenbewegung voran. Resonanz fand vor allem die Forderung nach gleichen Chancen am Arbeitsmarkt, und in dieser Frage unterschieden sich – trotz der Differenzen in anderen Zusammenhängen – die radikalen auch nicht so sehr von den liberalen Feministinnen. Die radikalen wollten auch Gleichheit am Arbeitsplatz und die meisten liberal-bürgerlichen Feministinnen wollten auch eine egalitäre Gesellschaft. Gleichstellungspolitik – *Affirmative Action* – war nicht bloß ein Instrument privilegierter Frauen. Nancy Mc Lean (1999) zeigt, dass Arbeiterinnen dieses Gesetz dazu benutzten, den Zugang von Frauen zu bisher von Männern beherrschten Berufen zu erkämpfen und die Frauenbewegung somit verbreiterten. Solange diese an Zuwachs und Einfluss gewannen, ergänzten sich Forderungen nach gleichen Zugangsmöglichkeiten zum Arbeitsmarkt und nach sozialer Gleichheit.

Aber Forderungen einer Bewegung können, sobald sie erreicht sind, andere als die beabsichtigten Folgen haben. Die Gleichstellungskampagnen waren letztlich vor allem in den akademischen Berufen erfolgreich und wurden hauptsächlich von gut ausgebildeten, weißen Frauen genutzt. Das hatte auch damit zu tun, dass es den Gewerkschaften nicht gelungen war, Arbeiterinnen und Schwarze zu organisieren. Die Schieflage in der Reichweite der Gleichstellungspolitiken war auch Ergebnis des zunehmenden Auseinanderklaffens von »Oben« und »Unten« in der wirtschaftlichen Lage. Der erfolgreiche Zugang von Arbeiterinnen zu besser bezahlten Jobs konnte die zunehmende Klassenspaltung nicht aufhalten. Seit den frühen 1970er Jahren nahm der Lebensstandard der Arbeiter ab, und für Frauen, die immer schon ärmer waren, hatte dies schlimme Folgen. Die linken feministischen Vorstellungen wurden durch Fraktionierung und heftige sektiererische ideologische Konflikte abgebremst. Ende der 70er war an die Stelle des gesellschaftskritischen ein kultureller Feminismus getreten, der eher die Schaffung einer feministischen Subkultur als die Veränderung sozialer Verhältnisse zum Ziel hatte.

Auch der im Rahmen der Gleichstellungspolitik erkämpfte Zugang zu akademischen Berufen war nicht bloß ein Erfolg, sondern hatte als Kehrseite die Verengung des Blickwinkels und eine Einschränkung der zuvor auf die gesamte Gesellschaft gerichteten Kritik. Als in den Hochzeiten der feministischen Bewegung vor allem junge Frauen mit linken Ideen deren Trägerinnen waren, konnten sich Perspektiven eröffnen, die auf vielerlei Weise unabhängig vom Klassenstandpunkt der Herkunft der Frauen waren bzw. diesen kritisch in Frage stellten. Obwohl es mittlerweile

viele neue und junge feministische Stimmen gibt, besteht die derzeitige organisierte Frauenbewegung zum größten Teil aus Frauen, die die zweite Bewegung auf den Weg gebracht haben. Ich will damit nicht sagen, dass die Menschen naturwüchsig mit zunehmendem Alter weniger radikal denken. Die Politik, die Menschen machen, hängt nicht so sehr vom Alter, sondern von den je vorhandenen Bedingungen ab. Wir leben in einer Zeit, in der Gesellschaftskritik im öffentlichen Diskurs als irrelevant abgetan wird. Das hat auch Auswirkungen auf feministische Kritik. Die Zunahme von weiblichen Lehrenden an den Universitäten bedeutet, dass viele Studierende feministische und linke Denkkategorien kennenlernen. Aber diese sind ihnen nicht als Instrumente für das Eingreifen in Praxisverhältnisse vermittelt worden. Kritische Wissenschaft hat sich in ihrer universitären Form in eine Praxis verkehrt, in der feministische Perspektiven in dem Streben nach Status, Prestige und Berühmtheit verloren gegangen sind. An die Stelle der feministischen Herrschaftskritik der 1960er Jahre ist eine Art genüsslichen Sich-Einrichtens in den Annehmlichkeiten getreten, die ein Aufstieg in der Hierarchie mit sich bringt.

Obwohl die jetzige Frauenbewegung die rassistischen Vorurteile vermieden und den verkürzten Fokus der ersten Frauenbewegung erweitert hat, hat sie mit ihr gemeinsam, dass sie die Dominanz von Mittel- und Oberschichtstandpunkten seitens ihrer eigenen Akteurinnen nicht kritisch reflektiert.

Wurde der Standpunkt der Mittelschicht übernommen?

Vor dem Hintergrund wachsender ökonomischer Unsicherheiten und Ungleichheiten ist in den letzten Jahrzehnten das Streben nach individuellem Vorankommen zu einem zunehmend wichtigen Bezugspunkt im gesellschaftlichen Leben des Mittelstands geworden. Für gesellschaftliches Engagement bleibt dabei zunehmend weniger Raum. Arbeit steht im Zentrum und ist die einzig verbleibende, anerkannte Quelle, aus der Identität geschöpft wird. Gleichzeitig haben Stress und Konkurrenzdruck am Arbeitsplatz für viele zugenommen. Dasselbe gilt für das gesamte kulturelle Leben, das zunehmend individualistisch, kalt und egoistisch geworden ist. Feministinnen haben diesen Prozess nicht als Herausforderung genommen und vom Standpunkt der Frauen in den Arbeitsverhältnissen in Frage gestellt. Die Gleichstellung am Arbeitsplatz ist nach wie vor für die meisten Frauen nicht realisiert. In diesem prominentesten Bereich der Frauenbewegung vollzog sich allmählich und kaum wahrnehmbar eine Umwertung, und die Forderung nach sozialer Gleichheit scheint durch das Streben nach materiellen Werten ersetzt worden zu sein.

In den 1970er und 80er Jahren dachten viele, dass die Zunahme des Frauenanteils an den Universitäten diese verändern und sie weniger elitär, weniger konkurrenzfähig und menschlicher machen würde. Wie bereits erwähnt sind heute viele Frauen an den Universitäten, jedoch ohne sie zum Besseren verändert zu haben. Mit ihrer Zurichtung für den Markt sind sie sogar schlechter geworden, ohne dass Feministinnen bisher eine deutlich wahrnehmbare Kritik dieser Entwicklungen auf die Tagesordnung gebracht hätten. In einigen Bereichen des universitären

Feminismus strengt man sich zwar an, einander mit Respekt zu behandeln und gleichberechtigt miteinander zu debattieren, doch das ist nicht der Normalfall. Rivalität und das Streben nach Status haben die Oberhand.

Die Umwertung der einstigen Ziele in der Frauenbewegung ist Teil einer allgemeinen Entwicklung. In Zeiten verschärfter wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Spaltungen, in denen Forderungen von Unternehmerseite nach immer höheren Profiten an der Tagesordnung sind, ist eine ganze Generation von dem Wunsch beseelt, nach oben zu kommen. Feministinnen stellen hier keine Ausnahme dar. Dies zu sagen, heißt zuzugeben, dass auch Feministinnen die Vorstellung von einer anderen, besseren Welt verloren haben.

Aus meiner Sicht ist eine Erneuerung der Kritik der 1960er notwendig, die die sozialistischen und feministischen Sichtweisen aufnimmt und sich der gewachsenen Macht der Unternehmen und dem zunehmenden Einfluss des Marktes zuwendet. Reichtum und Status werden durch Arbeit erlangt und der Arbeitserfolg ist zum Maßstab des eigenen Selbstwertgefühls geworden. Diese Wertmaßstäbe haben die Mittelklasse fest im Griff, aber sie haben sich weit über sie hinaus etablieren können. Auch für Linke ist es schwierig, einen eigenen Wertekanon aufrecht zu erhalten, wenn Institutionen und gesellschaftliche Verhältnisse jenseits der Arbeit so bedeutungslos geworden sind und wenn außer der Leistung am Arbeitsplatz nichts mehr zählt. Unsere Zusammenhänge sind weniger geworden, was wir bedauern und was dazu geführt hat, dass sich viele von uns noch tiefer in Arbeit stürzen. Wir brauchen eine Kritik des zunehmend schrankenlosen Kapitalismus, der soziale Spaltungen verstärkt, auf alles ein Preisschild klebt und alle Bereiche des Lebens in seinen Bann zieht – und eine Alternative zu ihm. Man kann die feministischen Forderungen nach Gleichheit und Gemeinschaftlichkeit für idyllisch halten oder man kann sie als Voraussetzung für ein gesellschaftskritisches Programm der Gegenwart verstehen.

Rechter Fundamentalismus und Marktradikalismus gegen Feminismus

(Joan Acker)

Die Antwort, die Epstein auf die Frage nach der Frauenbewegung gibt, erklärt viele Aspekte des Niedergangs der starken, aufregenden, linken und sozialistischen feministischen Organisation der 1960er und 70er Jahre, mit ihrer Hoffnung auf gesellschaftliche Veränderung und Frauenemanzipation. Doch denke ich, dass sie einige wichtige Punkte unterbelichtet bzw. sie sogar ignoriert. Diese hängen mit der entmutigenden Realität zusammen, auf die revolutionäre Hoffnungen stoßen, mit der starken Opposition gegen die Gleichheit von Frauen und Männern und mit Veränderungen in den ökonomischen und politischen Verhältnissen, die heute neuer Zukunftsvisionen und Organisationsformen bedürfen.

Vor der Diskussion möchte ich noch Epsteins Anmerkungen zur ersten Frauenbewegung ergänzen. Deren Niedergang war auch eine Konsequenz der tiefsitzenden, aber versteckten Antipathie gegen feministische Forderungen innerhalb linker

Organisationen ebenso wie der Erfolg dieser ersten Bewegung. Dies lehrten mich meine eigenen Erfahrungen der 1940er Jahre. In den späten 1930er und frühen 40er Jahren wuchs ich in dem festen Glauben auf, dass die Frauenbewegung erfolgreich gewesen war, dass Frauen Männern gleich sind, und dass ich tun und werden konnte, was ich wollte – zugegebenermaßen eine individualistische Sichtweise. Die linken Organisationen, denen ich beitrug, kämpften gegen Rassismus, stritten aber ab, dass es in den eigenen Organisationen für Frauen Probleme in Bezug auf Demokratie und Gleichheit gab. Frauenprobleme in der Gesellschaft würden sich nach dem Sieg der Arbeiterklasse von selbst lösen. Diesen Trugschluss und das männliche Privileg, die in dieser Behauptung steckten, erkannte ich erst, als ich Kinder bekam, und mein niedriges Einkommen die Entscheidung erzwang, dass ich die sorgende Zuhausebleibende wurde. Ich denke, dass junge Frauen heutzutage die gleichen Schwierigkeiten haben, die fortdauernden Ungleichheiten und Unterordnungen zu erkennen. Die zweite Frauenbewegung erreichte, wie Epstein hervorhebt, eine ganze Menge. Junge Frauen sehen sich einer ganz anderen Welt gegenüber als ihre Mütter, und es ist leicht zu glauben, dass alle Probleme gelöst sind. Aber auch sie werden ein böses Erwachen erleben.

Die entmutigende Realität, der sich linke und sozialistische Feministinnen gegenüber sehen, war und ist nicht allein dadurch bestimmt, dass wir keine geschlechtergerechte und nicht-rassistische egalitäre Alternative zum Kapitalismus haben, sondern dadurch, dass das Ineinander von Geschlecht und ›Rasse‹ mit den ökonomischen, politischen und sozialen kapitalistischen Verhältnissen noch viel komplizierter und allgegenwärtiger ist, als wir es uns vorgestellt haben. Um die Lage von Frauen grundlegend zu verändern, muss fast alles geändert werden. Doch wie Epstein weiß, war die Basis für eine Revolution nicht groß und die Hoffnung auf sie unrealistisch. In jedem Fall wäre die von den männlichen neuen Linken geführte Revolution aller Wahrscheinlichkeit nach für die Frauen und auch für die Hoffnungen der Linken selbst verheerend gewesen. Stattdessen wandten sich linke, sozialistische und liberale Feministinnen bestimmten unmittelbaren Projekten der Veränderung zu. Viele der Basisgruppen und der linke Geist der Bewegung nahmen greifbarere Ziele auf: *Affirmative Action*, Gleichwertigkeit, Frauengesundheit, Legalisierung von Abtreibung u.v.m. Diese Arbeitsteilung in der Frauenbewegung hat viele Erfolge erzielt, die nicht alle den bürgerlich-liberalen Feministinnen zugeschrieben werden sollten. In dieser Arbeitsteilung liegen die Stärke der Frauenbewegung und die Ursachen für ihre Fortdauer. Immer noch gibt es ein allgemeines Verständnis von Frauenunterdrückung innerhalb des Kapitalismus, aber diese Kritik ist zu allgemein, um eine bestimmte Organisation voranzutreiben. Epstein verallgemeinert zu sehr, wenn sie sagt, dass »Feministinnen die Zukunftsvision einer anderen, besseren Welt verloren haben«. Ich bin nicht völlig anderer Auffassung, aber ich möchte ihre Nostalgie ein wenig bremsen.

Die Gegnerschaft gegen feministische Forderungen hängt mit dem Niedergang der Frauenbewegung als linke Basisbewegung zusammen. Dies hat sich auf vielerlei Weise gezeigt, von stillem Widerstand hin zu den bekannten juristischen Attacken auf

die Gleichstellungsgesetze und Karrikaturen von unattraktiven Feministinnen in den Medien. Der Kampf um gleiche Bezahlung oder Gleichwertigkeit von Frauenarbeit liefert viele Beispiele der facettenreichen Opposition gegen Veränderungen, die die ökonomische Lage von vielen Frauen grundsätzlich verbessern könnten. Zunächst einmal zwang die Gegnerschaft von Politik, Arbeitgebern und Bürokraten, sowohl im öffentlichen wie im privaten Sektor, die Gleichheitsbefürworter, sich mit engen Definitionen der Jobs, die gleichgestellt werden sollten, zu begnügen. Diese Definitionen schränkten die Bemühungen auf den öffentlichen Sektor und auf Tätigkeiten innerhalb einer einstellenden Organisation ein, anstatt die Ungleichheit auf dem Arbeitsmarkt allgemein anzugehen. Spezialisten für Jobevaluation, die zur Feststellung von Ungleichheiten herangezogen wurden, wollten ihr Bewertungssystem vor Veränderungen von feministischer Seite schützen, weil diese die Bezahlung von Frauen erhöhen und die privaten Arbeitgeber hätte beunruhigen können, welche die hauptsächlichen Kunden der Evaluations-Spezialisten waren. Nur die größten Ungleichheiten konnten mithilfe dieser Schemata identifiziert werden. Arbeitgeber waren gegen Lohngleichheit, weil sie hohe Ausgaben befürchteten. Die Männer der Arbeiterklasse befürchteten, dass ihre eigenen Löhne gekürzt werden würden, um die der Frauen anzuheben, was auch von einigen Arbeitgebern vorgeschlagen wurde. In manchen Fällen fühlten sich Arbeiter durch die Vorstellung, dass die Arbeit von Frauen der ihren gleich sein könnte, in ihrem Überlegenheitsgefühl bedroht. Der Widerstand gegen Gleichheitsforderungen vergrößerte sich, als die Ideologie vom freien Markt die öffentlichen Diskussionen zu dominieren begann. Wo dies wirklich versucht wurde, gelang es, die Wertgleichheit der Arbeiten durchzusetzen, aber dies geschah nur in wenigen Staaten und einer größeren Zahl von Gemeinden.

Ökonomische Veränderungen und Umgestaltungen am Arbeitsmarkt, vorangetrieben durch Bemühungen des Kapitals, »Flexibilität« zu erreichen, Profite zu maximieren und die Arbeiterbewegung zu schwächen, unterhöhlten ebenso die Versuche, Lohngleichheit zu erreichen. Dies geschah in den frühen 1980er Jahren, als die Unternehmer mit ihrem »Krieg gegen die Arbeit« begannen, die Betriebe durch Entlassungen »verschlankten«, Lohnerhöhungen verweigerten und stattdessen Lohnverzicht forderten. Die Männer der Arbeiterklasse wurden ernstlich bedroht und sind es seitdem. Unter diesen Bedingungen war es schwierig, männliche Unterstützung für die Forderung nach gleichem Lohn für gleiche Arbeit zu bekommen. Ähnlich schwierig war und bleibt der Zugang zu besser bezahlten, qualifizierten, traditionell von Männern besetzten Jobs. Hierin liegt ein Grund, dass die Gleichstellungspolitik bei den akademischen bzw. leitenden Berufen effektiver war als bei den Arbeiterjobs. Ausgeschlossene Gruppen können in Zeiten der Ausdehnung von Beschäftigungsmöglichkeiten leichter integriert werden als in denen der Schrumpfung.

Veränderungen wie diese zeigen die Notwendigkeit anderer Strategien, einige zeichnen sich bereits ab. Viele davon gehören zur Arbeiterbewegung und sind nicht zwingend mit Feminismus verbunden, z.B. die Organisation der Heimarbeiterinnen in Los Angeles oder der Hotelarbeiterinnen auf Hawaii. Feministische Strategien müssen, um mobilisierungsfähig sein zu können, kulturell, »Rassen« und

Klassen übergreifende sowie womöglich globale Fragen aufnehmen. Eine Frage, die solchen Kriterien entspricht und zugleich eine linke Kritik sozialer Einrichtungen und Werte aufbaut, könnte sein, wer für die Kinder und Kranken sorgt. Während Frauenerwerbsarbeit zunimmt, Arbeitszeiten länger und Arbeit sowie das ökonomische Überleben immer stressiger werden, ist Sorge für andere am untersten Ende der Prioritätenliste angelangt. Frauen bleiben dafür verantwortlich, gegen geringen Lohn oder ehrenamtlich. Diese Probleme betreffen Frauen in allen Gesellschaftsschichten, wenn auch mit sehr unterschiedlichen Ressourcen, sie zu bewältigen. Frauen in Sozialhilfe und Akademikerinnen treffen auf ähnliche Herausforderungen. Die gesellschaftlichen Kosten sind gewaltig, aber unsichtbar. Dies ist eine linke Frage, weil sie in der grundlegenden Organisation des Kapitalismus wurzelt, in der Struktur unserer Städte, in fehlenden öffentlichen Verkehrsmitteln, in der Entwertung von Frauen und ihrer Arbeit.

Wie Epstein sehe ich mich nach der Wiedergeburt der Linken und dem herrlichen Gefühl, Teil einer breiten Bewegung für ökonomische Gerechtigkeit und menschliche Werte zu sein. Diesmal muss es eine Linke sein, die sexistische und rassistische Unterdrückung auf eine bisher der linken und sozialistischen Tradition nicht gelungene Weise thematisiert. Eine Frauenbewegung wird im Alleingang nicht umfassend genug sein. Doch können die Männer dazukommen?

Gesellschaftliche Rahmenbedingungen der Frauenbewegungen (Hester Eisenstein)

Ich gehe davon aus, dass Barbara Epstein mit ihrem Beitrag eine Diskussion eröffnen und den Feminismus wiederbeleben und nicht beerdigen wollte. Ihre Forderung nach einer kritischen Analyse der aktuellen Lage der Frauenbewegung teile ich, aber ich bin überrascht, dass eine so genaue Beobachterin sozialer Bewegungen ein Bild zeichnet, das von dem größeren politischen und ökonomischen Kontext völlig losgelöst ist. In meiner Antwort möchte ich einige Stücke des größeren Bildes nachliefern.

Es ist richtig, wie Barbara anmerkt, dass die Massenbewegung der 1970er Jahre in den USA mehr als dreißig Jahre später in eine Vielzahl von Gruppen und Organisationen, die sich mit Einzelfragen beschäftigen, übergang. Doch während der sichtbare Teil der Frauenbewegung in den USA offensichtlich an Stärke verloren hat, wächst die Frauenbewegung, wenn auch ungleichmäßig, im Rest der Welt, unterstützt durch globalisierte Kommunikation (vgl. Basu 1995). Der weltweite Kampf um Frauenrechte wird weithin selbst von der Mainstream-Presse als bedeutsame Kraft anerkannt. Die 4. UN-Weltfrauenkonferenz in Peking »setzte Frauenfragen auf die internationale Tagesordnung und mobilisierte Reformvorhaben in der ganzen Welt« (Cose 2001).

Für die Bewertung der jetzigen Lage der Frauenbewegung müssen wir den Spielraum und die Ansprüche der Bewegung in Betracht ziehen, wie sie von linken Feministinnen in den 1970er Jahren formuliert wurden. Die zweite Frauenbewegung

war (wenn auch naiv) ausgezogen, alle Frauen zu befreien. In den dreißig Jahren, seit denen sie, mit ihren liberalen und linken Flügeln, wieder begonnen hat, hat sich die Tagesordnung für Veränderung stetig vergrößert. Von Inzest, Vergewaltigung und der Misshandlung von Frauen und Kindern bis hin zu Lohngleichheit und reproduktiven Rechten, von der Freiheit sexueller Orientierung bis zum Ökofeminismus, von schwarzem, lateinamerikanischem und asiatisch-amerikanischem Feminismus bis hin zum globalisierten Feminismus reicht die Spannbreite der Themen und Kampagnen, die so umfassend und so weitreichend sind, dass es unmöglich ist, sie hier auch nur kurz aufzulisten.

Doch hinter dieser Ausweitung von Themen und Kampagnen steckt ein tiefergehender Punkt. Selten zuvor gab es in der Geschichte eine Bewegung, die so vielfältig, komplex und anspruchsvoll ist, wie die gegenwärtige Frauenbewegung. Es ist deutlich geworden, wenn es das nicht schon immer war, dass die einfache Vorstellung von der Frauenbefreiung, wenn sie ernsthaft angestrebt wurde, den Abbau nahezu aller Gesellschaftsstrukturen, von der Familie über den Staat bis hin zur politischen Ökonomie der ganzen Welt umfassen würde. Der Zeitrahmen für die Beurteilung der Erfolge und Niederlagen dieser Bewegung muss weiter gespannt sein als nur ein oder zwei Generationen. Was Juliet Mitchell (1966) »die längste Revolution« nannte, sollte nicht nach ihren Wechselfällen in einem zunehmend reaktionären politischen Klima der USA gemessen werden.

Das bringt mich zu meinem nächsten Punkt: Epsteins Analyse erwähnt die starken Kräfte kaum, die gegen die Frauenbewegung von dem Moment an kämpften, in dem sich zeigte, dass sie bedeutsame Veränderungen bewirken könnte. Meistens wird die Entscheidung des Verfassungsgerichts von 1973 (die Abtreibung als Privatsache unter den Schutz der US-Verfassung gestellt hat) als Höchststand des politischen Einflusses der Frauenbewegung angesehen. Genau an diesem Punkt begann der lange Marsch der rechtsradikalen Allianz aus Fundamentalisten und Unternehmen, die mit Paul Weyrich und anderen Strategen insbesondere die Frauenbefreiung als Feindbild aufbauten, um das herum eine neue konservative Koalition konstituiert wurde (vgl. Petchesky 1990).

Wenn man danach fragt, was mit der Frauenbewegung geschehen ist, wäre es nicht notwendig, die ökonomischen Transformationen der 1970er und 80er Jahre zu beleuchten, in denen der Einfluss der Gewerkschaften erfolgreich zurückgeschraubt und die zunehmende Polarisierung von Reichtum und Einkommen begonnen wurde, die so viele Frauen und Männer in Armut stieß? Und sollten wir die ideologische Kriegsführung nicht in Rechnung stellen, die diese ökonomischen und politischen Verschiebungen begleitet hat? Der Backlash gegen den Feminismus, wie Susan Faludi (1992) ihn so treffend beschreibt, zielte auf die Frauenbewegung, aber auch auf die Bürgerrechtsbewegung, auf die Schwulen- und Lesbenbewegung, auf Schwarze und Latino-Mütter in Sozialhilfe sowie illegale Einwanderer als Hauptquellen sozialer Zerrüttung, und lenkte somit erfolgreich von den wirklichen Betreibern der sozialen Veränderungen ab. Die Verwirrung in der öffentlichen Meinung begegnete mir vor einigen Jahren in einem Einführungskurs der Frauenstudien, als einer meiner

männlichen Studenten verkündete, die Frauen seien der Hauptgrund für das Budget-Defizit der späten 1980er. Wenn die Frauenbewegung etwas von ihrem Einfluss verloren hat, ist dies eben auch auf die veränderte US-Politik zurückzuführen.

Da ich gerade von Frauenstudien spreche: mein vierter Punkt gilt Epsteins Klage, dass die akademischen Feministinnen elitär geworden seien und sich zugunsten des Erfolgs in Arbeit vergraben hätten. Die Einrichtung von Frauenforschungsstudiengängen und deren Besetzung mit Wissenschaftlerinnen hat sichere Orte im akademischen Betrieb geschaffen, an denen die Ideen und die Geschichte der Frauenbewegung an neue Generationen vermittelt werden können und wo die Konflikte, die sich aus den unterschiedlichen Blickwinkeln schwarzer Frauen, Lesben und jüngerer Frauen ergeben, erörtert und debattiert werden. Es stimmt, dass feministische Wissenschaften einige Überfliegerinnen hervorgebracht haben, die den Weg zum Ruhm im akademischen System gemeistert haben und reich dafür belohnt worden sind, dass sie die Sprachen der Postmoderne, des Poststrukturalismus und der *Queer Theory* beherrschen. Dasselbe gilt für Wissenschaftler aus den *Black Studies*. Doch wenn ein wesentliches Ziel der Frauen- und der Bürgerrechtsbewegung darin bestand, sich Zutritt zu verschaffen, das Recht von Frauen und Männern der Arbeiterklasse und unterschiedlicher ethnischer Herkunft durchzusetzen, die Positionen zu besetzen, die vorher nur von bürgerlichen weißen Männern erreicht werden konnten, dann können wir wohl kaum meckern, wenn einige die höheren Höhen des akademischen Lebens erreicht haben. Es ist unfair, dies zu erwähnen, ohne auch auf die ernsthaften Wissenschaftlerinnen zu verweisen, die sich in den Kampf um öffentliche Erziehung als wesentlicher Teil des öffentlichen Sektors geworfen haben.

Letztlich muss eine Analyse zur Lage der Frauenbewegung die gegenwärtige ökonomische und politische Lage ansprechen. Epsteins schwerste Anschuldigung ist, dass »Feministinnen die Vorstellung von einer anderen, besseren Welt verloren haben«. Doch über welche Feministinnen spricht sie? Es wäre wohl nützlicher zu sagen, dass die feministischen Visionen der 1970er überarbeitet und für eine neue Ära des politischen Kampfs aktualisiert werden müssen. Es ist bezeichnend, dass mit Angela Davis die einzige namhafte schwarze feministische Wissenschaftlerin an der Spitze einer neuen Bewegung steht, die die Abschaffung von Gefängnis- und Todesstrafe fordert (Davis/Dent 2001). In Berkeley bietet das Zentrum für *Women of Color* Arbeitsgruppen für Aktivistinnen an, in denen Zusammenhänge von Strukturanpassungsprogrammen in Niedriglohnländern und den »Reformen« der Sozialhilfe in den USA erarbeitet werden (vgl. Louie/Burnham 2000). Es gibt noch zig weitere Beispiele für das Engagement von Frauen an unterschiedlichen Punkten, vom Einwanderungsrecht bis hin zu Anti-Globalisierungskämpfen. Ich stimme Epstein zu, dass wir »eine Kritik des zunehmend schrankenlosen Kapitalismus und eine Alternative« brauchen, aber ich denke, dass viele Feministinnen in den USA und der ganzen Welt sich genau diesem Projekt zuwenden.

Feminismus als Kapitalismuskritik (Barbara Epstein)

Joan Achers und Hester Eisensteins Fragen sind nicht nur für eine Diskussion des gegenwärtigen Zustands der Frauenbewegung wichtig, sondern darüber hinaus für die fortschrittlicher Politik in den USA überhaupt. Je verschieden verweisen sie darauf, dass der Niedergang des Feminismus im Kontext einer Polarisierung von Reichtum und Macht sowie einer Zunahme rechtsradikaler Einflüsse stattgefunden hat. Ich wollte den Niedergang und die Abnahme an Radikalität der Frauenbewegung genau in diesen Kontext stellen. Aber wenn beide denken, dass dieser Kontext fehlte, war meine Darstellung nicht klar genug. Mich beschäftigte mehr, wie dieser Kontext die Frauenbewegung geformt hat, und wie diese darauf (nicht) reagiert hat. Acker und Eisenstein sind mehr daran interessiert, wie dieser veränderte Kontext die Gegnerschaft gegen feministische Positionen verstärkte.

Mit dem Hinweis auf den »Krieg gegen Arbeit« und wie er den Widerstand unter Männern der Arbeiterschicht gegen den Feminismus verstärkt hat, hebt Acker einen wichtigen Punkt hervor. Dies ist in der Tat ein großes Hindernis für die Verbreitung feministischer Positionen außerhalb der Mittelschicht, aber ich bin nicht überzeugt, dass es eine direkte Verbindung zwischen der Zunahme ökonomischer Möglichkeiten und der Akzeptanz feministischer Forderungen in den akademischen Berufen gibt. Zumindest im universitären Bereich, mit dem ich am meisten vertraut bin, sind viele qualifizierte Menschen arbeitslos. Tatsächlich sind gerade in den Bereichen, in denen viele Frauen tätig sind, und in denen der Feminismus besonders einflussreich ist, kaum gesicherte, gut bezahlte Arbeitsverhältnisse vorhanden. Das Fach Englisch hat z.B. einen extrem hohen Frauenanteil und auch viele promovierte Menschen, die keine feste Anstellung bekommen. Doch im Großen denke ich, dass Acker Recht hat mit der Vorstellung einer Verbindung zwischen Chancenvielfalt und der Offenheit gegenüber feministischen Positionen. Der Feminismus trat in den USA in einer Zeit zunehmender Chancen der akademisch gebildeten Mittelklasse wieder auf und sein offener und phantasievoller Charakter wurde durch diesen Kontext beeinflusst. Die ökonomischen Umstrukturierungen, auf die Acker und Eisenstein verweisen, führten zu einer verstärkten Konkurrenz und einer Alltagskultur, die diese als selbstverständlich hinnimmt, in der Welt der Akademiker wie der der Arbeiter und Angestellten. In diesem Zusammenhang hat der Feminismus einen vorsichtigeren, defensiven Ton angenommen.

Ich stimme Eisenstein zu, dass wir die Entwicklungen der Frauenbewegung im Lichte der Klassenpolarisierung und des politischen Umschwungs nach Rechts sehen müssen, der in den USA in den letzten Jahrzehnten stattgefunden hat. Doch ich bin mit den Schlüssen, die sie daraus zieht, dass es in einer solchen Umgebung natürlich sei, dass die Frauenbewegung ins Taumeln gerät, dass Feminismus aber auf lange Sicht erfolgreich sein wird, nicht einverstanden. Sie will die Probleme nicht innerhalb der Frauenbewegung suchen, weil sie glaubt, deren Ursachen lägen außerhalb der Bewegung, und auch weil sie annimmt, dass die gegenwärtige Schwäche vorübergehend ist. Dies ist widersprüchlich. Ohne das Eingreifen von Seiten

emanzipatorischer Bewegungen wird der Kapitalismus wohl härter werden, und es wird sich weithin die Sichtweise etablieren, dass er das einzig mögliche politische System ist. Anzunehmen, dass die Geschichte auf unserer Seite sein wird, halte ich für falsch. Wenn wir auf eine Klimaverbesserung warten, werden die emanzipatorischen Bewegungen nur noch schwächer werden. Eine entscheidende Frage für Feministinnen und alle Linken ist: wie ist es möglich, Bewegungen zu organisieren, die für eine egalitäre Gesellschaft kämpfen, wenn das Klima, in dem sie sich befinden, diesem Ziel immer feindlicher gegenübertritt? Eine Stärkung dieser Bewegungen ist nur möglich, wenn wir die Frage stellen, wo diese Bewegungen Fehler machten. Wir müssen Wege finden, wie wir die Situation wachsender Ungleichheiten der Reichtums- und Machtverteilung sowie zunehmender Übernahme der Marktwerte so kritisieren können, dass wir Menschen außerhalb unserer Kreise erreichen und die Möglichkeiten einer menschlicheren Gesellschaft aufzeigen können.

Eisenstein schreibt so, als wäre es rüpelhaft, den akademischen Feminismus zu kritisieren. Es ist jedoch unmöglich, die Lage der Frauenbewegung einzuschätzen, wenn dieser ausgespart wird. Die Universitäten sind in den USA der einflussreichste Bereich des Feminismus geworden, nirgendwo sonst gibt es einen höheren Anteil von Feministinnen. Wir leben in einer von Medien beherrschten Gesellschaft. Feministinnen in den Universitäten haben einen besseren Zugang zu den Medien und erfahren hier mehr Anerkennung als Feministinnen anderswo. Zum Verständnis der aktuellen Lage des Feminismus müssen wir uns den universitären Feminismus als eine sehr einflussreiche Subkultur ansehen – auf einzelne Wissenschaftlerinnen zu verweisen ist unzureichend. Es gibt viele feministische Bereiche in den Universitäten. In einigen werden egalitäre Werte aufrechterhalten und es gibt eine Verbindung der akademischen Arbeit mit der Welt außerhalb der Universität. Doch seit mehr als einem Jahrzehnt ist dies nicht die vorherrschende Tendenz gewesen, insbesondere nicht im Bereich feministischer Theorie.

Feminismus ist außerhalb der USA, wie Eisenstein meiner Ansicht nach richtig aufzeigt, in besserem Zustand. Ackers Forderung nach einem globalen (Ethnien und Klassen übergreifenden) Fokus feministischer Politik und ihren Vorschlag, die Frage der Sorge für andere in den Mittelpunkt zu stellen, halte ich für hervorragend. Dies würde es uns in der Tat ermöglichen, feministische Belange zu verbinden mit einer Kritik des Trends, alles zu entwerten, was sich der Marktlogik nicht unterordnen lässt. Es ist unwahrscheinlich, dass Feminismus so isoliert von anderen fortschrittlichen Bewegungen bliebe, wie er es in der Vergangenheit war. Es ist wahrscheinlicher, dass er eine Strömung, oder mehrere Strömungen, innerhalb einer breiten emanzipatorischen Bewegung sein wird und auch innerhalb von Organisationen zu Einzelthemen. Im Moment wächst die unternehmenskritische Antiglobalisierungsbewegung, die sich außerhalb der USA zusehends antikapitalistisch nennt, am schnellsten. Vielleicht wird die Frage der Sorge für andere als Thema dieser Bewegung auftauchen.

Aus dem Amerikanischen von Catharina Schmalstieg und Jutta Meyer-Siebert (B.Epstein)

Literatur

Cose, Ellis, »Shining a Light on Our ›Dark‹ Corners«, in: *Times*, 16.07.2001, 29

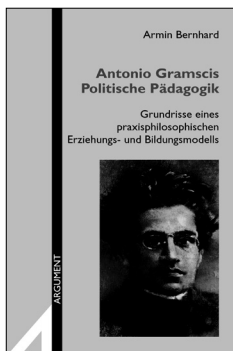
Davis, Angela, u. Gina Dent, »Prison as a Border: A Conversation on Gender, Globalization and Punishment«, in: *Signs* 26, Sommer 2001, 1235-41

Faludi, Susan, *Backlash*, New York 1992

Louie, Miriam, u. Linda Burnham, *Women's Education in the Global Economy*, Berkeley 2000; <http://www.coloredgirls.org>

Mitchell, Juliet, »Women: The Longest Revolution«, in: *New Left Review* 40, Nov./Dez. 1966, 11-32

Petchesky, Rosalind Pollack, *Abortion and Woman's Choice*, Boston 1990



Gramsci und Bildung

Armin Bernhard

Antonio Gramscis Politische Pädagogik

Grundrisse eines praxisphilosophischen Erziehungs- und Bildungsmodells

Argument Sonderband 301 · 17,50 € · ISBN 3-88619-351-9

Analysiert werden Gramscis pädagogische und bildungspolitische Überlegungen vor der Inhaftierung sowie die in den Gefängnisschriften und -heften vorgenommenen erziehungs- und bildungstheoretischen Reflexionen. Zugleich wird die Frage aufgegriffen, wie Gramscis Vorstellungen heute weiterzudenken wären und welche Bereicherung in seinem Denken für eine emanzipative Erziehungswissenschaft liegt.

Im Buchhandel oder direkt vom Argument-Versand: Reichenberger Str. 150
10999 Berlin · Fax 030 / 61 14270 · versand@argument.de · www.argument.de



Besprechungen

Philosophie

Arndt, Andreas, *Die Arbeit der Philosophie*, Parerga, Berlin 2003 (156 S., br., 14,90 €)

Arndt, Andreas, *Unmittelbarkeit*, transcript, Bielefeld 2004 (52 S., br., 7,60 €)

In Zeiten, in denen man sich von der »Arbeitsgesellschaft« verabschiedet, nachdem bereits von der Arbeiterklasse, vom Subjekt und der Philosophie Abschied genommen wurde, sind Arndts eng zusammenhängende Bücher eine willkommene Erscheinung. Mit der im Titel des ersten Buchs angedeuteten Doppelthematik legt er die Bilanz einer langjährigen Forschungsarbeit vor, zu der das marxische Konzept der gegenständlichen Vermittlung einen der Schlüssel liefert. *Arbeit der Philosophie* besteht teils aus überarbeiteten, bereits im *Argument* und andernorts erschienenen, teils aus bisher unveröffentlichten Studien. Arndt spricht nicht bloß metaphorisch von philosophischer Arbeit, sondern begreift »Arbeit als [...] Vollzugsform der Philosophie selbst« (7) bzw. »Philosophie als Arbeit am Allgemeinen« (130ff). Den Ausgangspunkt liefert Hegels Auffassung, dass »Arbeit Befreiung von unmittelbarer Natur, aber nur als Einsicht in die Notwendigkeit der Naturseite der Arbeit selbst« sei (12). Arndt arbeitet klar heraus, dass Hegel dem, was gewöhnlich unter Arbeit verstanden wird, systematisch eine defizitäre Form zusprach, die der Geist hinter sich lassen muss, um die ihm eigene Arbeit einer Erfassung des Absoluten zu vollziehen (15-18). Deshalb ist Prometheus für Hegel im Gegensatz zu Marx kein wirklicher Held. Marx' ursprüngliche Umkehrung Hegels in den *Pariser Manuskripten* bestand gerade in der Interpretation der hegelschen Dialektik der Negativität als Selbsterzeugung des Menschen durch Arbeit (16-21).

Die philosophische Auflösung des Endlichen im Absoluten, die bei Hegel die eigentliche Arbeit des Geistes ausmacht (26ff, 39ff), bewegt sich durch Gegensätze fort, deren Glieder allesamt wieder verflüssigt werden; es bedeutet zugleich eine »Vernichtung in der Entgegensetzung« (42), ein Zugrundegehen der endlichen Widersprüche. Dieses Programm erweist sich jedoch gerade dort als brüchig, wo es um wirkliche Arbeitsverhältnisse geht. Da Hegel die Sphäre der Privatinteressen bzw. der Ökonomie »als System der Natur innerhalb der Sittlichkeit« belässt (68), bleibt seine Konstruktion der bürgerlichen Gesellschaft ambivalent. Denn diese muss in ihrer Natürlichkeit durch den Staat gebändigt werden, bildet aber zugleich dessen »unverzichtbare Voraussetzung« (ebd.). Wenn allerdings die Widersprüche in der bürgerlichen Gesellschaft durch den Staat nicht aufhebbar sind, ist die Verlaufsform der hegelschen Widerspruchslogik selbst betroffen, da das anvisierte Zugrundegehen der Widersprüche realphilosophisch *nicht* zu realisieren ist. Eben hier setzt die Kritik Marx' an, die zunächst einmal die realphilosophische Unvollziehbarkeit des hegelschen Gegensatz- und Widerspruchsbegriffs nachweist (69), um »unter den Bedingungen der Endlichkeit« zur Feststellung der Nicht-Vermitteltheit von Extremen fortzuschreiten. 1861-63 entwickelte Marx dann die alternative Konzeption vom »realen Widerspruch« (ebd.).

Die Problematik entfremdeter Arbeit greift Arndt in der Perspektive der (früh-)romantischen Kritik daran auf, um unterschiedliche historische Zugänge zur Befreiung der bzw. von Arbeit zu erhellen. Aus der Spannung in den Befreiungsentwürfen von Novalis (Selbstüberbietung der Arbeit in kommunikativer Vergesellschaftung) und Schlegel (Komplementarität und Entgegensetzung von Arbeit und Nicht-Arbeit) wird die politische Einsicht destilliert, dass »vernünftige Alternativen *durch* und *aus* dem [...], was der Fall ist, ohne dies zur absoluten Notwendigkeit zu erklären« (92), zu erarbeiten sind. Umgekehrt

bedeutet diese ›Dialektik des Endlichen‹, dass »in der gesellschaftlichen Organisation der Arbeit eine Vernunftperspektive zur Geltung gebracht werden muss« (89). Zur Artikulation einer solchen Vernunftperspektive knüpft Arndt wieder an Marx an. Die theoretischen Mittel der *Pariser Manuskripte*, die Arbeit als Naturverhältnis erfassen, bleiben für ihn unzulänglich, weil in einer geschichtsphilosophisch geprägten Interpretation der *Phänomenologie des Geistes* verhaftet (98f, 102f). Dagegen gewinne Marx mit seiner Kritik der politischen Ökonomie die entscheidende Einsicht in die bleibende Nicht-Identität zwischen »weltgeschichtlicher Arbeit« und deren begrifflicher Erfassung, indem er die historische Spezifik von Gesellschaftsformationen und die Angewiesenheit ihrer Reproduktion auf gedanklich nicht konstruierbare äußerliche Bedingungen nachweist (103f).

Im Anschluss wird der Zusammenhang von Arbeit und Vernunft durch seine Problematisierung bei Kant und die Kant-Kritik Schlegels in geschichtsphilosophische Perspektive gestellt. Der Auffassung, dass »Geschichte *Wechselwerdung* von ›Natur‹ und ›Freiheit‹ sei« (113), aus der Schlegels ›poietische‹ Geschichtsphilosophie entsteht, wird das marx'sche Verständnis gegenübergestellt: Arndt sieht Marx' Bruch mit der aufklärerischen Tradition geschichtsphilosophischen Denkens darin, dass für ihn »die reduzierbare Einheit intellektueller und natürlicher Momente im wirklichen Arbeitsprozess« als das »gesellschaftliche Naturverhältnis [...] menschliche Geschichte« (117) zustande bringt. Zwar werde die damit eröffnete Perspektive zugleich verdunkelt, da Marx »Geschichte im Horizont einer Aufhebung von Entfremdung dachte und damit an der Struktur einer absoluten Vernunftgeschichte orientierte« (ebd.). Geht man aber vom Arbeitsprozess aus, ergibt sich ein geschichtlicher Zusammenhang, welcher »im Blick auf die jeweilige Bestimmtheit der Momente gesellschaftlicher Arbeit und der konkreten Form offen bleibt« (118). Eine auf dieser Folie sich entwickelnde geschichtliche Struktur ist vernünftig, ohne dass die Geschichte eine »nur der Vernunft« (ebd.) wäre – sie hat vielmehr geschichtliche Vernunft als eins ihrer Momente.

Im Schlusskapitel reflektiert Arndt auf die gesellschaftliche Stellung der Philosophie. Dabei geht es im Gegensatz zu ihrer (Re)Nobilitierung oder zu Versuchen ihrer Rettung als Betreuerin von Einzelwissenschaften um ihre »kritische Funktion« bzw. um »die spezifische Form der Negativität, die sie [...] als Arbeit hat« (134). Für Arndt ist die spezifisch philosophische »Kompetenz die der Kritik«, einer »Bewertung dessen, was ist, unter dem Gesichtspunkt [...] der Vernünftigkeit« (135). Sie macht ernst mit dem ihr eigenen Außen, ohne sich anzumachen, es in sich aufheben zu können. Ihr unabdingbares selbstreflexives Bewusstsein ist ja sowohl gegen die historische Relativierung als auch gegen die Täuschung gerichtet, dass ihre theoretischen Mittel jemals die Äußerlichkeit, die sie als Arbeit bedingt, tilgen können. – Arndts präzise Analysen verleihen dem von Marx erarbeiteten Arbeitsbegriff eine emphatisch philosophische Relevanz. Obgleich sie mit einem ganzen Spektrum von Denkern von Bacon über Fichte und Hölderlin bis zu Nietzsche und Habermas operieren, bieten sie auch für die nicht vollständig mit der Materie vertrauten Leser verständliche Erläuterungen.

Ähnlich gelagert ist das neueste Buch Arndts, das für die Reihe »Dialektische Grundbegriffe« des Verlags verfasst wurde. Ist Unmittelbarkeit ein Kernbegriff dialektischen Denkens, kann er nur in Beziehung zu dem der Vermittlung zur Darstellung gebracht werden. Der Band zeichnet die Hauptlinien der seit Kant andauernden Auseinandersetzung um die Möglichkeit nach, »die Unmittelbarkeit im Blick auf die beanspruchte Allgemeinheit zu vermitteln« (11). Die nachkantischen Lösungsversuche werden gebündelt zu den Vermittlungskonzepten von Hegel und Marx auf der einen sowie zu den unter der »Fahne der Unmittelbarkeit« (16) entwickelten Positionen von Denkern wie Schelling, Kierkegaard oder den Junghegelianern (32-35) auf der anderen Seite. Über ihren philosophiegeschichtlichen Stellenwert hinaus

erlangt die Darstellung eine aktuelle Relevanz, sofern der Streit um die vermittelte Konstitution des Ich mit jüngeren bewusstseinsgenetischen Positionen (Merlau-Ponty, Lacan, 21) verknüpft und die Inanspruchnahme der »absolut begrifflosen Differenz« als »anarchistische Gegenmacht« (35) durch Deleuze schon in der ursprünglichen Kritik am Vermittlungsdenken verortet wird (35ff).

Die am konsequentesten geführte Antwort auf jegliches Plädoyer für die Unmittelbarkeit findet Arndt bei Hegel, dessen »Dialektik der Negativität das Programm der aufklärerischen Skepsis realisiert, die das »unmittelbare«, fraglose Gegebensein von etwas nicht hinnimmt« (23). V.a. mit der Darstellung des komplizierten Zusammenhangs von äußerlicher, setzender und bestimmender Reflexion bei Hegel macht Arndt einsichtig, weshalb sich »das anfängliche Allgemeine als das Andere seiner selbst« (29) bestimmt, d.h. die Einholung anfänglich nicht explizierter Voraussetzungen die Unmittelbarkeit als vermittelt *und* vermittelnd erweist. Dieser als Selbstbewegung gedachte Prozess ist die Dialektik (29), die auch der junge Marx reklamiert, um sich von der Forderung der Junghegelianer nach Unmittelbarkeit abzugrenzen (37). Marx stellt dem hegelschen Begriff von Vermittlung allerdings einen eigenen entgegen. Wie auch im anderen Band wird Marx' Beitrag zur Herausarbeitung einer Reflexionsstruktur dargestellt, die die Erfassung realer Widersprüche im Endlichen ermöglicht. Marx' Gegenentwurf lasse sich als »gegenständliche Vermittlung« bezeichnen (41), die »eine Einheit real Unterschiedener« denken lässt, ohne dass diese sich dabei »als Momente einer reinen Selbstbezüglichkeit des Ganzen darstellen« (ebd.). Der »Unterschied«, die »Gegenständlichkeit füreinander« dieser Momente, wird gerade darin real, »dass sie geschichtlich miteinander vermittelt sind [...]. Ohne zu einer abschließenden Synthese zu kommen, in der sie ineinander aufgehen können« (42). Ist aber die Vermittlung gegenständlich und geschichtlich, erreicht die hegelsche Dialektik ihre Grenze, da sie den in dieser Vermittlung konstituierten realen Unterschied nicht aufheben kann. Indem Marx prinzipiell die Grenzen der Vermittlung wie auch der Unmittelbarkeit aufzeigt, erfasst er auch Möglichkeit und Bedingungen radikaler geschichtlicher Umbrüche (41ff). Seine Analyse zeigt, dass kein Produktionsregime, auch nicht das bürgerliche, »vollständig die Bedingungen seiner eigenen Realisation auf der Grundlage seiner eigenen Wirklichkeit zu setzen vermag« (43).

In der Folge stellt Verf. Positionen, die die Zugrundelegung von Unmittelbarkeit kritisieren, der marxischen gegenüber. Der anthropologischen Kritik Helmuth Plessners, der erneut Konjunktur hat, wird bescheinigt, dass sie »weitgehend auf einer phänomenalen Ebene ansetzt und den Prozess der Vermittlung selbst [...] ausblendet« (46). In knappen, zugespitzten Darstellungen der Ursprungskritiken Derridas und Adornos weist Arndt nach, dass die *différance* bzw. das Nicht-Identische zwar die Präsenz eines Ursprungs bzw. den Identitätszwang zerstreuen, jedoch bei der Ablehnung der Unmittelbarkeit stehen bleiben. Eine alternative Vermittlungstheorie bieten sie nicht an. Dagegen beharrt Arndt selbst auf der »Alteritätslosigkeit begrifflicher Vermittlung« (48): Für ein Denken, das ohne Voraussetzungen, Ursprünge oder erste Prinzipien auskommen will, gebe es keine Alternative zu einer solchen Vermittlung. Dies ist allerdings ein Desiderat, dem dialektisches Denken im Anschluss an Marx erneut zu entsprechen hat.

Beide Arbeiten bestechen in der Klarheit und Stringenz, mit der sie aus dem historischen Material der Philosophie neue Impulse gewinnen, stiften originelle Querverbindungen und regen zum Weiterdenken an. Sie stellen aber v.a. eine Herausforderung für die heute Philosophierenden dar, die weder philosophisch herzuleitenden noch schlicht gegebenen Voraussetzungen ihres Diskurses immer wieder mit zu reflektieren.

Dimitris Karydas (Berlin)

Boothman, Derek, *Traducibilità e processi traduttivi. Un caso: A. Gramsci linguista* [Übersetzbarkeit und Übersetzungsvorgänge. Ein Fallbeispiel: A. Gramsci als Sprachwissenschaftler], Guerra Edizioni, Perugia 2004 (197 S., br., 12,50 €)

Buchtitel sind Werbung. Die Mehrheit der an Gramsci Interessierten, die an Linguistik und Übersetzungsfragen ein allenfalls beiläufiges Interesse haben dürften, werden Boothmans Buch seinem Titel nach eher den Spezialisten zur Lektüre überlassen wollen. Dabei geht es um nichts weniger als um zentrale Fragen der gramscianischen Theoriebildung, seines Wissenschaftsparadigmas und seiner Begriffe, soweit er sie aus den zeitgenössischen politischen Theorien »übersetzt«, d.h. dialektisch aufgehoben hat.

Von den sechs Kapiteln des Buches gehen fünf auf schon früher veröffentlichte Arbeiten zu Linguistik und Übersetzung bei Gramsci zurück, was gewisse Wiederholungen und Überschneidungen begründet, während das letzte eine Zusammenfassung zu diesem Thema ist. Eingangs wird – wie schon von Franco Lo Piparo oder Utz Maas – zu Recht betont, wie wenig der Anteil der Sprachwissenschaft an der Herausbildung von Gramscis Weltauffassung (er hatte in Turin vier Jahre »Lettere« studiert und als studentische Hilfskraft die Vorlesungsskripte seines Lehrers Matteo Bartoli zur allgemeinen und romanischen Sprachwissenschaft verfasst) von der Gramsci-Rezeption seit Togliattis Verdikt von der »trockensten und abseitigsten« Wissenschaft zur Kenntnis genommen wird. Man muss nicht Franco Lo Piparos Meinung (*Lingua, Intellettuali, Egemonia in Gramsci*, Bari 1979) teilen, dass Gramsci als Sprachwissenschaftler geboren wurde und als solcher starb, zumal er auch das letzte seiner *Gefängnishefte* ausschließlich linguistischen Fragen gewidmet hat; auch nicht seiner von Boothman korrigierten Ansicht, derzufolge der Hegemoniebegriff vorwiegend linguistischen Anregungen zu verdanken sei; den Beweis zu führen, dass dennoch Gramscis Methode durch spezifisch linguistisch-philologische Perspektiven stark beeinflusst worden ist, gelingt Boothman im vorliegenden Buch jedoch recht überzeugend.

Schwieriger scheint es, Gramscis linguistische Ansichten in den Kontext der zeitgenössischen europäischen Linguistik einzuordnen. Saussure hat er nicht gekannt – es ist auch schwer vorstellbar, dass ihm dessen strenge Dichotomien von Synchronie und Diachronie, Langue und Parole, innerer und äußerer Sprachwissenschaft usw. zugesagt hätten, bedeuteten sie doch in letzter Konsequenz einen Rückfall in positivistische Haltungen des 19. Jh. Vielmehr ist er geprägt von Bartoli, dem vorsichtigen Erneuerer der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft, von Croce, der dem kreativen Subjekt wieder einen Platz in der Sprachentwicklung einräumt, vom Begründer der linguistischen Semantik Michel Bréal, und vergleichbar ist Gramsci mit Antoine Meillet und anderen Vertretern der französischen soziologischen Schule, besonders aber mit dem Bachtin-Schüler V. N. Vološinov (*Marxismus und Sprachphilosophie*, Leningrad 1929), die wie Gramsci die Sprache in der sozialen Praxis verankert sehen. Wenn allerdings seine soziale Begründung alles Sprachlichen als gegenläufig zu den vorherrschenden Strömungen in Italien und besonders in Deutschland gekennzeichnet wird, dann trifft das für Italien in beschränktem Maße, für die deutschsprachigen Länder aber kaum noch zu, hat sich doch bereits in den zwanziger Jahren ein *linguistic turn* vollzogen, der – mit Hugo Schuchardt, Theodor Frings, selbst Walter v. Wartburg und dem zu Unrecht vielgeschmähten »Idealisten« Karl Vossler – die Sprachwissenschaft auf solide soziokulturelle Grundlagen stellte. Die eigentliche Neuerung Gramscis besteht auf dem im engeren Sinne linguistischen Gebiet in der Anwendung des Hegemoniebegriffs als explikatives Prinzip für Sprachwandel und Entlehnung, in der dialektischen Deutung von Metaphorisierungsprozessen und

der soziokulturellen Begründung von Übersetzungsvorgängen. Von größerer Tragweite, besonders für die politische Theorie und Praxis, sind aber seine über die Linguistik hinausgehenden Ansichten von der Bedeutung der Sprache für den Aufbau bzw. die Aufrechterhaltung von Hegemonie.

Vom zweiten Kapitel an konzentriert sich Boothman auf die Interpretation der zahlreichen Äußerungen Gramscis zum Übersetzen. Im engeren technischen Sinne der Übertragung eines Textes aus einer Sprache in eine andere gewinnt dieses schon dadurch eine neue, interkulturelle Dimension, dass Gramsci darunter – wie er in einem Brief an seine Frau Julia betont – das Übertragen aus den Termini einer Nationalkultur in die einer anderen Nationalkultur verstehen will. Indem der übersetzte Diskurs in einen anderen soziokulturellen Kontext versetzt wird, ist er bereits ein anderer geworden. Damit verschiebt sich die Bedeutung von *Übersetzen* allmählich – und die Chronologie der Gefängnishefte sowie die Neufassung der A-Texte in den C-Texten weisen dies aus – in Richtung auf Rezeption in einer anderen historisch-gesellschaftlichen Situation, auf dialektische Aufhebung. Gramsci sieht eine adäquate Übersetzung nur dann als möglich an, wenn die Ausgangs- und die Zielkultur auf einer vergleichbaren sozialökonomischen Struktur (»Basis« bei Marx) beruhen, vollkommen ist sie dagegen nur, wenn aus einer weniger entwickelten in eine entwickeltere, fortgeschrittenere Kultur übersetzt wird. In diesem Sinne ist Gramsci zufolge allein die »Philosophie der Praxis« in der Lage, alle bisherigen Philosopheme in vollkommener Weise zu übersetzen, sich anzuverwandeln, sie aufzuheben.

Damit ist aus Gramsci heraus für Boothman der Weg frei, im 3. Kapitel zu untersuchen, aus welchen Kontexten sich jener selbst seine zentralen Begriffe »her-übersetzt« hat. *Hegemonie* ist – obwohl durchaus beeinflusst durch begriffliche Übereinstimmungen mit Linguisten wie Ascoli, Saussure, Meillet, aber auch schon Cattaneo – erst nach Gramscis Teilnahme an den Tagungen der Komintern und der Kenntnisnahme von Lenins Hegemonieauffassung entstanden, aber eben neu gefasst als *intellektuelle und moralische Führung* im Gegensatz zu *politischer Führung/Herrschaft*, die in Lenins Auffassung noch mitgehalten ist. Der Begriff der *Philosophie der Praxis* anstelle von *historischer Materialismus* verdanke seine Existenz dem Einfluss der italienischen Pragmatisten, besonders Vailatis, dem zufolge bestimmte Wortformen die Verständigung fördern oder auch hemmen können: Der neue Ausdruck erinnere weder an Vulgärmaterialismen noch an den Dogmatismus des *Lehrbuchs des historischen Materialismus* von Bucharin. *Historischer Block* wiederum, von Georges Sorel in anderen Zusammenhängen gebraucht, vermittele eindringlicher die Wechselbeziehungen zwischen der *Struktur* und den *Superstrukturen*, die Gramsci an die Stelle von *Basis* und *Überbau* setzt, zwischen denen in der »marxistisch-leninistischen« Tradition eine vorwiegend einseitige Beziehung vermutet wurde.

Wie die Aufhebung von Begriffen zur Umwandlung ihrer hierarchischen Ordnung führen kann, demonstriert Boothman am Beispiel von Croces *politisch-ethischer Geschichte*, die Gramsci in der Geschichte der Hegemonieverhältnisse aufhebt. Während jene für Croce die eigentliche Geschichte darstellt, ist dies für Gramsci jedoch nur ein – wenn auch wichtiger und, über Croces Ethisches hinausgehend, Konsens und Zwang einschließender – Teilaspekt von Geschichte neben derjenigen der sozialökonomischen Beziehungen.

Im Rückgriff auf Thomas Kuhns *Struktur der wissenschaftlichen Revolutionen* spricht Boothman von einem Paradigma Gramscis, dem Netz seiner analytischen Begriffe, an deren Spitze *Hegemonie* und *historischer Block* stehen und denen Begriffspaare wie

Struktur vs. Superstrukturen, Zivilgesellschaft vs. politische Gesellschaft, Herrschaft vs. Führung, organische Intellektuelle vs. traditionelle Intellektuelle sowie einzelne Begriffe wie *intellektuelle und moralische Reform, Philosophie der Praxis* usw. nachgeordnet sind. Es ist ein offenes System: wie sich Gramscis Begriffe bei der Ausarbeitung der *Gefängnishefte* auf immer neue Sachverhalte beziehen, sich verändern und neue Aspekte aufnehmen, so sind sie auch für weitere Entwicklungen als offen zu betrachten.

Das Buch ist das Werk eines Philologen über einen Philologen, dessen Originalität und Bedeutung sich aber bei weitem nicht im Philologischen erschöpft. Über die Untersuchung der linguistischen und speziell übersetzungsbezogenen Vorgaben in Gramscis Werk hat Boothman einen Zugang zu Gramscis theoretischem und forschungspraktischem Paradigma eröffnet, der es jedem Interessierten erleichtert, Genese und Funktion gramscianischen Denkens genauer zu erkennen. Klaus Bochmann (Leipzig)

Howie, Gillian, *Deleuze and Spinoza. Aura of Expressionism*, Palgrave Macmillan, London 2002 (242 S., Ln., 47,50 £)

Die Studie der an der Universität Liverpool lehrenden Verf. ist die erste Monographie zu Deleuzes Spinoza-Interpretation, die dieser v.a. in *Spinoza et le problème de l'expression* (1968, dt. 1993) vorgestellt hat. Dass die umfangreiche exegetische Literatur einschließlich derjenigen der Deleuze-Gemeinde das Buch allenfalls im Vorübergehen kommentiert, ist verständlich, gehört es doch zu den kryptischsten in der neueren philosophischen Literatur überhaupt. Das Buch ist eine Fortsetzung seiner Habilitation vom selben Jahr (*Différence et répétition*, 1968; dt. 1992), einem Philosophieren im Zeichen des Postmodernismus, dessen Leitmotive sich in Begriffen wie »Expressivität«, »Singularität« und »Differenz« niederschlagen. Insofern das Spinoza-Buch einen Schlüssel zu Deleuzes späterer Produktion darstellt, ist Howies Studie ein wichtiger Beitrag zur Klärung dessen, was er wirklich sagte.

Allerdings ist auch Howies Deleuze-Exegese auf ihre Weise problematisch. Sie hat beschlossen, Deleuzes *Spinoza* so zu lesen, dass die »Dissonanz« zwischen der Erscheinungsform des Werks und seinem systematischen Argument deutlich wird. In den »Lücken«, im »Schweigen« und den »voreiligen Diskussionsschlüssen« will sie das »Nicht-Gedachte« im Denken Deleuzes aufdecken (2). Die Lektüre zielt auf eine immanente Dekonstruktion des Textes und setzt folglich voraus, dass man Deleuzes Argumentation Schritt für Schritt folgt. Angesichts seiner eigentümlichen Arbeitsweise hätte die Verf. kaum eine Darstellung wählen können, die den Leser mehr überfordern würde, als diese. Punkt für Punkt analysiert sie die Grundkategorien des Spinoza-Buchs, und zwar in der gleichen Ordnung, wie sie dort auftauchen: Substanz, Attribute, Realdistinktion, Modi, Parallelismus, Fragen der Erkenntnistheorie und der Moral. Howie ist keineswegs unkritisch gegenüber Deleuzes Argumenten – sie bemerkt z.B. zu Recht, dass Deleuze nur den Anschein einer Spinoza-Analyse erweckt; sobald der Leser an der Oberfläche kratze, beginne die »reich verzierte Tapete« abzufallen (25). Aber zugleich zwingt ihre Methode einer immanenten Lektüre, auch grobe Eigenwilligkeiten deleuzianischer Spinoza-Auslegung für bare Münze zu nehmen, wie z.B. die Behauptung, Spinoza habe in seiner *Ethik* die scotistischen Begriffe der formalen Distinktion und der Univozität angewandt (vgl. 24ff). Mittels eines traditionellen ideengeschichtlichen Vergleichs hätte man die Haltlosigkeit der deleuzeschen Verbindung Spinoza/Scotus gleich aufzeigen können, aber Howie muss, von ihrer immanenten Lektüre gezwungen, Deleuzes Behauptungen erst mehrere Seiten lang reproduzieren, bevor sie zu dem Schluss kommt, sie seien »poor and vague« und ließen die Leser »verwirrt« zurück (37).

Ein weiteres Problem von Howies Lektüre besteht darin, dass sie nicht deutlich genug zwischen Spinoza und den deleuzeschen Deutungen unterscheidet. Sie lässt das absurde Bild eines ›scotistischen‹ Spinoza durchgehen und scheint dessen Einordnung als ethischer Naturalist zu übernehmen (130ff). Zudem akzeptiert sie Hegels Kritik an Spinoza, u.a. die Akosmismus-These (200), ohne zu bedenken, dass der objektive Idealist Hegel Gründe haben mag, Spinoza stiefmütterlich zu behandeln. Auch die politischen Folgen des deleuzeschen Entwurfs, der ausgehend von Spinoza eine diffus-anarchoide Auffassung des Politischen vorbereitet, wie sie sich später v.a. in der Konzeption von Negri und Hardt geltend gemacht hat, entgehen Howie größtenteils. Es gibt zwar ein ganzes Kapitel zu den »politics of expressionism« (181ff), aber dort wird Deleuzes Politikverständnis ausschließlich vom feministischen Standpunkt aus kritisiert: wegen der Bindung an archaisch-maskuline Denkmuster scheitert letztlich auch Deleuzes Versuch, »anders zu denken« und sei nur scheinbar innovativ (183). Hier könnte man einwenden, dass gerade der Versuch einer alternativen »Logik der Differenz« eine der interessantesten Seiten von Deleuze ist, von der wir trotz ihres Scheiterns (darin ist Howie zuzustimmen) etwas über die Natur des Logischen lernen können. Merkwürdig ist auch, dass Howie zwar die zentrale Stellung der Kritik an der Repräsentation bei Deleuze notiert (187), sie aber nicht mit dem ebenso zentralen Begriff der »Expressivität« verbindet, obwohl diese bei Deleuze gerade als Ersatz für die Repräsentation gedacht worden ist.

Trotz dieser Kritik muss man sagen, dass Howie wesentliche Seiten deleuzianischen Philosophierens präzise erfasst hat – dafür hat sie sich auch in den Rezensionen zu ihrem Buch den Ärger der Postmodernisten zugezogen (vgl. vor allem Todd May in *Notre Dame Philosophical Review*, 11.11.2002). Howie zeigt, wie Deleuze in Übereinstimmung mit dem allgemeinen Trend seit Ende der 1960er Jahre das Subjekt zum Verschwinden bringt und einen ethischen Naturalismus predigt, der nicht stark von Hobbes abweicht. Mindestens dreimal liquidiert Deleuze das individuelle Subjekt: erstens kann er, von seinen Prämissen ausgehend, nicht die Existenz der endlichen Modi befriedigend erklären; zweitens fällt er bei der Behandlung der Subjektivität auf einen reduktiven Materialismus zurück; und schließlich betont er, dass das Individuum der allgemeinen Notwendigkeit gänzlich unterworfen ist (131). Was die gesellschaftliche Relevanz des Deleuzianismus betrifft, hat Howie zweifellos Recht, wenn sie bemerkt, dass die »Philosophien der Affirmation« (zu denen auch Deleuzes Denken gehört), »insgeheim den Interessen des *Status quo* dienen« (193). Weit davon entfernt, einen radikalen Bruch mit dem Projekt der Moderne zu realisieren, wie Deleuze behauptet, leistet seine Methode »lediglich eine Verewigung der jetzigen Verhältnisse« (205).
Vesa Oittinen (Helsinki)

Atzert, Thomas, u. Jost Müller (Hg.), *Immaterielle Arbeit und imperiale Souveränität. Analysen und Diskussionen zu Empire*, Westfälisches Dampfboot, Münster 2004 (292 S., br., 24,80 €)

Wenn der Titel Einführendes und Klärendes zum kontroversen und häufig schwer verständlichen Buch von Hardt/Negri erwarten lässt, so enttäuscht die disparate Sammlung von Artikeln diese Erwartung. Nicht, dass nicht einzelne Beiträge lobenswert wären. Etwa der von Nick Dyer-Witheford, der am Beispiel der Computerspieleindustrie zeigt, wie eine »Multitude«, d.h. ein die institutionellen Grenzen des kapitalistischen Unternehmens überschreitendes produktives Netzwerk konkret aussehen kann, wodurch er viel mehr zur Klärung dieses Begriffs beiträgt als der Beitrag Antonio Negris, dessen Sprache mit ihrem freien Aneinanderreihen wichtig klingender Worte an den *techno babble* von *Star-Trek*

erinnert, wo etwa so gesprochen wird: »Lasst uns die Deflektorphanalax remodulieren und die Ionenkonzentration erhöhen, um einen dreiphasigen Tachionenimpuls auszusenden. Der resultierende Kaskadenfehler wird ihre Warp Gondeln überlasten.« Dieser Stil findet Nachahmer unter den Autoren des Bandes, und die Hg. behaupten sogar, *Empire* habe der neuen, globalisierungskritischen Bewegung eine gemeinsame Sprache gegeben (8).

Direkt mit dem Begriff *Empire* ist die These vom Ende des Imperialismus, der Konfrontation rivalisierender politisch-ökonomischer Mächte, und dessen Ersetzung durch Formen *imperialer Souveränität* verbunden. Durch die in den letzten drei Jahren wieder stärker zutage tretenden Interessengegensätze zwischen den Wirtschaftsblöcken und die gewaltgestützte Dominanz der USA wurde sie auf eine harte Probe gestellt (siehe z.B. *Argument* 257). Auf diese Diskussion wird kaum eingegangen. Mit dem für Hardt/Negri zentralen Themenkomplex »immaterielle Arbeit« befassen sich fünf Beiträge, wiederum ohne kritische Diskussion und eingehende Darstellung der damit verknüpften, zum Teil höchst problematischen Thesen, angefangen bei der Problematik dieses Reizworts, dessen »Unsinn« Negri selbst in *Readymix* eingestanden hat (»Die Arbeit ist immer materiell!«, vgl. *Argument* 235 sowie den Artikel »immaterielle Arbeit« in HKWM 6/I), über die Rede vom »Ende der Arbeitsgesellschaft« (150) oder die der »völligen Verschmelzung von Kultur und Politik« (155), die alle zusammen auf nichts weniger als die Behauptung einer Art Postkapitalismus hinauslaufen. Es bleibt beim Gemeinplatz, dass Wissen und andere »immaterielle« produktive Ressourcen irgendwie viel wichtiger geworden sind gegenüber der fordristischen Produktionsweise. Es wird nicht analysiert, wie die zweifellos wichtigen technologischen und organisatorischen Änderungen sich mit den keineswegs obsoleten »alten« Formen zu einer neuen Form kapitalistischer Produktionsweise verbinden.

Julian Müller (Berlin)

Hardt, Michael, u. Antonio Negri, *Multitude: Krieg und Demokratie im Empire*, Campus, Frankfurt/M-New York 2004 (429 S., br., 34,90 €)

Die Autoren gehen davon aus, dass Krieg »zum allgemeinen Phänomen, global und permanent« geworden ist (17). Dies mit all seinen Implikationen: Außerkraftsetzung von Verfassungen oder zumindest Einschränkungen der bürgerlichen Grundrechte. »Krieg wird m.a.W. zur allgemeinen Matrix der Machtverhältnisse und Herrschaftstechniken insgesamt, ob er nun Blutvergießen einschließt oder nicht. Der Krieg wird zu einem Regime der Biomacht, also einer Form der Herrschaft, die nicht allein auf die Kontrolle der Bevölkerung zielt, sondern darauf, alle Aspekte des gesellschaftlichen Lebens zu produzieren und zu reproduzieren.« (28) Obwohl dieser Krieg des Empires das »Haupthindernis der Demokratie« sei, offenbare sich heute zum ersten Mal die »Möglichkeit der Demokratie im Weltmaßstab« (7). Das ist das Projekt der *Multitude*. Diese, die sich aus einer Reihe von »Singularitäten« auf eine Weise zusammensetzen soll, »in der die Verschiedenheit bestehen bleibt« (117), sei bereits dabei, jene Zustände zu überwinden. Die Hoffnung liegt dabei im Gemeinsam-Werden der Arbeit. Die »immateriell« Arbeitenden, darunter verstehen die Verf. »alle, die mit Information oder Wissen umgehen, seien sie Bauern, die spezielles Saatgut entwickeln, oder Softwareprogrammierer, stützen sich auf das gemeinsame Wissen, das ihnen von anderen weitergegeben wurde, und schaffen dabei neues gemeinsames Wissen« (11). Diese das Leben überhaupt produzierende, insofern »biopolitische« Produktion und die »damit zusammenhängende Ausweitung des Gemeinsamen« sei »einer der Pfeiler, auf denen die Möglichkeit der Demokratie beruht« (12). Dies nicht als utopischer Horizont, sondern

die »Produktion des Gemeinsamen steht heute im Zentrum jeder Form von gesellschaftlicher Produktion« (11). Nicht mehr Kapitalakkumulation, wie in der Sicht von Marx, sondern Gemeinsam-Werden wäre demnach nun Moses und die Propheten. Damit wird der »Krieg gegen den Krieg« (376) gemacht, denn dieses Ungeheuer Multitude, »das Unförmige und das Ungeordnete [jagt] schreckliche Angst ein« (217). »Betrachtet man nämlich unsere postmoderne Gesellschaft frei von jeder nostalgischen Sehnsucht nach den modernen sozialen Körpern, die sich aufgelöst haben, oder dem Volk, das fehlt, so erkennt man, dass wir gerade eine Art soziales Fleisch erleben, ein Fleisch das kein Körper ist, ein Fleisch, das gemeinsame, lebendige Substanz ist.« (216) Und dieses Lebendige ergreift die Toten und die Tötenden.

Die materielle Produktion schaffe die »Mittel des gesellschaftlichen Lebens«, während die »immaterielle« das »gesellschaftliche Leben als solches« schaffe (116f). Dieser Hinweis ist einer der wenigen, die sich auf die materiellen Bedingungen »immaterieller« Produktion beziehen. Doch statt die wechselseitige Bedingtheit herauszuarbeiten, wird kurzerhand das Hegemonialwerden der »immateriellen Arbeit« verkündet. Das Gemeinsam-Werden überwiegt vermeintlich bereits real das Trennende. Die Verdinglichung und Entfremdung der menschlichen Beziehungen und des menschlichen Seins findet ebenso wenig Beachtung wie die Einförmigkeiten »immaterieller Arbeit«, die nicht Bedürfnisbefriedigung und Selbstverwirklichung zum Ziel hat, sondern nach wie vor dem Zweck unterworfen ist, aus Geld mehr Geld zu machen. Auch scheinen die Verf. nicht zu sehen, dass Geld nicht einfach »Form der Repräsentation des Gemeinsamen« (171) ist, sondern eine Macht, die nur zusammenschließt, indem sie trennt, und die »den gesellschaftlichen Charakter der Privatarbeiten und daher die gesellschaftlichen Verhältnisse der Privatarbeiter sachlich verschleiert, statt sie zu offenbaren« (MEW 23, 90). Wenn für die Verf. »die ökonomische Produktion der Multitude [...] nicht nur Modell für die politische Entscheidungsfindung« ist, »sondern [...] immer mehr selbst zur politischen Entscheidungsfindung« (373) wird, so verwaltet sich dabei das Elend höchstens selbst. Marcus Grätsch (Berlin)

Sanbonmatsu, John, *The Postmodern Prince. Critical Theory, Left Strategy, and the Making of a New Political Subject*, Monthly Review, New York 2004 (272 S., br., 22,95 \$)

Es geht um die Klärung der Ursachen des Niedergangs der Linken Ende der 1970er Jahre und der Bedingungen für eine strategische Erneuerung linker Politik als Grundlage »einer ethischen und politischen Einheit innerhalb progressiver Bewegungen«. Verf., Schüler Barbara Epsteins, der heute am *Worcester Polytechnic Institute* in Mass./USA Philosophie lehrt, nähert sich dieser Aufgabe zunächst mit einer Kritik der Postmoderne, die er gegen den enthistorisierenden Strich ihres Selbstverständnisses liest. Statt sie einfach als Reflexion gesellschaftlicher Umbruchprozesse und verkörperte Kritik jenes Totalitätsbegriffs zu begreifen, der für die Verbrechen der Moderne mitverantwortlich gemacht wird, nähert sich Verf. ihren kulturellen Wurzeln. Der Unterschied zwischen der »neuen« und »alten Linken« sei ohne ein Verständnis des Lebensgefühls der *sixties* nicht zu verstehen. Dieses habe sich auf »Expressivität« gegründet und sei letztlich eine romantische Revolte gegen die Moderne selbst gewesen (21). Die Dominanz des Postmodernismus in der Linken habe zur Niederlage der strategisch orientierten gegen die dezentralistisch-individualistischen Strömungen geführt. Unter den Konsequenzen leide die amerikanische Linke noch immer: Fragmentierung (Identitätsgruppen, Friedensbewegte, »K-Gruppen« etc.), Abkopplung von der (jetzt als repressiv und bigott bekämpften) Mehrheitsgesellschaft, schließlich (Selbst-)Isolierung als Elite.

Verf. möchte die Postmoderne allerdings nicht auf die Subjektivität einer der fordistischen Massenuniversität entsprungene, neuen individualistischen Konsum-Mittelschicht reduzieren. Den postmodernen ›Überbau‹ rückt er in den Kontext der Wende zum High-Tech-Kapitalismus und des zunehmenden Zur-Ware-Werdens des Wissens. Er fragt nach den Wurzeln der fatalen Trennung von Theorie und Praxis, die er als Grund für die Rat- und Wehrlosigkeit der Linken gegenüber dem neokonservativen *Roll-back* ermittelt: Der ›westliche Marxismus‹ (Anderson) sei von Beginn an durch die Negation subalternen Erfahrung gekennzeichnet gewesen, die mit der »barocken Theorie« der »französischen Ideologie« (des Strukturalismus) ihre höchste Stufe erreichte (103ff). In dieser wurde der Mensch als handelndes und die materiellen Verhältnisse reflektierendes Wesen ausgelöscht. Ihr universitärer Teilerbe, der Dekonstruktivismus, reduziere Praxis auf ein theoretisches Dekodieren, worin ihn die expressive Tendenz der *sixties* mit ihrer Orientierung auf die »befreiende Wirkung« linguistischer Symbolik bestärkte (55). In der Verständnislosigkeit in Bezug auf gegenhegemoniale Strategien seien sich die feindlichen Brüder Identitätspolitik und Dekonstruktivismus einig. Nicht beizukommen war so dem rasanten Einbruch der Warenlogik in die Universität, welche die intellektuellen Produkte isolierter Wissenschaftler den Gesetzmäßigkeiten der Warenästhetik und dem Zwang zur permanenten Trendinnovation unterwarf (83) und den Gebrauchswert ihrer Theorien seitdem deren Inszenierung in der radikalen, unverständlichen Pose unterwirft (94). Die daraus resultierende »barocke Theorie ist eine Form ›kritischen‹ Wissens, das die Erinnerung an ihren ursprünglichen Gebrauchswert verloren hat« (75).

Bestand das Ziel von Gramscis *modernem Fürsten* noch in der intellektuellen und moralischen Führung, an deren Ende eine *Zweite Reformation* und die pädagogische Auflösung des Gegensatzes zwischen Führung und Geführten stehen sollte, perpetuiert der Postmodernismus die Verschleierung der materiellen Verhältnisse und den Gegensatz zwischen Intellektuellen und subalternen Klassen durch seinen Jargon sowie die Ablehnung politischer Strategien. Verglichen mit Gramscis gegenhegemonialem Denken muss das postmoderne Denken, dem nur die Offenlegung von »Wahrheitsregimen« bleibt, deshalb als idealistisch, antistrategisch und antihegemonial verstanden werden: »Wenn man sich an Gramsci heute als den Theoretiker der Hegemonie erinnert, mag Foucault als der Theoretiker der Anti-Hegemonie par excellence in Erinnerung bleiben.« (103)

Verf. sieht für die Linke keine Zukunft, wenn sich ihre Intellektuellen nicht auf ihre Verantwortung, Einheiten zu schaffen und eine verständliche Sprache zu sprechen, besinnen, und wenn nicht Erfahrung rehabilitiert und zu einem Begriff des gesellschaftlichen Ganzen, der Grundlage eines verstehenden und erklärenden Denkens, zurückgekehrt wird (192ff). Darin unterscheidet sich der »postmoderne Fürst« von geschichtsphilosophischen Konzeptionen wie der »Multitude«: Die Einheit kann nicht philosophischer Natur sein und auf des Weltgeists »hybrides Begehren« hoffen, muss sich vielmehr real konstituieren lassen (114). Anders als Stephen Gill möchte Verf. dabei nicht auf die formlose Einheit der verschiedenen Praktiken gegen den Neoliberalismus vertrauen. Die Überschätzung der globalisierungskritischen Bewegung sei Ausdruck des in den 1960er Jahren etablierten »Optimismus des Verstandes« (19). Den »postmodernen Fürsten«, der sein Präfix dem Umstand verdankt, dass sich die Bedingungen für eine gegenhegemoniale Politik seit Gramsci verändert haben, charakterisiert keine ›moderne‹ Identität, sondern die Dialektik von Einheit und Differenz. Deren Wurzeln sind bereits bei Gramsci angelegt, der sich vom Leninismus darin unterschied, dass er das Partikulare nicht dem Allgemeinen unterordnete und eine Einbindungsmöglichkeit der alten ›neuen sozialen Bewegungen‹ bietet.

Homogenität bei Gramsci meint nicht metaphysische Identität sondern eine rein strategische Einheit. »Sie tritt in Erscheinung, wenn die bestehenden Bewegungen begreifen, dass sie unterschiedliche Facetten einer einzigen, noch größeren Bewegung sind, deren einzelne Teile sich positiv aufeinander beziehen müssen, wenn sie als Ganzes und als Teile erfolgreich sein wollen.« (183)

Sanbonmatus eigenwillige Formulierung eines sog. »Metahumanismus«, der sich an der Wertschätzung alles Leidensfähigen (einschließlich nicht-menschlicher Wesen) und einem philosophischen Begriff der »Liebe« orientiert, mag als Gegenpol zum Trennungseffekt der Postmoderne zu esoterisch klingen (203ff). Auch wird man vergeblich nach Antworten auf die Frage suchen, welche Kräftekonstellationen und Widersprüche welche konkreten Strategien nahelegen, oder wie sich die auf den »neuen Konstitutionalismus« (Gill) gerichteten transnationalen Auseinandersetzungen mit den Defensivkämpfen der nationalen Gewerkschaften und den anomiegefährdeten prekär Beschäftigten und Erwerbslosen verknüpfen lassen. Dies müssen andere leisten. Der eigentliche Zweck dieses Buchs ist die eindrucksvolle Bestärkung der Notwendigkeit solcher Überlegungen.

Ingar Solty (Marburg)

Kunst und Kultur

Fischer-Lichte, Erika, *Ästhetik des Performativen*, Suhrkamp, Frankfurt/M 2004 (377 S., br., 14 €)

Die Berliner Volksbühne hat im Januar 2005 zu einem Ein-Euro-Abend eingeladen. Ein bei jungen Leuten beliebter Radiomoderator teilte dem zahlreich erschienenen Publikum mit, das Theater könne der neuen sozialen Wirklichkeit nur beikommen, indem die Zuschauer selbst aktiv werden: Für eine Stunde Warten vor leerer Bühne wurde an der Kasse ein Euro ausbezahlt. Die große Mehrheit blieb sitzen. War es »Willfährigkeit gegenüber neoliberalen Zumutungen«, oder war es die »Bedeutungsmaschine Theater, die denen, die sich ihr ausliefern, auch dann noch Sinn spendet, wenn sie gar nichts eigenes produziert«, fragte Mark Siemons und verstand das Ereignis als Experiment auf die »Macht des Kunstversprechens über die Seelen« (*FAZ*, 22.1.2005, 33). Wäre es so, müsste man annehmen, dass das sinnverstehende Zuschauen auch dann noch funktioniert, wenn es gar nichts zu sehen gibt. Was den Ort als Theater definiert, ist eben die materielle Anordnung von Bühne und Zuschauerraum, die nicht dadurch zu suspendieren ist, dass die Bühne leer bleibt. Die Veranstaltung hatte ausschließlich performativen Charakter, d.h. sie war mit dem Vorgang selbst identisch, der die Zuschauer in sich hineinnimmt. Aber auch wenn kein Text zur Aufführung kommt, heißt das nicht, dass die soziale Situation, in die sich die Zuschauer versetzt sehen, nicht allererst ›verstanden‹ werden müsste. Das heißt auch: das Zeug hat, sie zu ›Verstehenden‹ zu machen. Die Auszahlung eines Euros am Ende der Performance rückte den Un/Sinn einer Gesellschaft ins Bewusstsein, die solche Veranstaltungen nötig hat.

Solche Performance- und Aktionskunst, deren Aufschwung seit den 1960er Jahren nicht nur in den bildenden Künsten, sondern auch in Musik, Literatur und Theater zu beobachten ist und die Verf. als eine »performative Wende« beschreibt (29), bekommt mit der vorliegenden »Ästhetik des Performativen« (ÄdP) ihre theoretische Grammatik. Verf. formuliert sie in Termini einer antihermeneutischen Kunstlehre: Statt »Werke« zu schaffen, die eine vom Schaffensakt ablösbare Form gewinnen, werden »Ereignisse« hervorgebracht;

»Inszenierung« ist nicht nur theatrale Transposition eines schon Vorhandenen (eines dramatischen Werkes etwa), sondern eine »Erzeugungsstrategie« (324), die die Situation entwirft, »in der sich etwas ereignen kann« (328); indem die Rezipienten/Zuschauer der Vorstellung nicht nur beiwohnen, sondern in den Vorgang selbst involviert sind, erschließt sich eine Dimension »ästhetischer Erfahrung«, die sich nicht mehr mit dem alten Begriff der »Einfühlung« verrechnen lässt (336); die Zuschauer interpretieren nicht, sondern interagieren mit den Schauspielern und bringen so die »selbstbezügliche und sich permanent verändernde *feedback*-Schleife« hervor (59), als welche die Aufführung beschrieben werden kann; »Wirklichkeit« wird nicht abgebildet, sondern im performativen Akt selbst konstituiert; kein »Vorgegebenes, Inneres« wird zum Ausdruck gebracht, sondern etwas Neues hervorgebracht; nicht Texte, sondern Aufführungen sind das Fundament einer ÄdP (41); selbst dort, wo ein vorgängiger Text inszeniert wird, gilt: »Die Körper- bzw. Materialhaftigkeit der Handlung dominiert [...] ihre Zeichenhaftigkeit.« (21) Daher die Irritationen, die schon die Inszenierungen Max Reinhardts ausgelöst haben, indem ein neuartiges, körperbetontes Spiel die Aufmerksamkeit der Zuschauer vom Sinn des auf der Bühne Gezeigten auf die Sinnlichkeit des Spieles selbst verschob. Die körperliche Präsenz kam der bedeutungstragenden Funktion ins Gehege. Max Herrmann begründete die Theaterwissenschaften in Deutschland denn auch als »Wissenschaft von der Aufführung« (43), die sich vom Text emanzipiert, so wie etwa gleichzeitig in den Religionswissenschaften das Verhältnis von Mythos und Ritual eine Umkehrung erfuhr: die Lehre erschien nun als eine der im Ritual selbst vollzogenen Handlung nachgeordnete Erscheinung. Ausgehend von Herrmanns Überlegungen wird betont: »Der Aufführung kommt ihr Kunstcharakter – ihre *Ästhetizität* – nicht aufgrund eines Werkes zu, das sie schaffen würde, sondern aufgrund des Ereignisses, als das sie sich vollzieht.« (53)

Solche Ereignishaftigkeit wird als »performative Hervorbringung von Materialität« in seine Bestandteile zerlegt: »Körperlichkeit« der Präsenz von Zuschauern und Schauspielern, die im »Material der eigenen Existenz« (Plessner, 129) agieren müssen; »Räumlichkeit« in der doppelten Bedeutung von geometrischem und performativem Raum, der das »Verhältnis zwischen Akteuren und Zuschauern« organisiert (187) und dessen Wirklichkeit immer dann greifbar wird, wenn eine Uraufführung einen Skandal auslöst und den wohltemperierten Saal in die hitzige Atmosphäre eines »Versammlungslokals« transformiert (wie ein Kritiker anlässlich von Hauptmanns *Vor Sonnenaufgang* bemerkte); »Lautlichkeit«, die keineswegs in bedeutungstragender Sprache sich erschöpft, sondern im beschleunigten Puls, der Gänsehaut oder sich verkürzender Atemzüge sich materialisiert (210); schließlich »Zeitlichkeit«, die insofern bedeutsam ist, als die Aufführung ein »emergentes Phänomen« darstellt, das auftaucht, sich für eine »je unterschiedliche Zeitdauer« stabilisiert und wieder verschwindet (227). Ob eine Aufführung mehrere Tage dauert, ohne Pause, oder ob die Handlungen lediglich in Form von »time brackets« festgelegt sind, die jeweils nur die Dauer, nicht aber den Inhalt der Handlung vorgeben – die klassische Forderung nach Einheit von Ort, Zeit und Handlung, die auf die Hervorbringung eines geschlossenen Sinnzusammenhangs orientierte, könnte nicht eindrucksvoller »zum Kollabieren« gebracht werden, um einen Lieblingsausdruck der Verf. zu benutzen. Der erzählende Charakter, der dem Drama noch eignete, zerbröckelt in »Zeit-Inseln, deren jede einem eigenen Rhythmus, Tempo und Intensität folgt« (231) und so deutlich macht, dass die »Einheit« der Handlung nichts ist als die Konstruktion eines um Fassung ringenden Zuschauers.

Eine ÄdP ist, bei aller Betonung des nicht-hermeneutischen Charakters ihres Gegenstands, selbst notwendig ein interpretatorischer Akt, der die Zeichen der Zeit, die »Entgrenzung der Künste« (29), auf den Begriff, d.h. in einen Sinnzusammenhang bringt.

Wenn man der traditionellen Literaturgeschichtsschreibung zu Recht vorwerfen konnte, sie reduziere Kulturelles auf Artefakte, die den Sprung in eine literarische, d.h. hochkulturelle Existenzform geschafft haben, so tendiert eine ÄdP dazu, alles zu ›Kunst‹ zu machen und Wirklichkeit allein unterm Aspekt ästhetischer Vermittlung zur Kenntnis zu nehmen. Die Abstraktion des Literarischen setzte ein Gefüge voraus, in dem der Text und damit die Kompetenz, Texte auszulegen, als oberste Instanz institutionalisiert war. Wie sich das Auslegen von Texten nicht außerhalb der Materialität von Institutionen, Praxen und Diskursen bewegt, die ein ›hermeneutisches Dispositiv‹ bilden, in dem sich der ›Sinn‹, d.h. die geschichtliche Geltung einer Aussage oder Auffassung konstituiert, so die Abstraktion des Performativen. Die Privilegierung des Ereignishaften, mittels einer englischen Vokabel zum ›event‹ gesteigert, ist unverkennbar Reaktion auf einen Zustand, in dem die real existierende Kluft zwischen Ereignis und Dabeisein immer größer geworden ist, auch wenn (oder gerade weil) die Bilder in Echtzeit übertragen werden und der heimische Bildschirm die Dimensionen einer mittelgroßen Leinwand angenommen hat. Die Figur des befugten Interpreten, der immer neue Texte, Kommentare, Erläuterungen lieferte, wird durch den Reporter abgelöst, der mit der Kamera, dem Repräsentanten des Zuschauers, die Welt durchstreift und immer neue Ereignisse liefert. Verf. hat nur die ›leibliche Ko-Präsenz von Akteuren und Zuschauern‹ im Blick (Kap. 3), also den Ausnahmezustand in einer durch den Bildschirm integrierten Welt.

Die Metaphorisierung des Theater-Begriffs, die ihre Evidenz aus einer ›Theatralisierung und Ästhetisierung unserer Lebenswelt‹ (316) bezieht, wird als ›Wiederverzauberung der Welt‹ begrüßt, als ›Befreiung von Verstehensleistungen, als Enthüllung der ›Eigenbedeutung‹ von Mensch und Dingen‹ (325). In der Begeisterung der Verf. über die Körperlichkeit performativer Kunst, die im ›Zuschauer‹ wieder ›Wundern, Staunen, Entsetzen, Schocks‹ auszulösen vermag (342), bleibt das Denken ausgeblendet. Brecht, der es als Handeln ernstnahm, spielt in dieser Ästhetik keine Rolle. Viel ist von Materialität die Rede, reduziert allerdings auf eine Unmittelbarkeit des (Er)Lebens, das mit den zeitlichen Grenzen des ›events‹, von dem es sich aktiv in Bann schlagen lässt, jede Kraft verliert. Die ›Welt‹, die verzaubert wird, ist nicht die Welt des Alltags, die aller Entgrenzung von Kunst und Nicht-Kunst zum Trotz das Leben der Menschen bestimmt. Wo die ›kulturelle Wende der Geisteswissenschaften‹ die Begriffe Herrschaft und Ideologie durch Kultur nur substituiert, statt in der Kultur die Spuren und Modi der Auseinandersetzung um Herrschaft zu entziffern, können die wirklichen Kämpfe, die in einer Gesellschaft ausgetragen werden, nicht in den Blick kommen.

Fürs Verständnis ideologischer Prozesse hat sich der Gedanke der Performativität seit langem als grundlegend erwiesen. ›Knie nieder, bewege die Lippen zum Gebet, und Du wirst glauben‹, formuliert Althusser im Anschluss an einen Gedanken Pascals: ›Glaube‹ ist kein Erstes, Unabgeleitetes, sondern entspringt einer Folge materieller Handlungen. In der Faschismusforschung hat sich gezeigt, dass die Wirksamkeit ideologischer Bedeutungsarbeit der Nazis mit deren Performativität zu tun hat: Hitlers ›Wir wollen in Zukunft keine Klassen mehr sehen‹ wird nicht nur behauptet, sondern ist in Appellen, Ritualen, Praxen als performativer Akt organisiert (vgl. Argument-Sonderband 60, *Faschismus und Ideologie* 1, 1980, 73f). ›Klassenlosigkeit‹ wird als unmittelbar gegenwärtig bedeutet. Die ›Ästhetisierung der Politik‹, die Benjamin hier am Werk sah, findet in einer ÄdP eine willkommene theoretische Systematisierung. Auch wenn die Verf. mit der ›Politisierung der Kunst‹, wie sie Benjamin im Gegenzug vorschwebte, wenig im Sinn hat, verlangt die ÄdP doch geradezu aufs Feld kritischer Sozialwissenschaft gezogen zu werden.

Peter Jehle (Berlin)

Eco, Umberto, *Die geheimnisvolle Flamme der Königin Loana. Illustrierter Roman*, aus dem Ital. v. Burkhard Kroeber, Hanser Verlag, München-Wien 2004 (505 S., geb., 25,90€)

So wenig sich Individuen danach beurteilen lassen, was sie sich selbst dünken, so wenig Bücher nach dem, was auf dem Deckblatt steht. Wer in Ecos »romanzo illustrato« den Roman sucht, wird enttäuscht sein. Die literarische Umsetzung vermag die Konstruktion nicht zu verbergen. Ein Unfall versetzt den alternden norditalienischen Bildungsbürger Yambo in eine kulturtheoretisch höchst anregende Situation: Aus dem Koma erwachend, stellt er fest, dass er sein autobiographisches Gedächtnis verloren hat, während der Prozess der kulturellen Semiose bestens funktioniert und auf Teufel komm raus Bedeutungen und Assoziationen produziert. Bloß ergibt sich daraus keine Richtung mehr und kein Sinn. So wird Yambo zum Jedermann, der durch die Rekonstruktion seiner Vergangenheit versucht, wieder zum Subjekt zu werden. Dass dies eher zur scharfsichtig interpretierten Materialsammlung führt als zu einer herkömmlichen Autobiographie, liegt auf der Hand. Rekonstruiert werden soll nicht in erster Linie eine individuelle Kindheit im Faschismus, sondern die Kindheitsbedingungen einer ganzen Generation. Der Vorzug der gewählten Verfahrensweise liegt erstens darin, dass Eco nicht die gängigen Trivialmuster des autobiographischen Genres bedient und Geschichte zur Kulisse persönlicher Entfaltung verkürzt. Zweitens beharrt er zurecht auf einem Durcharbeiten des kulturellen Materials als einer Vorbedingung dafür, Kindheit und Jugend mit ihren engen Verschlingungen in die zeittypischen Warenwelten und Trivialmythen angemessen zur Darstellung zu bringen. Damit greift Verf. ein wachsendes Bedürfnis von Menschen auf, die in einer Gesellschaft des Massenkonsums sozialisiert wurden. Seine Anordnung des Materials allerdings bleibt allzu schematisch: »Ich nahm mir vor«, so der Protagonist, »methodisch wie ein Historiker vorzugehen [...] Also wenn ich Bücher und Hefte der vierten Grundschulklasse las, 1940-41, sah ich die Zeitungen derselben Jahre durch und legte [...] Schlager derselben Jahre auf.« (199) Besichtigt wird auf diese Weise in säuberlich zerlegtem Zustand die Propagandamaschinerie der 30er und 40er Jahre, das Pathos und die »Dauerlektion in Optimismus und Fröhlichkeit« (226).

Bekanntlich hat Adornos Kulturindustrie-Diagnose aus dieser Situation die Konsequenz gezogen, dass Vergnügtsein bereits Einverständnis bedeute. Ecos scharfsinniger Protagonist versucht, die Zwischentöne zu ergänzen, das Potenzial an subversiver Deutung, das sich im Faschismus zwischen Popularkultur und Propaganda aufgebaut hatte: In den Zeitungen waren Leser, die den wahren Sachverhalt erfahren wollten, darauf angewiesen, zwischen den Zeilen zu lesen. Ähnlich könnte der erfolgreiche Schlager vom »schludrigen Pippo« in den Ohren vieler Hörer das faschistische Pathos ins Lächerliche gezogen haben; oder Topolino Giornalista, die Mickey Maus, die sich als Journalist gegen kriminelle und korrupte Machenschaften zur Wehr setzt: »Wer hatte mir je zuvor von einer freien Presse erzählt, die es schafft, sich jeder Zensur zu entziehen?« (269) Yambo und mit ihm Eco traut den Comics einiges zu: »In diesen Heften voller Grammatikfehler bin ich anderen Helden als denen begegnet, die mir von der offiziellen Kultur vorgesetzt wurden, und vielleicht haben mich diese Zeichnungen in vulgären Farben (die aber so hypnotisch waren!) zu einer anderen Sicht von Gut und Böse gebracht.« (267) Zusätzliche Anregung erhält die Lektüre durch den Abdruck zahlreicher Bildmaterialien – Buchumschläge, Plattenhüllen, Reklametafeln, Illustrationen etc. –, die teilweise vom Verf. zu Collagen zusammengezogen werden. Mitgeteilte Fakten von der Art, dass Topolino mit der deutsch-italienischen Kriegserklärung gegen die USA mit sofortiger Wirkung ersetzt, d.h. vermenschlicht und italianisiert wurde, erscheinen hinreichend gedeckt von der Fiktion, dass Yambo auf dem

Dachboden im Haus seiner Großeltern nach den Spuren seiner Sozialisierung sucht. Andere Details sind wohl interessant, muten aber im gegebenen Kontext professoral an, etwa die bezeichnenderweise mit einem »übrigens« eingeleitete Feststellung, »daß die Franzosen damals Flash Gordon mit Guy l'Éclair übersetzt hatten« (271). Solche »übrigens« kommen öfters vor, und ähnlich aufgesetzt wirken im langen Mittelteil auch die spärlichen Versuche, eine äußere Handlung in Gang zu halten; etwa wenn Yambo in Manier seiner trivialen Detektiv-Vorbilder schließlich selbst eine geheime Kammer entdeckt.

Dass es sich dabei um die »geheime Kapelle« handelt, einen Raum, wo einst Partisanen vor ihren faschistischen Häschern versteckt worden waren, leitet über zum Schlussteil des Buchs. Darin folgen wir Yambo zurück ins Koma. War er bisher mit seiner Assoziationsfülle Teil eines kulturellen Kollektivs, ohne ein Subjekt zu sein, so dreht Eco mit diesem Kunstgriff die Vorzeichen um: Nun erinnert sich Yambo an seine persönliche Vergangenheit, ja sie ist ihm so völlig zuhänden, dass er sie beliebig nacherleben kann; bloß ist er dabei vollständig allein, isoliert sogar von seinen Nächsten, von denen er vermutet, dass sie ums Spitalbett versammelt sind. Hier fügt Verf., neben einer Vielzahl von Reminiszenzen an die Obsessionen und Trivialmythen eines Heranwachsenden, das Portrait des volkstümlich-anarchischen Partisanen Gragnola ein. Es bereitet den Boden für die sorgfältig ausgearbeitete Schlüsselszene dieses letzten Teils, wo sich Yambo am Ende der Kindheit zum ersten Mal als handelndes Subjekt begreifen lernt, indem er die Partisanen auf Schleichwegen an den Faschisten vorbeiführt. Diese Erinnerungen ziehen den Protagonisten jedoch immer tiefer hinein in einen Strudel aus Bildern, Zitaten und Mythen, aus dem zu erwachen ihm nicht mehr möglich ist. Hier verhilft Ecos Einbildungskraft den kulturellen und politischen Verhältnissen der Gegenwart zu ihrem verzwickten Ausdruck: Das Subjekt zerfällt ins passive Kollektiv, den überwältigten Einzelnen, der dem Prozess kommerziell und medial vorangetriebener Semiose keine Richtung zu geben vermag; und ins isolierte Individuum, dessen Versuch, sich seiner Handlungsfähigkeit biographisch zu versichern, es weiter vom handlungsfähigen Kollektiv entfernt. Thomas Barfuss (Chur)

Grasskamp, Walter, *Das Cover von Sgt. Pepper. Eine Momentaufnahme der Popkultur*, Wagenbach, Berlin 2004 (128 S., geb., 18,50 €)

Mit dem Beatles-Album *Sgt. Peppers Lonely Hearts Club Band* erschien 1967 ein »Gesamtkunstwerk«, dessen Umschlag fortan als »the best record sleeve of al time« (zit. 8) firmierte. Der profaneren kulturtheoretischen und kunstgeschichtlichen Betrachtung von Grasskamp (Jg. 1950), die aus dessen 10 Jahre zurückliegender Münchner Antrittsvorlesung hervorgegangen ist, gilt sie mindestens als »Schlüsselwerk« (31) der Pop Art; als deren »Manifest« geradezu, das, hochartifizuell, die Gesetze der Kulturindustrie und die Logik des Kunstgebarens zugleich vollzieht und kritisch offenbart.

Zwei Thesen dieser ebenso weitausgreifenden, kunsthistorische Reminiszenzen und popkulturelle Nachahmungen einbeziehenden, wie pointenreichen Analyse seien herausgestellt. Die erste erkennt in dem vom famosen Peter Blake in Teamarbeit mit den Beatles gestalteten Cover eine »Umkehrung des Avantgarde-Konzepts« und Unterlaufung des »Klischees, demzufolge künstlerische Unabhängigkeit und radikale Innovation nur um den Preis des öffentlichen und ökonomischen Misserfolgs zu haben wären« (20). Die zweite entdeckt den Beginn »eines völlig neuen Umgangs« mit der Problematik des »Images« bzw. der Künstleridentität in der Popkultur (50). Zum ersten: Die Beatles gaben »dem kommerziellen Erfolg einen neuen Sinn«, indem sie ihn zum »Anlass für einen Ausstieg aus der blanken Verkaufskalkulation und als Grundlage für eine gewisse

künstlerische Souveränität« (20) nahmen. Indem sie ihren Kunstanspruch »innerhalb der Kulturindustrie« (31) behaupten, verhalten sie sich parasitär-kritisch nach beiden Seiten: als Pop gegen die ›Art‹, und als ›Art‹ gegen den Pop. Das Cover ignoriert die »Demarkationslinie zwischen Hochkunst und Massenware« (30), nivelliert »kulturelle Hierarchien und bis dahin streng geschiedene Gattungen« – siehe die »bühnenbildartige Collage« von »berühmt gewordenen Künstlern und bloß prominent gewordenen Tagelöhnern der Kulturindustrie« (31), die eine Art »Gegenkanon« zur hochkulturellen Kanonbildung errichtet, mehr noch, die »vorgängigen Kanonzersetzung durch die Kulturindustrie« dokumentiert: »Um ihre Konsumangebote zu platzieren, musste es ihr Bestreben sein, die Vorherrschaft der eingebürgerten Kulturinstitutionen Museum, Theater und Opernhaus zu brechen und deren Generalnenner, die Bildung, zu desavouieren.« (Ebd.) Damit, so glaubt Grasskamp, »vollstreckte die Kulturindustrie die Träume der antibürgerlichen Avantgarden radikaler, als diese sie überhaupt zu träumen gewagt hatten« (ebd.).

Die zweite Innovation des Covers liegt im inszenierten »Imagewechsel« (50), der für die Gruppe sowohl künstlerisch wie »kommerziell« nötig wurde (45). Mit dem »Kunstgriff einer fiktiven Identitätsveränderung« (21), eben der Erfindung der *Lonely Hearts Club Band*, versuchten die Beatles eine »Selbstentfesselung« (20) aus der »Marketinghaft« (28), in die sie das von ihrem Manager verpasste Image genommen hatte (auf dem Cover repräsentiert durch ihre Wachfiguren aus Madame Toussauds Kabinett, die wie vor ihrem eigenen Grab stehen), »um künstlerisch wieder handlungsfähig zu werden« (21). Aber nur durch ihre abermalige Befolgung waren »die Gesetze der Kulturindustrie auf poetische Weise außer Kraft zu setzen« (ebd.). Poetisch meint hier u.a. »die Ironie der Fehlplatzierung« (was an Brechts verfremdende »Historisierung« gemahnt; vgl. HKWM 6/1), durch die die Beatles ihr neues »Gegenimage« gestalten: »in einer halb militärischen, halb höfischen Uniform, die dem 18. Jahrhundert entstammen könnte« (21), präsentiert sich Sgt. Peppers Band inmitten der Versammlung aktueller Pop-Ikonen ›out of date‹.

Aus dem Umstand, dass dieses »ursprünglich kritische Gegen-Image«, auch ohne Zutun der Beatles (wie im Film *Yellow Submarine*), sofort wieder vermarktet wurde (48), zog das Cover des nachfolgenden Albums die Konsequenz: eine völlig weiße Papphülle ohne Bilder und Schrift (69) sollte es nach dem Konzept seines Designers, des großartigen Pop-Artisten Richard Hamilton, sein; »Verpackung pur« gewissermaßen, die nicht nur das gängige »Marketingmuster der Popmusik« (68) unterlaufen, sondern überhaupt jede warenästhetische Überblendung negieren sollte. »In der rigorosen Vermeidung der üblichen Fan-Ikonik« sieht Grasskamp mehr als »nur eine zeitgemäße Reflexion über Warenästhetik«, nämlich auch den Impuls eines auf den »byzantinischen Bilderstreit« zurückgehenden »Bildverbotes«, das so den extremen Kontrast zu Blakes »Ikonostase des Marktes« bildet (70).

Thomas Weber (Berlin)

Pädagogik

Ahrbeck, Bernd, *Kinder brauchen Erziehung. Die vergessene pädagogische Verantwortung*, Kohlhammer, Stuttgart 2004 (172 S., kt., 19,80 €)

Das Buch knüpft an den Begriff der *Erziehungsvergessenheit* an und liest sich wie eine Fortschreibung der Thesen *Mut zur Erziehung*, mit denen der Konservatismus Ende der 1970er Jahre die anti-emanzipatorische Tendenzwende in der Bildungspolitik einleitete (vgl. *Argument* 113/1979). Die Spitzen gegen die Pädagogik der 68er-Generation sind kein Zufall. Dennoch bieten die Thesen des Berliner Erziehungswissenschaftlers Anlass zum Nachdenken über ein Feld, das die Kritische Pädagogik in verantwortungsloser Weise unbestellt lässt: das der Erziehung. Insbesondere thematisiert Ahrbeck eine unentwickelte Dimension im Denken und in der Praxis emanzipatorischer Pädagogik, die genau an dem Punkt ihrer Theoriebildung undialektisch gerät, wo das Dilemma pädagogischen Handelns zu identifizieren ist: im Verhältnis von Zwang und Selbstbestimmung.

Das Phänomen der sogenannten *Erziehungsvergessenheit* versucht Ahrbeck deutlich zu machen, indem er auf ein grundlegendes Muster reduzierter pädagogischer Wahrnehmung verweist. Es besteht im Ignorieren der Widersprüche, Konflikte und Reibungen, die im Prozess der Entwicklung und Sozialisation des Menschen begründet liegen und auf die die Erziehung eine Antwort ist. So unterschiedliche Bereiche wie die Säuglingsforschung, der radikale Konstruktivismus, die kundenorientierte Soziale Arbeit bringen Ahrbeck zufolge ein Menschenbild hervor, das auf einer gefährlichen Harmonisierung von Sozialisationsprozessen beruht, in denen nur die schöpferischen, kompetenten, selbstbestimmenden Fähigkeiten des Kindes in den Vordergrund gestellt werden, während die basalen Abhängigkeiten, Gefährdungen und Problembelastungen menschlicher Entwicklung ausgespart bleiben. Dieses Menschenbild setzt die Stärken des menschlichen Wesens bereits voraus und ignoriert seine Schwächen als Bezugspunkt pädagogischen Handelns.

Dieses durch verschiedene Theorieströmungen seit der 68er-Pädagogik entstandene Menschenbild schließt eine Schiefelage in der Erziehungsarbeit systematisch ein, in der der Pol der Emanzipation, der Autonomie, der Mündigkeit gegenüber dem der fundamentalen Abhängigkeit des Kindes völlig überbewertet wird. Indem Ahrbeck die Ideale emanzipatorischer Pädagogik mit der Praxis der pädagogischen Arbeit mit gefährdeten Kindern und Jugendlichen konfrontiert, verdeutlicht er die problematische Depotenzenierung des Erziehungsgedankens. Die Prinzipien der Freiwilligkeit, der Parteilichkeit, der Alltagsorientierung stoßen dort auf ihre Grenzen, wo Kinder und Jugendliche sich in prekären psychosozialen Gefährdungssituationen befinden, in denen aufbauende Hilfe, verlässliche Bindungen und gestaltende Eingriffe erforderlich wären. Eine pädagogische Arbeit, die auf diese die Subjektivität der Heranwachsenden konfrontierenden Eingriffe verzichtet, steigert die Desorientiertheit der ihr anvertrauten Kinder und trägt zur weiteren Destabilisierung ihrer Entwicklung und Sozialisation bei.

Ideologisch wird die Studie, wo sie Gesellschaftstheorien der ›primär‹ sozialen Verursachung abweichenden Handelns infrage stellt und Kinder und Jugendliche in gefährdenden Lebenssituationen gar gleichermaßen als Opfer wie als Täter verstanden wissen will. Abgelehnt wird eine Sichtweise, in der Jugendliche »fast ausschließlich als Opfer ungünstiger Entwicklungsvorgaben der Erwachsenenwelt« angesehen werden (70). Auch die Aufforderung des Erziehungswissenschaftlers, in der pädagogischen Arbeit die »Kraft des Bösen«, die »primäre Aggressivität« (30), »das Böse« in der Persönlichkeit von Kindern (58) als Tatsache anzuerkennen, muss zurückgewiesen werden, weil sie

implizit die repressive Formung kindlicher Natur nahe legt. Sie weckt Erinnerungen an die Mentalität Schwarzer Pädagogik, von der Ahrbeck seinen Erziehungsgedanken nicht klar abgrenzen kann, auch wenn er sich gegen eine »Rückkehr zur alten autoritären Erziehung« ausspricht (161). Dennoch sollte das Buch insofern zur Kenntnis genommen werden, als es die Kritische Pädagogik an ihrem wunden Punkt trifft: an ihrer panischen Angst gegenüber einer Erziehung, die die Heranwachsenden mit Zwängen konfrontieren muss, weil die gezielte Bearbeitung und Überwindung von Gefährdungslagen eine unhintergehbare Bedingung des Aufbaus von Mündigkeit ist. Eine pädagogische Gutmenschenmentalität verhindert bislang die Aufarbeitung der Erziehungsressentiments im Kontext Kritischer Erziehungswissenschaft. Um diese Leerstelle auszufüllen, bedarf es der Arbeit am Erziehungsbegriff ebenso wie der Neuorientierung von Erziehung in den Feldern der pädagogischen Praxis. Der Bereich der Erziehung ist zu wichtig, um ihn weiterhin in der Hegemonie von Konservatismus oder moderner Technokratie zu belassen.

Armin Bernhard (Essen)

Faulstich, Peter, u. Joachim Ludwig (Hg.), *Expansives Lernen*, Schneider Verlag Hohengehren, Baltmannsweiler 2004 (310 S., br., 19,80 €)

Die subjektwissenschaftliche Grundlegung des Lernens von Klaus Holzkamp (1993) wird in der Pädagogik stark beachtet, in der Psychologie dagegen eher ignoriert. Faulstich und Ludwig, beide Professoren für Erwachsenenbildung, sehen in ihr eine wichtige Innovation und stellen in ihrem Buch den Schlüsselbegriff des Ansatzes, das »expansive Lernen«, zur Diskussion. Sie halten das Konzept für anschlussfähig an Bildungsdiskurse der Erwachsenenbildung und verstehen es als alternatives Paradigma zum vorherrschenden instruktionspsychologischen Lernverständnis, in dem Lernen nur als abhängige Variable des Lehrens betrachtet wird und das – nach Holzkamp – einem »Lehr-Lern-Kurzschluss« unterliegt.

Die Erwachsenenbildung zeigt sich heute aufgeschlossen für alternative Paradigmen, welche die Eigenaktivität der Lernenden in Rechnung stellen. Selbstreguliertes, selbstorganisiertes und selbstbestimmtes Lernen hat hier ebenso Konjunktur wie das konstruktivistische Lernverständnis. Es stellt sich die Frage, ob die subjektwissenschaftliche Lerntheorie nur eine Spielart davon darstellt. Faulstich und Ludwig sehen zwar eine Nähe zu diesen Diskursen, aber sie betonen gleichzeitig die Differenz. Der Unterschied liegt darin, dass das Begriffspaar selbstbestimmt/fremdbestimmt eine Außenperspektive einnimmt, während defensiv/expansiv vom Standpunkt des Subjekts, also aus der Innenperspektive nach den subjektiven Lerngründen fragt (23). Die subjektwissenschaftlichen Begriffe sind nicht substanzialistisch und normativ zu verstehen, sondern als analytische Kategorien, mit deren Hilfe Probleme und Möglichkeiten des Lernens vom Standpunkt des Subjekts aus befragt werden können.

Die sehr klare und problembezogene Einführung von Faulstich und Ludwig wird ergänzt durch ein Interview, das Rolf Arnold, der Herausgeber der Reihe, mit Klaus Holzkamp geführt hat. Auf dieser Grundlage wird in den folgenden Beiträgen die Bedeutung des subjektwissenschaftlichen Lernkonzepts reflektiert.

Joachim Ludwig setzt sich mit der Beziehung zwischen Bildung und expansivem Lernen auseinander und versteht den Lernbegriff als Spezifizierung des Bildungsbegriffs, als »heuristischen Rahmen für kritische Bildungspraxis« (53). Bedeutung und Bedürfnis sind nach Holzkamp zentrale inhaltliche Bestimmungen des Psychischen. Der Bildungsbegriff und das expansive Lernen korrespondieren mit beiden (45). Bedeutungs- und

Begründungsanalysen stellen demnach den Kern subjektwissenschaftlicher Forschung dar. Gerhard Zimmer setzt sich mit der Rolle gesellschaftlich gesetzter Aufgaben für das Lernen auseinander. Er zeigt, dass zumindest im Berufs- und Erwachsenenbereich gesellschaftliche Aufgaben und individuelle Ziele des Lernens sich aufeinander beziehen müssen, dass das Eine ohne das Andere nicht denkbar ist. Lernen ist kein isolierter subjektiver Prozess, heißt aber auch nicht nur Erfüllung gesellschaftlicher Anforderungen. Er betont, dass in neoliberalen Herrschaftsverhältnissen expansives Lernen durchaus funktional und erwünscht sein kann, es also auch ein affirmativ kanalisiertes expansives Lernen gibt. Auf jeden Fall entspricht die expansive Lernstrategie den modernen Entwicklungen insgesamt mehr als die defensive (65). Dieser Widerspruch expansiven Lernens ist in Bildungsprozessen, verstanden als Prozess der »Selbstpositionierung der Subjekte«, durch die herrschaftskritische Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Aufgaben im Dialog mit Lehrenden zu bearbeiten.

In den folgenden Beiträgen von Peter Faulstich, Roswitha Peters und Dieter Gnahn wird deutlich, dass der subjektwissenschaftliche Ansatz bei den Erwachsenenpädagogen im Verdacht steht, die Bedeutung und die Rolle des Lehrenden zu unterschätzen. Es kommt die Absicht zum Ausdruck, das Lehren zu rehabilitieren. – Kurt Müller bemüht sich aufzuzeigen, wie der Lehrende Lernverhältnisse herstellen kann, die dem Lernenden angemessen sind. Wenn die Lernenden keine ›Theorie‹ wollen, sondern Praxis, dann verpackt man die Theorie in Fallbeispiele. Er geht davon aus, dass der Lehrende im subjektwissenschaftlichen Ansatz dazu da sei, das anzubieten, was der Lernende will. Da fallen einem gleich pädagogische Sprüche ein, wie ›den Schüler dort abholen, wo er steht‹. Genau das ist aber nicht der Kern einer subjektwissenschaftlichen Lernkonzeption. Der Lehrende ist kein Erfüllungsgehilfe spontaner Einfälle der Lernenden. Er macht vielmehr ein Angebot, das er vom verallgemeinerten Subjektstandpunkt aus für notwendig hält und das er zusammen mit den Lernenden erarbeiten kann und will. Der Lernende muss seinerseits mindestens die Chance haben auszusteigen, wenn es für ihn selbst nichts bringt.

Im Kapitel zur »Lernforschung vom Subjektstandpunkt« (150-233) wird weniger forschungsmethodisch argumentiert, sondern hauptsächlich die Frage gestellt, wie expansives Lernen gefördert werden könnte. Expansives Lernen bezeichnet aber keine Lernstrategie, die man didaktisch wenden könnte, sondern meint viel mehr. Jens Brockmeier hat das in Erinnerung an Klaus Holzkamp so ausgedrückt: »Es ist dies eine Art unkorrupten Lernens, eine intellektuelle Anstrengung, für die es keine Zensuren und Examina gibt. Sie wird nicht durch institutionellen Zwang oder Belohnung angeregt und angeleitet. Was dieses Lernen antreibt, ist ein radikal inhaltlich orientiertes Interesse, ein Interesse an ›Weltverfügung‹ und damit [...] an ›Selbsttunesein‹.« Der Subjektstatus ist nicht einfach ontologisch vorhanden, sondern er muss expansiv lernend hergestellt und immer wieder gesichert werden.

Sehr wichtig sind die kritischen Reflexionen zur Lerntheorie Holzkamps im letzten Kapitel (232-88): die Auseinandersetzung mit dem subjektwissenschaftlichen Ansatz von konstruktivistischer, foucaultscher und bourdieuscher Position aus. Der Konstruktivist Rolf Arnold meint, dass »Holzkamp in seinem Modell des ›expansiven Lernens‹ letztlich nicht wirklich erklären [kann], wie man dieses fördert, ohne es selbst bereits im Keim zu verfälschen« (240). Dem würde Holzkamp wohl sofort zustimmen, obwohl es kritisch gemeint ist. Hermann J. Forneck sucht auf der Basis des foucaultschen neuen Machttypus nach einer Lerntheorie jenseits des Subjekts. Er vertritt die These, dass gegenwärtig eine tief greifende Veränderung der Strukturen des Bildungssystems die bisher zentralen Begriffe

der Disziplin ihrer Funktion beraubt (246). Dabei wird deutlich, dass die Lerntheorie Holzkamps einer gesellschaftstheoretischen Erweiterung bedarf durch die Lernen noch besser im gesellschaftlichen Zusammenhang begriffen werden könnte.

Jürgen Wittpoth und vor allem Helmut Bremer greifen auf Bourdieu zurück und betonen, dass Lernen von Anfang an im Kontext sozialer Milieus theorisiert werden müsste, nicht nur in Bezug auf die Institution Schule, wie Holzkamp das getan hat. Die Milieuforschung eröffnet sicher neue Forschungsfelder – auch für die Erwachsenenbildung.

Josef Held (Tübingen)

Bos, Wilfried, Eva-Maria Lankes, Manfred Prenzel u.a. (Hg.), *Erste Ergebnisse aus IGLU. Schülerleistungen am Ende der vierten Jahrgangsstufe im internationalen Vergleich*, Waxmann, Münster 2003 (312 S., br., 19,90 €)

Bos, Wilfried, Eva-Maria Lankes, Manfred Prenzel u.a. (Hg.), *IGLU. Einige Länder der Bundesrepublik Deutschland im nationalen und internationalen Vergleich*, Waxmann, Münster 2004 (236 S., br., 16,90 €)

Seit Mitte der neunziger Jahre werden wir alle Jahre wieder mit immer neuen Mitteilungen über mittelmäßige Kenntnisse und Kompetenzen deutscher Schülerinnen und Schüler aufgeschreckt. Waren es jahrelang die Handwerkskammern, die über fragwürdige Rechen- und Schreibleistungen der Lehrlinge klagten, so unterfütterten später die internationalen und nationalen Vergleichsstudien wie TIMMS, PISA, MARKUS, LAU und andere die Sorge, auch die künftige Elite taue nicht sonderlich für den globalen Wettbewerb. Seither werden die Kinder und Jugendlichen in den bundesdeutschen Schulen, auch mittels regionaler Vergleichsarbeiten, immer wieder ›gewogen‹ und oft für ›zu leicht‹ befunden. ›Macht den Unterricht also besser!‹ ist die Folgerung jener, die strukturell alles beim Alten lassen wollen. ›Schafft die Schule für alle!‹ die jener, die nach Kanada, Finnland oder Südkorea schauen, wo integrierte Schulsysteme und individuelle Förderung miteinander verbunden werden, und dennoch – oder gerade deshalb – geringere Versagerquoten und zugleich breite Spitzenleistungen erreicht werden. – PISA, das bis ins Jahr 2009 fortgesetzt wird, konzentriert sich auf die 15-Jährigen. Die Schulkarrieren entscheiden sich jedoch in der Grundschule. Insofern war es richtig, mit IGLU die Kompetenzen der Viertklässler im Lesen und Schreiben, in den Naturwissenschaften und in Mathematik in den Blick zu nehmen. Zwei der geplanten drei Bände liegen nun vor; sie sind erfreulich lesbar, methodisch überzeugend aufbereitet und ermöglichen ein eigenständiges Urteil.

Im internationalen Vergleich schneiden die Zehnjährigen in den Grundschulen besser ab als die bei PISA in den zersplitterten Sekundarschultypen unterrichteten Fünfzehnjährigen. Dennoch wird auch am Ende der vierten Klasse deutlich: Fast ein Fünftel erreicht kaum die sogenannte Kompetenzstufe I und wird später voraussichtlich zu den Schulversagern und beruflichen Verlierern gehören. Auch in der Grundschule zeigt sich schon, dass Kinder mit geringem sozialen bzw. kulturellen Unterstützungspotenzial, wie viele Migrantenkinder, trotz gleicher Testleistungen schlechter benotet und seltener für höhere Schulen empfohlen werden.

Angesichts der parteipolitischen Dauerkonflikte zwischen CDU- und SPD-regierten Ländern konnte es nicht ausbleiben, dass manche Bundesländer zeigen wollten, dass ihre Bildungspolitik zu besseren Ergebnissen führt. Das ist schon bei PISA vorgeführt worden. IGLU setzt dies, allerdings nur im Vergleich der Länder Baden-Württemberg, Bayern, Brandenburg, Bremen, Nordrhein-Westfalen, Hessen und Thüringen fort. Dabei sind auch die Ausstattungen der Schulen, die unterrichteten Wochenstunden, teilweise auch die Form

der Differenzierung im Unterricht u.a. untersucht worden – ohne dass diese Daten mit den Schülerleistungen in Beziehung gebracht worden wären, so dass ein vernünftiges Urteil über die Bedeutung von Einzelmerkmalen nicht möglich ist. In Zukunft sollten daher längerfristig angelegte Untersuchungen finanziert werden, die bestimmte Unterrichtsformen (und Lehrerkompetenzen) auf ihre Wirksamkeit befragen.

Deutlich wird, dass einzelne Bundesländer, etwa Bayern, zwar insgesamt günstige Ergebnisse hervorbringen, zugleich jedoch die soziale und vor allem ethnische Selektivität noch höher ist als im Bundesdurchschnitt. Warum das so ist, kann die Studie nicht beantworten – aber es zeigt, dass es nicht genügt, allein auf Durchschnittsergebnisse zu blicken. Es ist nicht erst seit PISA bekannt, dass in Bayern besonders viele Kinder eine Hauptschulempfehlung erhalten und besonders wenige ins Gymnasium kommen, und diese Praxis des gegliederten Systems ist offenbar sozial benachteiligend. IGLU zeigt außerdem, dass Kinder mit mittleren Testleistungen oft (in Bayern zu 31 %) nicht einmal eine Realschulempfehlung erhalten, sondern der Hauptschule zugeführt werden.

Die Autoren fassen zusammen, dass das gegliederte deutsche Schulsystem mit seinem »eher ständestaatlich als wissenschaftlich zu verortenden Begabungskonzept [...] nicht die erwarteten Erfolge gebracht« hat (2004, 224). Sie trauen sich aber nicht, die Schule für alle, die individuell und intern differenziert, zu fordern. Grundlegende Systemveränderungen könnten nur bei »Konsens aller betroffenen gesellschaftlichen Gruppierungen« gelingen (ebd.). Übertrüge man diese Haltung auf alle Politikbereiche, wäre die Demokratie am Ende. Demokratie lebt von Mehrheitsentscheidungen. Für Mehrheiten muss man werben. Die Schule für alle ist, auch in Deutschland, die Schule der Zukunft.

Ulf Preuss-Lausitz (Berlin)

Auernheimer, Georg (Hg.), *Schieflagen im Bildungssystem. Die Benachteiligung der Migrantenkinder*, VS, Wiesbaden 2003 (234 S., br., 16,90 €)

Wir wissen es nun alle, dass als Ausdruck mehrfacher Benachteiligung im deutschen Bildungswesen das »katholische Arbeitermädchen vom Lande« der sechziger Jahre ersetzt wurde durch den »Migrantenarbeiterjungen aus der Großstadt«. Nicht zuletzt die PISA-Studien haben gezeigt, dass es anderen Staaten mit ähnlichen Einwanderungsquoten besser gelingt als Deutschland, erfolgreiche Bildungskarrieren auch der Migrantenkinder zu sichern.

An diese Ausgangslage knüpft der vorliegende Band an. Die Autoren, durchweg seit langem in der interkulturellen erziehungswissenschaftlichen Schulforschung ausgewiesen, untersuchen die PISA-Daten im Detail, verbinden sie mit dem Forschungsstand über den Zusammenhang von oft den Lehrkräften selbst wenig bewussten Diskriminierungen von Migrantenkindern, den familiären Sozialisationsbedingungen und den schulischen Misserfolgen, und knüpfen daran konkrete bildungspolitische, aber auch pädagogisch-didaktische Schlussfolgerungen. So zeigen Hunger und Thränhardt, worauf der widersprüchliche Befund zurückzuführen ist, dass in Bayern und Baden-Württemberg Migrantenkinder in der PISA-Studie günstig abschneiden, in ihren eigenen offiziellen Daten über Schulabschlüsse ausländischer Kinder im Vergleich zu anderen Bundesländern aber zu den Schlusslichtern gehören. Kornmann stellt dar, dass überdurchschnittlich viele Migrantenkinder in Sonderschulen abgeschoben werden, übrigens besonders häufig in Baden-Württemberg, das zu den sog. PISA-Gewinnern zählt. Der Grund ist einfach: Bei PISA wurden die Sonderschüler gar nicht mit einbezogen – und konservative Schulpolitik setzt auf eigenständige Sonderschulen, die jedoch wenig lerneffektiv sind und damit wenig berufliche Einstiegschancen eröffnen. Wie verschlungen die Bildungswege vieler Migrantenkinder sind, und dass

viele erst spät aus dem ›Bildungskeller‹ in wenigstens Parterreebenen kommen können, wird von Schulze/Soja am Beispiel Köln verdeutlicht. Frankfurter Schulleiter machen im Beitrag von Bender-Szymanski deutlich, dass die Schulen mit konkreten Maßnahmen oft weiter sind als manche Landespolitik.

Alle Welt spricht inzwischen davon, dass es bei vielen Migrantenkindern (und ihren Eltern) an Kenntnis des Deutschen mangelt, und dass deshalb Förderung früh einsetzen müsse. Daher setzen sich mehrere Beiträge (Gogolin, Siebert-Ott, Hurrelmann) mit der Frage auseinander, wie Migrantenkinder die *Schulsprache Deutsch*, als zentrale Voraussetzung für Schulerfolg, erwerben können. Deutlich wird, dass zu kurz angelegte und separate Sprachkurse wenig Erfolg versprechen, um die deutschsprachigen Alltagspraxen der Kinder systematisch in eine grammatisch sichere und für weitere Sprachen übertragbare Struktur zu überführen.

Alle didaktisch-curricularen und einzelschulischen Fördermaßnahmen haben zudem nur begrenzte Effekte, wenn die Struktur des deutschen viergliedrigen Schulsystems bleibt. Anne Ratzki wirft daher einen detailreichen Blick auf die skandinavischen Länder (zumindest Schweden mit seinen hohen Einwandererzahlen ist mit Deutschland vergleichbar). Natürlich ›beweisen‹ diese PISA-erfolgreichen Staaten nicht, dass das deutsche System gescheitert ist, denn es gibt auch ›schlechte‹ integrative Systeme. Aber die Skandinavier machen vor allem eines deutlich: Nur in integrativen Systemen kann jene Haltung praktisch werden, die sich in folgenden Sätzen ausdrückt: »Wir kümmern uns um jedes Kind« und »Keiner wird abgeschoben«. Der Hg. besteht daher zu Recht auf der öffentlichen Debatte über die Schulstruktur und hält integrative Schulen zumindest für plausibel. Um diese Debatte führen zu können, ist gerade im Hinblick auf die bessere Förderung der Kinder mit Migrationshintergrund der vorliegende Band vorzüglich geeignet.

Ulf Preuss-Lausitz (Berlin)

Horn, Klaus-Peter, *Erziehungswissenschaft in Deutschland im 20. Jahrhundert. Zur Entwicklung der sozialen und fachlichen Struktur der Disziplin von der Erstinstitutionalisierung bis zur Expansion*, Julius Klinkhardt, Bad Heilbrunn/Obb. 2003 (415 S., Ln., 34 €)

Auf der Grundlage einer Kompletterhebung ihres Personals zwischen 1919 und 1965 beschreibt Horn die Entwicklung der Erziehungswissenschaft an den Hochschulen. Dabei arbeitet er im ersten Teil die Entwicklungslinien der institutionellen und personellen Repräsentanz der Erziehungswissenschaft in epochenspezifischen Längsschnitten heraus – für die Weimarer Republik, den NS, die Sowjetische Besatzungszone bzw. die DDR sowie die westlichen Besatzungszonen bzw. die BRD. So entsteht das Bild eines sich allmählich etablierenden Faches, das nach zunehmend autonom werdenden Mustern disziplinärer Reproduktion verfährt, das sich in ›Schulen‹ ausdifferenziert und ›Trends‹ der Disziplinentwicklung erkennen lässt. Die Analysen nehmen auch theoretisch-historische Fragen auf, die zur aktuellen Selbstreflexion der Erziehungswissenschaft unerlässlich sind – zur Rolle des Faches im NS, zur Kontinuität bzw. Diskontinuität sowie zu Differenzen und Strömungen der Erziehungswissenschaft nach 1945.

Der umfangreichere zweite Teil enthält ein biographisches Nachschlagewerk, in dem rund 300 Hochschullehrer (von Karl von der Aa bis Johannes Zielinski) nach einem einheitlichen Schema vorgestellt werden, das auch Angaben zu Mitgliedschaften in Parteien, Verbänden und Organisationen enthält. Horn hat die biographischen Daten vornehmlich anhand gedruckter Quellen erhoben, gibt die Nachweise in Kurzform am Ende der jeweiligen Biographie wieder und macht sie über ein Quellen- und Literaturverzeichnis zugänglich. Freilich sind solche Sammlungen nie vollständig, und so lässt sich etwa fragen, warum

Carl-Ludwig Furck (135, 235) mit seinen Berliner Tätigkeiten an der Freien Universität und am Pädagogischen Zentrum 1970 endet und seine anschließende, bis zum Wintersemester 1988/89 währende Hochschullehrtätigkeit an der Universität Hamburg unerwähnt bleibt. Über Maria Dorer wird berichtet, dass sie an der Technischen Hochschule Darmstadt »bis in die fünfziger Jahre« (33) (216 steht: bis 1964) gelehrt habe – der Rezensent sie aber dort noch in den späten sechziger Jahren als Hochschullehrerin erlebt hat. – Daneben sind dem Autor auch einige wenige Schnitzer passiert, die durch gründliches Korrekturlesen vermeidbar gewesen wären.

Eigenem Anspruch zufolge will Horn eine Gesamtdarstellung der Disziplin vorlegen, »die die institutionellen und personellen Entwicklungen jenseits der ›Heroen‹ des Faches darstellt und analysiert« (12). Der zu diesem Zweck abzusteckende zeitliche Rahmen ist freilich diskussionsbedürftig: So überzeugend der Anfang, die Institutionalisierung der Erziehungswissenschaft zu Beginn des 20. Jh., gewählt wurde, so problematisch erscheint der Endpunkt, das Jahr 1965 – noch dazu bei dem vielversprechenden Titel »im 20. Jahrhundert«. Horn macht pragmatische Erwägungen für diese Fixierung geltend, die die Integration der Pädagogischen Hochschulen in die Universitäten in der Bundesrepublik Deutschland und die damit einhergehende große quantitative Expansion der Erziehungswissenschaft ausspart, denn der »Bestand an Professoren der Erziehungswissenschaft verzehnfacht sich annähernd im Zeitraum von 1965 bis 1976« (13); in qualitativer Hinsicht ergibt sich eine merkwürdige Schiefelage, wenn exponierte Fachvertreter, wie Hans-Jochen Gamm, Heinz-Joachim Heydorn und Gernot Koneffke, wegen ihres »verspäteten« Wechsels an die Universität unberücksichtigt bleiben.

Andererseits hat Horns Entscheidung, sich auf die universitären Fachvertreter zu beschränken, die über die Möglichkeit der Nachwuchsförderung wesentlich an der Reproduktion des Faches beteiligt waren, auch das Argument für sich, dass gerade dort die für die Disziplinentwicklung entscheidenden Institutionalisierungsprozesse stattfanden. Horns Rekonstruktion macht deutlich, dass der Prozess der Disziplinentwicklung diskontinuierlich verlief, indem beständiges Wachstum durch lange Vakanzten, Abbau- und Umwidmungspolitik unterbrochen wurde.

Anhand seiner durch Kompletterhebung gewonnenen Daten – und das hat es bisher nicht gegeben – zeichnet Horn ein recht vollständiges Bild der Entwicklung der Erziehungswissenschaft in Deutschland bis in die Mitte der 1960er Jahre. Wer sich mit der Disziplinentwicklung gründlich beschäftigen will, wird dieses Buch mit Nutzen verwenden können.

Martin Kipp (Hamburg)

Soziale Bewegungen und Politik

Karl, Michaela, Rudi Dutschke. *Revolutionär ohne Revolution*, Neue Kritik, Frankfurt/M 2003 (553 S., Ln., 35 €)

Keine andere Person der 68er-Bewegung hat der deutschen Öffentlichkeit so sehr ihren Stempel aufgedrückt wie Rudi Dutschke. Seine Herkunft, Kindheit und Jugend im brandenburgischen Luckenwalde, seine Studentenzeit in West-Berlin nach dem Bau der Mauer und seine Funktion als Wortführer des antiautoritären Teils der Studentenbewegung können heute an Hand zahlreicher biographischer und autobiographischer Werke nachvollzogen werden (U. Chaussy: *Die drei Leben des Rudi Dutschke*, 1993; J. Miermeister: *Rudi Dutschke*, 1986; G. Dutschke: *Rudi Dutschke – Wir hatten ein barbarisches, schönes*

Leben, 1998). Hinzu kommen die autobiographische Schrift *Aufrecht gehen* (1981) sowie *Jeder hat sein Leben ganz zu leben. Die Tagebücher 1963-1979* (2003). – Was kann also ein weiteres Buch über Dutschke an Neuem bringen? Verf. rückt drei Fragen ins Zentrum: die »Gewaltfrage«, den Streit um die »nationale Frage« sowie die »Organisationsfrage«.

Vor allem Dutschkes Haltung zur »nationalen Frage« ist in der letzten Zeit intensiv diskutiert worden. Ohne Bernd Rabehls Versuch, Dutschke für seinen neurechten Zusammenhang zu reklamieren, beim Namen zu nennen, wendet sich Verf. gegen jedes Ansinnen, Dutschke als Vordenker einer Neuen Rechten zu interpretieren. Sein Interesse für die »nationale Frage« wurde motiviert durch die rechte Opposition gegen Brandts Ostpolitik. Dieser stellte er eine links-antiautoritäre sozialistische Wiedervereinigung gegenüber. Mit Bezug auf die Aussage von Marx und Engels im *Kommunistischen Manifest*, dass der Klassenkampf der Form nach national, dem Inhalt nach international sein müsse, sah er die Frage der Selbstbestimmung als nicht zu überspringendes Moment des nationalen Klassenkampfes. Dies galt für ihn nicht nur für die nationalen Befreiungsbewegungen der »Dritten Welt«, sondern auch im deutschen Kontext – ein »gefährliches Spiel mit dem Feuer«, vor dem ihn unter anderem Arno Klönne und Günter Nenning warnten. Kritisch geht Verf. mit der Begrifflichkeit Dutschkes ins Gericht. Mit der Rede von der »geschichtlich nationalen Substanz« habe er sich organologischem Substanzdenken genähert.

Weiter kommt die Studie zu dem Schluss, dass die auf den ersten Blick verwirrenden Positionen Dutschkes nur im Hinblick auf das strategische Konzept eines »situativ« denkenden Revolutionärs erklärbar seien: »Dutschke plante keinen gewaltsamen Umsturz, aber als Revolutionär wollte er Gewalt als Mittel der Systemveränderung nicht ausschließen, sondern musste sich letztendlich ein für die jeweilige Situation angemessenes positives Verhältnis zur Gewalt bewahren« (526f).

Verf. zeichnet Dutschke als Eklektiker, der sich bei seinem politischen Kampf auf keine stringente theoretische Konzeption stützte. Besonders die Vertreter der linken Strömung innerhalb der kommunistischen Bewegung, Lukács, Korsch, Gorter und Wittfogel, haben ihm immer wieder Anregungen gegeben. Inwiefern solcher Eklektizismus mit verantwortlich ist für die Irrtümer hinsichtlich der Krise des Kapitalismus Ende der 1960er Jahre, die Rolle der Arbeiterklasse und der »revolutionären Avantgarde« der Randgruppen, bleibt offen. Auffallend ist auch, dass Verf. das Verhältnis zu Wolfgang Abendroth, der Integrationsfigur für den linkssozialistischen Flügel der Neuen Linken, außer Acht lässt, während sie andere Kontrahenten Dutschkes berücksichtigt. Andreas Diers (Bremen)

Lang, Miriam (Hg.), *Salsa Cubana – Tanz der Geschlechter. Emanzipation und Alltag auf Cuba*, Konkret, Hamburg 2004 (143 S., br., 12 €)

Siegreich und begeistert begrüßt zogen die Guerilleros um Fidel Castro und Ché Guevara 1956 in Havanna ein. Seitdem hat sich vieles verändert, und mit den nach 1989 einsetzenden Verwerfungen standen auch die Errungenschaften Kubas zur Disposition. Der Hg. gebührt das Verdienst, erstmals einen deutschsprachigen Band zusammenzustellen, der sich dem Alltag des Landes aus der Perspektive der Geschlechterverhältnisse nähert. In ihrem eigenen Beitrag zeichnet sie die historischen Linien einer widersprüchlichen Entwicklung nach: Unter us-amerikanischem Einfluss war die Insel ein Amüserviertel der High Society, während die Bevölkerung unter Armut und Hunger litt. Nach der Revolution begann ein Emanzipationsprozess, der auch die vergeschlechtlichte Arbeitsteilung in Frage stellte. »Häusliche Reproduktionsarbeit wurde von den marxistisch inspirierten Revolutionären nicht mehr als ehrenhafte weibliche Tätigkeit, sondern als notwendiges

Übel betrachtet, das durch die Einrichtungen von Kindertagesstätten, Wäschereien und Betriebskantinen so weit wie möglich vergesellschaftet werden sollte.« (14) Zwar folgten die Alphabetisierungskampagne und der Aufbau der allgemeinen Gesundheitsfürsorge noch den alten Mustern der Rollenverteilung (Frauen trugen die Hauptlast), gerade dies unterstrich aber ihre Teilhabe an der Revolution. Erst Mitte der 1970er Jahre legte die Regierung ein – in erster Linie ökonomisch motiviertes – frauen- und familienpolitisches Programm auf; bis 1990 verdoppelte sich der Anteil der Frauen an der erwerbstätigen Bevölkerung auf 40 %. Aber wie in vielen realsozialistischen Staaten brachte diese Einbindung eine Doppelbelastung für die Frauen, die weiterhin die reproduktiven Aufgaben zu bewältigen hatten (19).

1989 brach der RGW-Handel zusammen und die USA verstärkten die Wirtschaftsblockade. Das blieb nicht ohne Auswirkungen auf die Geschlechterverhältnisse. Die staatlich garantierten Löhne sicherten nurmehr das Existenzminimum. Ingrid Kummels erhielt den Eindruck, dass heute »mehr Personen als früher gezielt ein vornehmlich das wirtschaftliche Überleben sicherndes oder auch den Wohlstand versprechendes Heiratsarrangement anpeilen« (34). Doch die einmal gewonnene Emanzipation geht dabei nicht verloren, z.B. entstehen Beziehungsgeflechte, die Ex-Geliebte, Ehemänner und Verehrer in die notwendigen Kontakte zur Beschaffung von Bedarfsgütern integrieren. – Prostitution ist heute auf Kuba allgegenwärtig. Oft verschwimmt die Grenze zwischen Zuneigung und sexuellen Dienstleistungen: Angesichts der Armut auf der einen und des Reichtums auf der anderen Seite beinhaltet jeder Kontakt mit Personen aus dem Ausland die Möglichkeit, dem guten Leben näherzukommen. Sara Maria Faras beschreibt, dass staatliche und polizeiliche Maßnahmen die Prostitution nicht eindämmen konnten, die tief in den Familien verankert und als Einkommenssicherung akzeptiert ist (102f).

In den letzten Jahren schraubte die kubanische Regierung die Diskriminierung von Schwulen zurück. Noch in den Sechzigern wurden Schwule, Transsexuelle und von der Norm abweichende Männer verfolgt und in Zwangsarbeitslager gesteckt – »das hat sich im kollektiven Gedächtnis der Kubaner jahrzehntelang gehalten« (59), wie Dalia Acosta Perez schildert. In den Achtzigern lockerte sich die Situation und in den Neunzigern sorgte der international beachtete Film *Erdbeer und Schokolade* für ein toleranteres Klima. Doch werden Homosexuelle von der Presse weitgehend ignoriert und eine im öffentlichen Auftrag durchgeführte Studie belegt, wie tief die Homophobie in der Bevölkerung noch verwurzelt ist: Fast ein Viertel der Befragten hielt Homosexualität für eine Krankheit; immerhin die Hälfte zeigte die Bereitschaft, Schwule normal zu behandeln; fast alle befragten Frauen hatten starke Vorurteile gegen Lesben (61). Doch insgesamt zeichnet sich bei der Emanzipation der Homosexuellen ein gewisser Wandel ab, der sogar an den sexuellen Aufbruch der Revolutionsjahre anschließen könnte.

All diesen Veränderungen stehen Auffassungen entgegen, wie sie im Beitrag der Psychologin Patricia Ares Muzio von der Universität Havanna vertreten werden. In Zeiten der Globalisierung sei »es wichtig, Strategien zu entwickeln, die die Familie stützen und stärken«, und sie wettet gegen »Familien mit hohem Lebensstandard, die allerlei Konsumgüter besitzen, die sie womöglich aus moralisch oder rechtlich zweifelhaften Lebensmodellen beziehen« (46). Solche Argumente für ein konservatives Familienmodell können nicht darüber hinwegtäuschen, dass trotz widriger ökonomischer Bedingungen neue Geschlechterarrangements entstehen, die das patriarchale, familienzentrierte Modell zwar nicht überwinden, es aber neu ordnen und den Einzelnen mehr Bewegungsräume ermöglichen.

Bodo Niendel (Berlin)

Holz, Klaus, *Nationaler Antisemitismus. Wissenssoziologie einer Weltanschauung*, Hamburger Edition, Hamburg 2001 (615 S., Ln., 35 €)

Haury, Thomas, *Antisemitismus von links. Kommunistische Ideologie, Nationalismus und Antisemitismus in der frühen DDR*, Hamburger Edition, Hamburg 2002 (527 S., Ln., 35 €)

Die Habilitationsschrift von Klaus Holz steht für den Versuch, Konstruktivismus und Systemtheorie in der Antisemitismusforschung zu etablieren. Ihr Ziel ist eine Rekonstruktion der »Semantik« des modernen Antisemitismus, d.h. der elementaren Regeln, die seine »Sinnstruktur« konstituieren (31). Zu diesem Zweck werden zunächst die einschlägigen Antisemitismustheorien einer Kritik unterzogen: sie würden ihren Gegenstand nicht als eigenständiges diskursives Terrain begreifen, sondern vorschnell zu funktionalen, kausalen und/oder (sozial)psychologischen Erklärungen übergehen. Dagegen profiliert Verf. seine Semantikanalyse als notwendige Teilarbeit zu einer umfassenderen Antisemitismustheorie, die auch jene Erklärungen integrieren müsse. So triftig dabei der Antisemitismus als soziale Verfolgungspraxis hervortritt, in der die Semantik den handlungsanleitenden Part spielt, so wenig werden plausible Argumente für die systemtheoretischen Begriffsanleihen und die objektiv-hermeneutische Methodik geliefert. Eine über sich selbst aufgeklärte Ideologietheorie hätte hier mehr gebracht.

Das Buch enthält vergleichende Analysen je eines Textes von Treitschke, Stoecker, Drumont und Hitler, des Schlussplädoyers des Staatsanwalts im Slansky-Prozess sowie eines im Zuge der sog. Waldheim-Affäre in der Wiener *Neuen Kronen Zeitung* veröffentlichten Kommentars. Dabei gibt Verf. nicht nur kenntnisreiche Interpretationen, er hat die Texte, die für gewöhnlich weit auseinanderliegenden attributiven Antisemitismen zugerechnet werden, auch methodisch reflektiert ausgewählt: wenn sich in ihnen trotz aller thematischer Divergenzen gemeinsame »Sinnverarbeitungsprogramme« finden lassen, dann können diese auf den modernen Antisemitismus insgesamt generalisiert werden. Solch allgemeine Regeln weist Verf. bereits für Treitschkes Artikel nach, der den »Berliner Antisemitismusstreit« ausgelöst hat: die Juden werden als mit der Eigengruppe unvereinbar konstruiert, indem beiden Seiten durch »Ontologisierung«, »Ethnisierung«, »Abstraktion« und »Personifikation« Merkmale zugeschrieben werden, die nach den Gegensatzpaaren »Identität - Nicht-Identität«, »Gemeinschaft - Gesellschaft« und »Opfer - Täter« strukturiert sind. Treitschkes Festhalten an der Judenemanzipation sei demgegenüber keineswegs einem genuin postliberalen Antisemitismus geschuldet, sondern stelle eine zur eigenen »Semantik« »widersprüchliche Lösungsperspektive« (226) dar. Stoecker wiederum arbeite in seinen Agitationsreden ein viertes Gegensatzpaar ein, »christliches Volk - abgestorbene Religionsform«, das jedoch die Möglichkeit der Konversion genau an jenem Punkt im Ungewissen lassen muss, an dem die übrigen Gegensatzpaare gefährdet würden. Dennoch kommen beide Autoren ohne rassistische Zuschreibungen aus. Anhand von Drumonts *La France Juive* macht Verf. dann den fruchtbaren Vorschlag, Rassekonzepte als »Strukturvariation« von »Ethnisierung« zu betrachten: die Bezugnahme auf Abstammungsgemeinschaften werde zu einer weltgeschichtlichen Konstruktion ausgebaut, die im Rückgriff auf biologische Merkmale unterschiedlichen »Völker« zu antagonistischen Großgruppen verbindet. Hitler brauche nur noch den Gedanken der »Rassenpolitik« ins Spiel zu bringen, um bereits in einer seiner frühesten Reden die für den modernen Antisemitismus einzig »kohärente Lösungsperspektive« (414) zu formulieren: die Juden müssen vernichtet werden. Der Marxismus-Leninismus dagegen entwickle einen Zwang zur »Camouflage« (440), in dem »sich – paradoxerweise – ein letzter Rest der aufklärerischen Theorietradition zur Geltung« (482) bringe: der universalistische Klassenkönne mit einem ethnischen Volksbegriff nur vereinbar gemacht und in den Antisemitismus

integriert werden, indem das ›werk­tätige Volk‹ nicht mit den ›Juden‹, sondern mit den kosmopolitischen und zugleich nationalistischen ›Zionisten‹ konfrontiert werde. Schließlich hebt Verf. gegen den Forschungsmainstream hervor, dass sich nach dem Holocaust nicht die ›Sinnstruktur‹ verändert habe, sondern wesentliche ›Sinngehalte‹ latent geworden seien: der Antisemitismus werde nicht mehr »zu einer Weltanschauung ausgearbeitet, sondern auf das neue Thema der ›Vergangenheitsbewältigung‹ konzentriert« (483).

So wichtig diese Interpretationen sind, um überhaupt vom modernen Antisemitismus im Sinne einer verständigen Abstraktion sprechen zu können, so wenig decken sie doch die zentrale These, dieser sei als ein nationaler Antisemitismus zu dechiffrieren. Zwar schlägt Verf. vor, zwischen Antisemitismus und Xenophobie zu differenzieren, denn im Antisemitismus werden die ›Juden‹ nicht als ›Fremde‹, sondern als ausgeschlossene Dritte konstruiert – als »nicht-identische (ambivalente, paradoxe) Identität« (161), die die Unterscheidung zwischen ›eigenem‹ und ›fremdem Volk‹ gründiert. Doch daraus zu folgern, die ›Juden‹ verkörperten »den Zusammenbruch der nationalen Ordnung der Welt« (549), verweist auf schwerwiegende nationentheoretische Defizite. Man kann nicht einfach das republikanische Nationenmodell übergehen und so tun, als würde jede nationale Konstruktion gemäß der Regel der Ethnisierung funktionieren. Richtigerweise müsste das Buch den Titel ›völkischer Antisemitismus‹ tragen, denn auch mit Drumonts Text ist nur belegt, dass ethnisierende Nationenanrufungen sich nicht auf Deutschland beschränken. Vielleicht erklärt diese undifferenzierte Bezugnahme auf Nation, warum Verf. im Kontext palästinensischer Suizidattentate keine antisemitische Semantik zu erkennen vermag (vgl. *Jungle World*, 13.11.2002). Dagegen legen seine eigenen Interpretationen nahe, den antinationalen Antisemitismus der Islamisten als religiöse Variation der ›Ethnisierung‹ zu betrachten. Die Rede vom ›nationalen Antisemitismus‹ verdeckt diesen Zusammenhang.

Verglichen mit der Arbeit seines Mentors Holz hat Haurys Dissertation deutlich weniger Substanz. Verf. beansprucht, einen »präzisen ideologietheoretischen Begriff des modernen Antisemitismus zu entwickeln« (157), expliziert aber nirgendwo seinen Ideologie-Begriff. Aus Fußnoten, die sich zustimmend auf C.J. Friedrichs Totalitarismustheorie beziehen, ergibt sich, dass so etwas wie ›extremistische Weltanschauungen‹ gemeint sind. Auf dieser Folie unterscheidet Verf. drei Dimensionen des Antisemitismus: »seine Grundinhalte, seine Verbindung mit dem Nationalismus und seine spezifischen Denkstrukturen« (159). Ersterer werden durch eine ziemlich vollständige Auflistung ökonomischer, politischer und kultureller Stereotype bestimmt. Dann folgt eine Holz-Paraphrase mit unseriöser Zuspitzung (»in der Gemeinschaftsvorstellung ›Nation‹ [ist] der Antisemitismus als Potenz und Tendenz immer schon angelegt«, 103), und man erfährt, dass sich das republikanische Nationenmodell »in struktureller Analogie zum deutschen« befinde, weil beide »auf der Behauptung einer identitären Gemeinschaft« basierten (83). Unter ›spezifischen Denkstrukturen‹ schließlich versteht Verf. so unspezifische und disparate Sachverhalte wie ›Personifizierung gesellschaftlicher Verhältnisse‹, ›Konstruktion identitärer Kollektive‹, ›Manichäismus‹ und ›Verschwörungstheorie‹. Zwar lasse sich von Antisemitismus nur sprechen, wenn alle drei Dimensionen gegeben seien. Indem jedoch das bloße Vorhandensein der ›spezifischen Denkstrukturen‹ »als ›strukturell antisemitisch‹« (159) angeprangert wird, verliert der Antisemitismusbegriff bei Haury jede Kontur und wird auf alles anwendbar, was man als personifizierend-identitär-manichäisch ablehnt.

Wohin das führt, zeigen die Ausführungen zu Lenin. Zwar wird vermerkt, dass er Zeit seines Lebens den Antisemitismus bekämpft habe und seine Auffassung vom ›Volk‹ in der Tradition von Sieyès stehe, doch weise Lenins ›Weltanschauung‹ »strukturell eine Nähe

zum Antisemitismus auf«, weil sie das ›Wir‹ der ›Werk tätigen‹ dem ›Sie‹ der ›Ausbeuter‹ gegenüberstelle (252). Damit nicht genug, zeichnet Verf. eine direkte Linie zur nationalistischen Schlageter-KPD und nivelliert souverän die Diskrepanz, die zwischen der Rede von ›Volksfeinden‹ (Lenin) und ›Feinden des deutschen Volkes‹ (KPD) besteht. – Ähnlich untheoretisch verfährt Verf. mit dem Antisemitismus in der frühen DDR. Er präsentiert Material für ein deutsch-kommunistisches Gruselkabinett, das vom ›Kampf gegen die Entartung der Tanzmusik‹ über die Brechung der ›Dollarzinsknechtschaft‹ bis zur Klage über die ›jüdischen Kapitalisten‹ reicht. Bis Anfang 1949 war es möglich, die Mitverantwortung der deutschen Bevölkerung an der nationalsozialistischen Judenvernichtung öffentlich zu thematisieren und eine vordringliche Bekämpfung des Antisemitismus zu fordern; im Laufe desselben Jahres wurde aus der Sowjetunion die Anti-Kosmopolitismus-Kampagne übernommen und frühere Westemigranten gerieten in Verdacht, ›imperialistische Agenten‹ zu sein; um die Jahreswende 1952/53 schließlich trat mit den vom ZK der SED beschlossenen ›Lehren aus dem Prozess gegen das Verschwörerzentrum Slansky‹ der Kampf gegen den ›Zionismus‹ in den Vordergrund. Richtig wird registriert, dass sich der marxistisch-leninistische Antizionismus auf ein spezifisch deutsches Thema konzentrierte: die Frage der Wiedergutmachung, durch die Merker ins Zentrum der Anklage geriet. Allerdings führt an diesem Punkt der behauptete Übergang vom »strukturellen zum inhaltlichen Antisemitismus« (391) wiederum in die Irre, denn bereits im Dezember 1950 wurde von Seiten der Zentralen Parteikontrollkommission »die Haltung zu Juden und Wiedergutmachung als Grund für eine Parteistrafe genannt« (415).

Mit seiner engagierten und differenzierten Verteidigung von Marxens *Zur Judenfrage* enthält das Buch wenigstens einen gelungenen Abschnitt. Den häufig vorgebrachten Antisemitismusvorwurf wendet Verf. weder zur Behauptung, der marxsche Text sei ein mustergültiges Beispiel für Antisemitismuskritik, noch wiederholt er bloß Standards wie den Hinweis, die marxsche Kapitalismuskritik sei 1843 noch unterentwickelt gewesen. Vielmehr führt er vor, wie Marx sich Feuerbachs analytisch-reduktiver Methode bedient und die jüdische Religion einem einzelnen gesellschaftlichen Strukturprinzip, dem Geld, zuzuordnen versucht. Statt Antisemitismus also eine unterkomplexe Religionstheorie (die Marx, so kann hinzugefügt werden, mit der 4. Feuerbach-These kritisieren wird). Man darf in dieser Erklärung eine kleine Kompensationsleistung sehen für den theoretischen und politischen Schaden, den Haury mit seiner Rede vom »strukturellen Antisemitismus« seit Anfang der 1990er Jahre innerhalb der deutschen Linken angerichtet hat.

Urs T. Lindner (Berlin)

Ökonomie

Ipsen, Dirk, u. Jan C. Schmidt (Hg.), *Dynamiken der Nachhaltigkeit*, Metropolis, Marburg 2004 (345 S., br., 34,80 €)

Der Begriff »nachhaltige Entwicklung« erfährt seit seiner Popularisierung durch den UN-Weltgipfel für Umwelt und Entwicklung 1992 eine höchst unterschiedliche Verwendung und Verbreitung. Wie bei Begriffen mit ähnlich großen strategischen Bedeutungen und Potenzialen verläuft diese interessegeleitet, hochselektiv und instrumentalisierend, so dass gewissermaßen Mindeststandards des Redens über und des Handelns in Richtung Nachhaltigkeit einzufordern sind. Hg. vertreten die Auffassung, dass mit »Nachhaltigkeit« v.a. auf Wundstellen und Fehlentwicklungen der wissenschaftlich-technischen Zivilisation

hingewiesen wird: »Kritik am *status quo* ist intendiert.« (7) Sie verfolgen die Absicht, die einer nachhaltigen Entwicklung »zugrunde liegenden Dynamiken, ihre treibenden Kräfte, ihre je eigenen Zeitlichkeiten, ihre sozial-ökologischen Interaktionen sowie die jeweiligen Gestaltungskorridore und -ziele« zu betrachten (9). Dass in diesem Kontext explizit von Dynamiken gesprochen wird, entwickelt bisheriges Denken weiter: Während z.B. im Anschluss an den Bericht des Club of Rome *Grenzen des Wachstums* (1972) die Natur als das Gegebene und Bedrohte erschien (»Begrenzungsdiskurs«), wurden seit Mitte der 1980er Jahre die ökologische Thematik in einen sozialen und ökonomischen Rahmen integriert und ethische Gebote einbezogen (»Prinzip Verantwortung«). Mit dem dynamischen Nachhaltigkeitsdenken werden Handlungs- und Gestaltungscompetenz betont: »Dynamik der Nachhaltigkeit« meint nicht allein Entwicklung, sondern *Potenzialentwicklung* und Schaffung von *Bedingungen der Möglichkeiten* von und zur Nachhaltigkeit.« (13)

Im folgenden soll der institutionell-prozedurale Aspekt solcher Forschung herausgegriffen werden, etwa die gesellschaftliche Wahrnehmungsfähigkeit, wie Hans-Jochen Luhmann und Karl-Otto Henseling darlegen. Die »Gefahren(früh)erkennung« hat sich im Zivilisationsprozess langsam weiterentwickelt, doch die »ubiquitäre Verbreitung einer neuen Technik oder eines neuen Stoffes kann sich heute angesichts des globalen Aktionsradius der Wirtschaft stets als ein ungeplantes Großexperiment im System Erde mit ungewissem Ausgang entpuppen. [...] Moderne Katastrophen sind nicht einer übermächtigen Natur, sondern übermütigen Menschen zuzuschreiben« (248). Eine »Analyse der Bedingungen von Nichtnachhaltigkeit zielt darauf ab, Aufschlüsse darüber zu geben, [...] welcher Wandel im Zusammenspiel von Wissenschaft, Rechtswesen, Verwaltung und Wirtschaft erforderlich ist, um zu einer nachhaltigen Entwicklung zu kommen« (253). Gegenläufige Interessen und institutionelle Mängel führen zu einer »kollektiven Täterschaft« und stellen eine »institutionell bedingte Kollaboration« dar. Für einzelne Gesellschaftsbereiche und Akteursgruppen ergeben sich daher spezifische Aufgaben, die überleiten zu »Konturen einer gesellschaftlich verfassten Gefahren- (und Chancen-) erkenntnis« (264ff), wobei auf »Lektionen« der europäischen Umweltagentur aufgebaut wird. Erste reale Ansätze existieren bereits, sie gehen aber im Alltagsgeschäft unter, so dass sie nur unzureichend mit der Aufgabe einer »Gefahren(früh-)erkennung« umzugehen vermögen.

Auch in anderen Themenbereichen wird überdeutlich, vor welchen Herausforderungen unsere noch nicht nachhaltigen Gesellschaften stehen und welche Umwälzungen erforderlich sind, um einen zukunftsfähigen Entwicklungspfad einzuschlagen. In einem abschließenden Text konstatiert Armin Grunwald die »weitgehende Unvereinbarkeit des Vorsorgecharakters des Nachhaltigkeitsprinzips mit der eher »alarmistisch« orientierten Problemwahrnehmung in Medien und Öffentlichkeit« (316) und zieht daraus den Schluss, Wissenschaft müsse, »neben dem Hineintragen der Nachhaltigkeitsdiskussion in die Öffentlichkeit, die Herausarbeitung mobilisierender Konflikte« leisten. Dann »verschwindet die scheinbare Langeweile einer allzu glatten Oberfläche im Nachhaltigkeitsbegriff und die Ansatzpunkte für gesellschaftliche Auseinandersetzungen und Konflikte werden sichtbar« (336f). Auch wenn teilweise mit Banalitäten (z.B. in dem Kapitel »Wahrnehmungseffekte in der Umweltpolitik«) aufgewartet wird, bietet der Band doch zahlreiche Anschlussmöglichkeiten für linke Ansätze und Theorien.

Edgar Göll (Berlin)

Brand, Ulrich, u. Christoph Görg, *Postfordistische Naturverhältnisse. Konflikte um genetische Ressourcen und die Internationalisierung des Staates*, Westfälisches Dampfboot, Münster 2003 (262 S., br., 24,80 €)

Während sich ein Großteil der wissenschaftlichen Literatur über den Zugang zu genetischen Ressourcen und dessen Regulierung mit eher moralischen Fragen auseinandersetzt oder Politikberatung betreibt, ist das Ziel des vorliegenden Bandes, aus regulationstheoretischer Perspektive »den gesellschaftlichen Hintergrund für die Konflikte um genetische Ressourcen« und die Transformation gesellschaftlicher Naturverhältnisse auszuleuchten (14). Internationalisierung des Staates meint nicht nur »die Möglichkeiten und Grenzen einer kohärenten politischen Regulierung (>Steuerungsfähigkeit<) sozialer und ökonomischer Prozesse«, sondern zugleich »die damit verbundenen Macht- und Herrschaftsverhältnisse« und »das Problem einer Realisierbarkeit demokratischer Verhältnisse unter den veränderten ökonomischen und politischen Bedingungen« (13f).

Meist behandelt die Umweltforschung den Umgang mit ökologischen Problemen als weitgehend unabhängig von sozioökonomischen und politischen Prozessen. Dagegen rekonstruieren Verf. ein komplexes Konfliktterrain der Regulation genetischer Ressourcen, das von einer heterogenen Akteurslandschaft von Nationalstaaten, über transnationale Unternehmen, Forschungsinstitute und NGOs, bis hin zu indigenen und bäuerlichen Gemeinschaften geprägt ist. Diese Akteure versuchen, ihre Problemdeutung und die daraus resultierende politische Bearbeitung von Umweltproblemen als in allgemeinem Interesse liegend durchzusetzen.

Verf. legen zunächst die theoretischen Grundlagen ihrer Herangehensweise an das Konfliktfeld Biodiversität sowie Grundzüge der Rekonfiguration des Staatensystems nach dem Ende der bipolaren Weltordnung dar. Zentraler Ansatz der Analyse internationaler Biodiversitätspolitik ist das Konzept der gesellschaftlichen Naturverhältnisse: »Weder kann demnach Gesellschaft unabhängig von Natur thematisiert werden, da der soziale Prozess konstitutiv mit Natur vermittelt ist, noch zielt der geschichtliche Prozess auf eine immer umfassendere Kontrolle der Natur« (17). Vielmehr kann zunehmende Naturbeherrschung in Form destruktiver Folge- und Nebenwirkungen in eine größere Abhängigkeit von der Natur münden. Die Auseinandersetzung mit Entwicklungen einer wissensbasierten Ökonomie nimmt ein zentrales Element der gegenwärtigen gesellschaftlichen Naturverhältnisse vorweg: Immer mehr Naturressourcen, die vorher nicht dem kapitalistischen Verwertungsprozess unterworfen waren, werden nun durch eigentumsrechtliche Aneignung in Waren verwandelt. Anhand detaillierter Analysen der internationalen Verträge legen Verf. ein diese anleitendes »Inwertsetzungsparadigma« offen. Im Zentrum stehen dabei die Konvention über biologische Vielfalt (CBD) und die daraus hervorgegangenen Bonner Richtlinien über den Zugang zu genetischen Ressourcen und den gerechten Vorteilsausgleich sowie der Internationale Vertrag über pflanzen genetische Ressourcen für Ernährung und Landwirtschaft der FAO.

Doch den Autoren geht es im Wesentlichen auch darum, Konflikte zwischen verschiedenen Verhandlungsforen sowie die Interaktion verschiedener Ebenen von der internationalen bis zur lokalen Ebene herauszuarbeiten. Markus Wissen analysiert neben der Bedeutung des WTO-Abkommens über handelsbezogene intellektuelle Eigentumsrechte (TRIPS) für die Durchsetzung von Eigentumsansprüchen an Wissen auch die Konflikte der WTO mit anderen Verhandlungsforen, insbesondere der Weltorganisation für intellektuelles Eigentum und der CBD. Anhand des in den letzten fünfzehn Jahren

vonstatten gehenden *forum shifting* verdeutlicht er, dass »die Konfliktterrains selbst [...] Gegenstand der Auseinandersetzungen« sind (154). Das Beispiel Chiapas soll die Zusammenhänge zwischen den Ebenen veranschaulichen und gleichzeitig lokale Gestaltungschancen hinsichtlich weniger herrschaftsförmiger Naturverhältnisse ausloten. Mexikos Transformation zu einem Wettbewerbsstaat schränkt letztere erheblich ein, denn diese Rahmenbedingungen grenzen die »Korridore« ab, innerhalb derer bestimmte Konflikte um die Regulation von Umweltproblemen ausgetragen werden können. So prägt insbesondere das Inwertsetzungsparadigma die Nutzung der Biodiversität. Das Beispiel Chiapas zeigt auch, dass »jede Ebene selbst als ein Kräftefeld verstanden werden [muss], das durch sich vielfach überlagernde Interessen- und Kräftekonstellationen geprägt wird«, und dass infolgedessen je spezifische Koalitionen die Konflikte um den Umgang mit genetischen Ressourcen bestimmen (221). Auch das Verhältnis zwischen den Ebenen ist von Machtverhältnissen geprägt, die sich letztlich in den internationalen Institutionen widerspiegeln. In diesen verdichten sich nicht nur gegensätzliche Interessen auf globaler Ebene, sondern unter den Akteuren befinden sich auch Nationalstaaten, deren Strategien selbst schon durch die Verdichtung gesellschaftlicher Kräfteverhältnisse zustande gekommen sind. Mit dieser »Verdichtung zweiter Ordnung« innerhalb internationaler Institutionen können sich Konflikte und Regulierungsinhalte ganz anders darstellen als auf lokaler oder nationaler Ebene.

Insgesamt wird facettenreich verdeutlicht, »dass eine je nach Interessen und Kräfteverhältnissen hochgradig selektive Bearbeitung von Umweltproblemen – wie etwa der Erosion der biologischen Vielfalt – erfolgt« (217). Dabei beginnen die vielschichtigen Prozesse der »ursprünglichen Akkumulation«, der Unterwerfung nichtkapitalistischer sozialer Verhältnisse unter kapitalistische Vergesellschaftungsformen, bereits bei der geschichtlich spezifischen Problemdefinition dessen, was überhaupt reguliert werden soll und warum. Empirisch am Ball der aktuellen Entwicklungen und theoretisch fundiert, hinterfragt diese Analyse der Biodiversitätspolitik die Ausgangspunkte üblicher politischer und wissenschaftlicher Debatten und ist damit in der entsprechenden Forschungslandschaft einmalig.

Corinna Heineke (Berlin)

Simmons, Luise (Hg.), *Welfare, the Working Poor, and Labor*, M.E. Sharpe, New York-London 2004 (172 S., br., 21,50 €)

Es geht um die empirische Evaluation und Kritik der 1996 unter Präsident Clinton durchgeführten Sozialreformen, mit denen er sich vorgenommen hatte, »to end welfare as we know it«. Die unter dem Motto »work first« stehenden Programme repräsentieren paradigmatisch den Umbau des *welfare* zum *workfare state*, wie er auch in Deutschland mit der Hartz-Gesetzgebung angestrebt wird. Die Schaffung eines breiten Niedriglohnssektors durch Beschneidung sozialer Rechte von Wohlfahrtsempfängern sollte neue Beschäftigungsmöglichkeiten für »gering-qualifizierte Arbeitskräfte« schaffen und diese zur Aufnahme der Jobs »motivieren«. »Fordern und Fördern« war auch das Motto unter Clinton. Es brauchte 30 Jahre fortgesetzter Kampagnen, so Frances Fox Piven, um diese »Reformen« durchzusetzen. Die damit angestrebten Kürzungen zur Entlastung des Staates sind dabei in einen größeren Zusammenhang zu stellen: sie dienen in erster Linie der »Disziplinierung der Arbeitskräfte« nach Jahrzehnten der Ausweitung von Sozialprogrammen und der Entstehung (vermeintlicher) Sozialstaatsabhängigkeit der Bedürftigen und Lähmung ihrer Eigeninitiative (4f). Die neoliberale »Offensive« im Vorfeld diente zugleich als Kampfmittel gegen die Gewerkschaften – ihre Organisationsstärke war bis 1996 auf ein Niveau von Ende der 1920er

Jahre abgesunken (5). Ergebnis der Reform: Nur noch etwa ein Drittel der Arbeitslosen erhält staatliche Unterstützungsleistungen; drei Millionen Frauen wurden auf den Arbeitsmarkt gezwungen und zum größten Teil in prekäre, befristete Niedriglohnjobs gedrängt (6f).

Max Sawicky belegt, dass die leichte Erhöhung niedriger Einkommen und die minimale Senkung der Armutsrate, die als Erfolgsmeldungen verkündet wurden, auf die Ausweitung der negativen Einkommenssteuer (*Earned Income Tax Credit*), die Erhöhung des Mindestlohns und das sinkende Arbeitskräfteangebot infolge des Booms zurückzuführen sind und der 96er-Reform vorausgingen (12). Mit dem Rückgang des Wachstums haben sich auch die Job-Chancen für ›Geringqualifizierte‹ wieder verschlechtert. Ein signifikanter Einfluss der Reform ist empirisch nicht auszumachen. Feststellbar sind allerdings Lücken in der Statistik: von den über zwei Millionen Haushalten, die nun keine staatliche Leistungen mehr erhalten, hat nur eine Million aus der Armut herausgefunden – die übrigen sind in noch elendere Verhältnisse gestoßen worden, werden aber nicht mehr statistisch erfasst (19). Zwar sind die Einkommen des unteren Fünftels der Bevölkerung bis zum Absturz der New Economy leicht gestiegen, die des unteren Zehntels – der Ärmsten – aber weiter gefallen (20).

Selten sind Analysen über die Folgen der Reformen für die Beschäftigten in den betreffenden Sozialbehörden. Fran Bernstein und Cecilia Perry belegen eine Intensivierung der Arbeit, steigende Bürokratie durch erhöhten Kontrollaufwand, Sparvorgaben der lokalen Regierungen, zunehmende Spannung und Gewalt zwischen öffentlich Beschäftigten und Leistungsempfängern (46ff). Überraschend für europäische Verhältnisse ist der Einfluss der Privatisierung: Die Betreuung der Leistungsempfänger ist in 19 Staaten der USA privatisiert worden. Die Firma eFunds in Arizona, die damit beschäftigt ist, hat ihrerseits Datenverarbeitung und Beratung der Klienten (!) in eine Tochterfirma in Bombay ausgelagert (51ff). Immanuel Ness und Roland Zullo verdeutlichen, wie private Unternehmen gewerkschaftliche Vertretungsstrukturen massiv bekämpfen, Tarifstandards absenken und die zuvor öffentlich Beschäftigten entlassen, um sie anschließend auf demselben Arbeitsplatz, aber zu schlechteren Konditionen wieder einzustellen. Zum Teil wird ein Beschäftigungsabbau von 50 % und eine Senkung der Löhne um 60 % dokumentiert (67).

Die Seite des vermeintlichen ›Förderns‹ beleuchtet Helena Worthen. Ein minimal ausgestattetes Programm wurde aufgelegt, welches den Schwerpunkt von der Qualifizierung auf kurze Trainings verschiebt (80f). Im Gegensatz zu den Weiterbildungsprogrammen von Gewerkschaften und Unternehmen konnten sich die Teilnehmer dieses Programms kaum dauerhaft auf dem Arbeitsmarkt etablieren: »Training ist keine Lösung für Armut und Mangel an guten Jobs« (88). Chirag Mehta und Nik Theodore zeigen, dass in den 1990er Jahren nur ein Segment des Arbeitsmarktes signifikante Zuwachsraten verzeichnen konnte: die Zeit- und Leiharbeit (90). Sie dient als »konjunktureller Puffer« und Flexibilitätsreserve (91).

David Olson und Erich Steinman gehen der Organisierung von Gegenkräften in Form der »Living-Wage«-Kampagnen nach. Sie rückten die Themen Niedriglohn und Working Poor ins öffentliche Bewusstsein. Gegenüber defensiven Rückzugsgefechten vieler Gewerkschaften konnten die Initiativen von unten eine offensive Forderung in die Debatte bringen und zugleich breite »horizontale Koalitionen« zwischen unterschiedlichsten gesellschaftlichen Gruppen auf lokaler Ebene anregen. Verf. zeigen allerdings auch »Grenzen« der Kampagnen auf: hohe Fluktuation der Beteiligten einerseits, die »üblichen Verdächtigen« andererseits – eher eine »Neuausrichtung vorhandener Ressourcen als die Schaffung neuer« (126). Die Forderung des Living-Wage ist beschränkt auf den öffentlichen Sektor und gekoppelt an einen Arbeitsplatz – was für Arbeitslose, Illegale und in der Privatwirtschaft Beschäftigte wertlos bleibt. Letztlich waren die tatsächlichen Auswirkungen auf die Einkommen »weniger effektiv« als

Mindestlohninitiativen (129). Die langfristigen Effekte sehen Verf. entsprechend im Bereich politischer Organisation und in der Schaffung gesellschaftlicher Bündnisse gegen den Neoliberalismus (129). Immerhin gibt es Living-Wage-Kampagnen in über 80 Städten der USA.

Simmons' Schlussfolgerung, sich doch wieder in Gewerkschaften zu organisieren, bleibt unbefriedigend. Auch James Jennings Forderung nach sozialer Gerechtigkeit und Menschenrechten, um im Anschluss an Martin Luther King eine neue soziale Bewegung zu schmieden, nimmt die veränderten Bedingungen nicht in den Blick. Von einem »Abbau« des us-amerikanischen Wohlfahrtsstaats kann keine Rede sein, denn dem Volumen nach wird nichts eingespart, vielmehr wird seine Transformation in einen *workfare state* deutlich, der die Disziplinierung der Arbeit und die Erhöhung der Profitraten zum Ziel hat.

Mario Candeias (Berlin)

Gerntke, Axel, Werner Rätz, Claus Schäfer u.a., *Einkommen zum Auskommen. Vom bedingungslosen Grundeinkommen, gesetzlichen Mindestlöhnen und anderen Verteilungsfragen*, hgg. von der Koordinierungsstelle gewerkschaftlicher Arbeitslosengruppen, VSA, Hamburg 2004 (110 S., br., 9,80 €)

Hg. wollen diskutieren, mit welchen Konzepten der gegenwärtigen Verarmungspolitik begegnet werden kann. Als Betroffene werden Arbeitslose, Sozialhilfeempfänger und Niedriglöhner aufgeführt. Jene Personengruppen, deren Existenzweisen mit diesen Begriffen nur unzureichend gefasst werden können (z.B. Hausfrauen, Migrantinnen in der Illegalität), fehlen. Diese Leerstelle ist für etliche Beiträge programmatisch. Gabriele Peter und Jörg Wiedemuth zeigen auf, dass bisherige tarifliche und gesetzliche Regelungen die Verbreitung von nicht-existenzsichernden Niedriglohneinkommen trotz Vollzeitarbeit nicht verhindert haben. Sie legen Argumente für und gegen ein gesetzliches Mindesteinkommen dar und diskutieren Vorschläge zur Höhe eines entsprechenden Einkommens bei Vollzeittätigkeit. Nicht erwähnt wird, ob die Summen als Lebensunterhalt für Familien (mit abhängigem Lebenspartner) oder als Individualeinkommen vorgesehen sind, obwohl die Antwort darauf, ab welcher Höhe ein Einkommen die »angemessene Teilhabe am soziokulturellen Leben« (13) ermöglicht, hiervon abhängt. Der Zusammenhang familiärer Abhängigkeitsstrukturen und spezifischer Armutsrisiken von Frauen und Kindern bleibt ausgeblendet.

Joachim Rock benennt die Folgen von Hartz IV für Rente und Gesundheit und verortet diese Form der Sozialpolitik historisch: Die Grundidee der Sozialhilfe, allen ein Leben in Würde zu ermöglichen, wurde bereits seit Jahrzehnten zunehmend ausgehöhlt. Rock hält »systemüberwindende Konzepte« wie das bedingungslose Grundeinkommen für ungeeignet, gehe es doch nur darum, weitere Lohnsenkungen zumutbar zu machen und eine Kompensation für den gesellschaftlichen Ausschluss zu gewährleisten (25). Hingegen gilt das Modell der bedarfsorientierten Grundsicherung, ausgearbeitet vom Paritätischen Wohlfahrtsverband, ohne jede Einschränkung als geeignete politische Zielsetzung, wobei es gegen die Hartz-Gesetzgebung, die formal ebenfalls als Grundsicherung daherkommt, abgegrenzt wird (kein Zwangscharakter, ausreichende Höhe der Zahlungen). Im Unterschied dazu zeigt Axel Gerntke zwar auch die Nähe von antikapitalistischen und neoliberalen Existenzgeld-Konzepten auf. Er will deren Grundidee aber zugleich retten, um strategische Ansatzpunkte zur Zurückdrängung von Profitprinzipien und ein Leben in größerer Selbstbestimmung zu finden. Harald Rein verortet die Existenzgeldforderungen in den Diskussionen der deutschen Erwerbslosen- und Sozialhilfeinitiativen seit den 1980er Jahren, in denen Vorstellungen von der Neuorganisation gesellschaftlicher

Produktion und Verteilung ebenso vertreten waren wie die Frage nach neuen Werten. Er geht über die anderen Beiträge hinaus, wenn er darauf hinweist, dass die alternativen Modelle nur umsetzbar sind, wenn sich auch die individuellen Bewusstseinsformen und alltäglichen Lebensweisen verändern (58). Und er fragt nach den politischen Akteuren, die das vorgeführte Modell durchsetzen können und wollen (59).

Werner Rätz verortet Massenarbeitslosigkeit und -armut in der Krise des fordistischen Reproduktionsregimes und in der steigenden Produktivität, die menschliche Arbeitskraft für den Produktionsprozess entwertet, wenngleich sie Quelle des Profits bleibt (86). Er verdeutlicht, dass der »postfordistische Wettbewerbsstaat« auf gegensätzliche Bewegungen von unten setzt: Er leiste eine Reintegration sowohl derer, die aus dem alten Sozialsystem notgedrungen herausgefallen sind, als auch derjenigen, die aus ihm freiwillig ausstiegen, um selbstbestimmtere Arbeitsformen zu finden (90). Rätz stellt die Auflösung sozialstaatlicher Formen als eine logische Konsequenz der immanenten Widersprüche des Fordismus dar; wer an der zentralen Bedeutung von Lohnarbeit für menschliche Existenz festhalte, obwohl dies zur Schaffung des gesellschaftlichen Reichtums nicht mehr nötig sei, lande »fast selbstverständlich bei Arbeitszwang, Billiglohn, Sozialkassenschlag« (91). Als Perspektive zeichnet Rätz eine Gesellschaft ohne (Lohn)Arbeit und ohne Zwang, in der jeder lustvoll und kreativ unterschiedlichen Tätigkeiten nachgeht (92f). Ungefragt bleibt, ob nicht auch in postkapitalistischen Verhältnissen noch lange Tätigkeiten existieren werden, die keineswegs mit Lust zu verbinden und doch für das menschliche Überleben notwendig sind. Zudem hat er selbst zuvor erläutert, dass sich das Konkurrenzprinzip in das Verhalten von Individuen und Gruppen einräubt. Wie hieraus Menschen entstehen sollen, die fähig und willens sind, eine derart lustvolle Gesellschaft sinnvoll und gerecht zu gestalten, scheint in seinem Beitrag eine Frage ohne politische Relevanz.

Insgesamt werden die alternativen Konzepte zur sozialökonomischen Regulierung holzschnittartig dargestellt. Die Autoren favorisieren gegensätzliche Projekte und präsentieren diese jeweils widerspruchsfrei als sinnvolle Antwort auf die gegenwärtigen Verhältnisse. Das widersprüchliche Feld widerständiger Politiken zu rekonstruieren, bleibt den Leserinnen und Lesern überlassen. Gleichwohl ist der Band geeignet, einen Überblick über die unterschiedlichen Akteure zu bekommen, die an den Debatten über Mindestlohn und Grundsicherung beteiligt sind.

Iris Nowak (Hamburg)

Geschichte

Davis, Mike, *Die Geburt der Dritten Welt – Hungerkatastrophen und Massenvernichtung im imperialistischen Zeitalter*, Assoziation A, Berlin-Hamburg-Göttingen 2004 (464 S., Ln., 30 €)

Davis' These ist, »dass das, was wir heute die ›Dritte Welt‹ nennen, ein Produkt der Einkommens- und Vermögensungleichheiten ist – der berühmten ›Entwicklungslücke‹, die v.a. im letzten Drittel des 19. Jh. entstanden ist, als man begann, die großen Bauernschaften außerhalb Europas in die Weltwirtschaft zu integrieren« (24). Zur Zeit der Französischen Revolution habe es noch keine Klassenunterschiede zwischen den Gesellschaften Europas und Asiens gegeben. Der durchschnittliche Lebensstandard in Europa lag Mitte des 19. Jh. sogar etwas unter dem Asiens (295ff). Die »Dritte Welt« habe sich im Laufe des viktorianischen Zeitalters, der Hochphase des liberalen Kapitalismus, herausgebildet. »Millionen starben nicht außerhalb des ›modernen Weltsystems‹, sondern im Zuge des Prozesses, der

sie zwang, sich den ökonomischen und politischen Strukturen anzupassen. Sie starben im goldenen Zeitalter des liberalen Kapitalismus; viele wurden [...] durch die dogmatische Anwendung der heiligen Prinzipien von Smith, Bentham und Mill ermordet.« (18)

Davis schildert mit den Mitteln der traditionell erzählenden Geschichtsschreibung die Hungerkatastrophen zwischen 1876 und 1879 sowie zwischen 1896 und 1900 in Indien, China und Brasilien, die in Folge von Dürren zwischen 31 und 61 Mio. Opfer forderten – Katastrophen, denen in der westlichen Geschichtsschreibung auch Marxisten wie Hobsbawm keine Beachtung schenkten (17f). Die Verhungerten waren Opfer des Zusammenspiels der ersten Welle der kapitalistischen Globalisierung, der Integration der bäuerlichen Subsistenzwirtschaften in Indien, China etc. in den Weltmarkt und der am Ende des 19. Jh. besonders heftigen Dürrekatastrophen in Folge der El-Niño-Southern-Oscillation (ENSO). Davis nennt sein Vorhaben in Anschluss an Michael Watts (*Silent Violence: Food, Famine and Peasantry in Northern Nigeria*, 1983) eine »Politische Ökologie des Hungers«, die die marxistische Politische Ökonomie mit der Umweltgeschichte verbindet (25). In diesem Sinne definiert er Termini wie Hungerkausalität, Hungersterblichkeit und Klima nicht essenziell, sondern als von sozialen Auseinandersetzungen geprägte Kategorien. Hunger ist demnach in entwickelteren Gesellschaften nicht einfach Lebensmittelknappheit, sondern eine Konsequenz von bspw. zu hohen Preisen und Beschäftigungslosigkeit (29). Klimatische Risiken werden nicht als naturgegeben, sondern als Ergebnis ausgehandelter Abmachungen gesehen, da jedes Gemeinwesen andere institutionelle, soziale und technische Mittel entwickelt, mit diesen Risiken umzugehen. »Hungerkatastrophen sind demnach soziale Krisen, die das Versagen spezifischer ökonomischer und sozialer Systeme widerspiegeln.« (291) Das schließt eine besondere Gewichtung von Klassenkämpfen und sozialer Ungleichheit bei der Analyse ein (30). Am Beispiel der indischen Mogule und der chinesischen Kaiser des 18. Jh. zeigt Davis, wie andere soziale Systeme als die vom britischen Imperialismus beeinflussten auf ähnliche Dürrekatastrophen reagiert haben. Durch Preisregulierung, Kornspeicherung, Embargo für Weizenexporte, unentgeltliche Verteilung von Lebensmitteln, Bewässerung und niedrige Besteuerung wurden die Katastrophen vermieden bzw. gemildert (288ff). Das *Journal of the Statistical Society* veröffentlichte schon 1878 eine Studie, wonach 31 schwerwiegenden Hungersnöten in 120 Jahren britischer Herrschaft nur 17 Hungersnöte in den beiden vorangegangenen Jahrtausenden gegenüberstanden (291).

Das System der britischen Kolonialherrschaft mit den aufgezwungenen Handelsschulden, dem zunehmenden Exportdruck zu Lasten der einheimischen Nahrungssicherheit, überhöhten Steuern und einem räuberischen Handelskapital, der Kontrolle über zentrale staatliche Einnahmequellen und Entwicklungsressourcen, anhaltenden imperialen Militäraktionen und Bürgerkriegen und einem Goldstandard, der die Taschen der asiatischen Kleinbauern leerte (308), machte die peripheren Subsistenzwirtschaften extrem anfällig für Naturkatastrophen.

Die Studie besticht durch ihre Materialdichte, wobei Davis sich auch auf lateinamerikanische und asiatische Historiker stützt, so dass deren Arbeiten nun hoffentlich auch in Deutschland zur Kenntnis genommen werden. Zu kritisieren ist jedoch der Anspruch, die Geburt der Dritten Welt erklären zu wollen. Denn Davis gelingt dies lediglich für Indien, China und Brasilien; Afrika behandelt er nur am Rande. Aber gerade Afrika ist ein wesentlicher Bestandteil der im Kalten Krieg geprägten Kategorie »Dritte Welt«. Nach einer Phase der vorwiegenden kulturwissenschaftlichen Geschichtsschreibung des Kolonialismus (Said, Mitchell, Dirks, Stoler), stellt Davis Fragen der »alten« Sozialgeschichte auf neue Weise: die nach dem Zusammenhang von Staatsbildungsprozessen, Armut, sozialen

Bewegungen und – darin besteht das Neue – der Umweltgeschichte. Darüber hinaus drängt sich die Frage auf, was die Millionen von Toten der ersten Welle der Globalisierung über die heutige Welt aussagen. Davis äußert sich dazu nicht, politisch ist seine Studie durchaus als »Schwarzbuch des Kapitalismus« zu lesen. Guido Speckmann (Marburg)

Kebler, Mario, *Arthur Rosenberg. Ein Historiker im Zeitalter der Katastrophen (1889-1943)*, Böhlau, Köln-Weimar-Wien 2004 (335 S., geb., 39,90 €)

Zweifellos gehört Arthur Rosenberg zu den großen, aber in Vergessenheit geratenen deutschen Historikern. Nahezu idealtypisch verkörpert er, dessen jüdische Herkunft durch das wilhelminische Mittelstandsmilieu assimiliert wurde, die Rolle des intellektuellen Außenseiters, der mindestens zweimal den Wirrungen eines historischen »Aufbruchs« folgte: Als überzeugter Nationalist unterstützte Rosenberg 1914-1918 die Siegfriedens-Politik des deutschen Militarismus, vollzog dann eine Kehrtwendung, um bis 1925 zu einem der ultralinken Vordenker der KPD, ja zum Einpeitscher eines revolutionären Aktionismus zu werden. Sein Austritt aus der stalinisierten KPD 1927 markierte einen weiteren Wendepunkt. Der nunmehr unabhängige Marxist geriet bis 1933 zwischen die Fronten der gespaltenen Arbeiterbewegung.

Seine bedeutendsten Werke *Die Entstehung der Deutschen Republik 1871-1918* (Berlin 1928), *Geschichte des Bolschewismus* (Berlin 1932) und *Demokratie und Sozialismus* (Amsterdam 1938) wurden bis in die 1980er im Westen neu aufgelegt. Ihre Grundthesen sind bis heute, auch wenn der Hauptstrom der historischen Forschung ihnen nicht immer folgen mag, aktuell. Ähnlich wie sein jüngerer Kollege Eckard Kehr kombinierte Rosenberg sozial- und politikgeschichtliche Aspekte, um die Widersprüche im herrschenden Block aufzuzeigen: »Der deutsche Imperialismus musste von einem Staat gemacht werden, den immer noch die agrarische Aristokratie beherrschte. Aus dem ungelösten Widerspruch zwischen der agrarisch-feudalen Form und dem bürgerlich-kapitalistischen Inhalt des Kaiserreichs musste der Zusammenbruch erfolgen.« (159) Nachdem der Marxismus in Westeuropa durch die reformorientierte Alltagspraxis der Zweiten Internationale seine revolutionäre Kraft verloren habe, argumentierte Rosenberg in der *Geschichte des Bolschewismus*, sei es Lenins Bolschewiki vorbehalten geblieben, dessen Potenzial im rückständigen Russland zur Geltung zu bringen. Die Oktoberrevolution bis hin zum Staatskapitalismus der Neuen Ökonomischen Politik sei ein historischer Fortschritt. Die Methoden des Bolschewismus und die sozialen Kosten insbesondere von Stalins Politik bezeichnete Rosenberg als »reaktionär« (168). Der in *Demokratie und Sozialismus* unternommene Versuch, »über das Verhältnis von Demokratie und Marxismus aufzuklären« sowie die durch die unangetasteten Eigentumsverhältnisse bedingten Strukturdefizite der liberalen Demokratie herauszuarbeiten und auf die bürgerlichen Gesellschaften inhärente »Verflachung und Entwertung der Demokratie« hinzuweisen, sind aktuell: »Man begann unter der Demokratie nicht mehr die aktive Selbstregierung der werktätigen Massen als Mittel zu ihrer politischen und sozialen Befreiung zu sehen, sondern nur noch eine kapitalistische Staatsform, die sich durch ein Parlament des allgemeinen Stimmrechts auszeichnet, aber sonst den Massen nichts nützt.« (211)

Verf. gelingt es, Rosenbergs Werk und Leben so darzulegen, dass deutlich wird, warum er, so Theo Bergmann in seinem Vorwort, »Ketzer, nicht Renegat« des Kommunismus wurde (10). Es bleiben einige Fragen. Zum einen wird Rosenbergs abrupter Bruch mit dem preußischen Establishment unterbelichtet. Allzu lapidar kommentiert Verf. dessen Abkehr von den »Ideen von 1914« als »politischen Wandlungswillen« (42). Er musste wissen, dass Wohlgesonnene, wie sein akademischer Ziehvater Eduard Meyer, fortan danach trachten

würden, ihm eine Universitätsperspektive zu verwehren. Letzteres ist ihnen auch bis hin zum Entzug der *Venia Legendi* am 24. September 1933 geglückt. Abgesehen von der Zeit als KPD-Funktionär und Reichstagsabgeordneter (1924-1928) schlug sich Rosenberg als Volksschullehrer bzw. ab Ende der 1920er Jahre als Studienassessor an Berliner Gymnasien durch. Die schäbigen Kampagnen des reaktionären Akademikerkartells werden vom Verf. minutiös herausgearbeitet.

Nachdem die Parteilinke, zu deren Wortführern Ruth Fischer, Arkadij Maslow, Werner Scholem und eben auch Arthur Rosenberg gehörten, unterstützt durch Komintern-Chef Grigorij Sinowjew und andere russische Spitzenfunktionäre, 1924 die Parteiführung an sich gerissen hatte, war der Weg frei für die vom 5. Weltkongress beschlossene »Bolschewisierung« der Komintern-Sektionen. Im Zuge der anhaltenden Querelen innerhalb der Linken und dem immer offenkundigeren Eingreifen der russischen Partei in die inneren Angelegenheiten der KPD setzte bei Rosenberg ein Entfremdungsprozess ein, den Verf. nur oberflächlich analysiert. Wohl bis zur Jahreswende 1925/26 hielt Rosenberg am revolutionären Aktionismus fest, der die Linken gegen die 1924 abgesetzte – »rechte« – Bandler-Zentrale zusammengehalten hatte. Die Spaltung der Linken und die Installierung Ernst Thälmanns zur überragenden Figur innerhalb der KPD führte zur Marginalisierung Rosenbergs, der seine Kontakte zu Karl Korsch und anderen Verfeimten aufrechterhalten wollte. Rosenberg knüpfte 1927 an die gewerkschaftspolitischen Vorstellungen seiner einstigen Gegner, der Bandler-Gruppe, an und wandte sich öffentlich gegen die Hegemonie der russischen Bolschewiki innerhalb der Komintern und deren »falsche« China-Politik. Eine Reform der Komintern sei unmöglich, kommunistische Politik verkomme zum »Lotteriespiel« (138). Zwar nennt Verf. die Gründe für den Entfremdungsprozess, doch die Auseinandersetzungen, die Rosenberg mit Korsch und Scholem auf der einen, mit ehemaligen politischen Freunden (Fischer, Maslow) und innerparteilichen Gegnern (Thälmann und sein »bolschewistisches« Mehrheits-ZK) auf der anderen Seite führte, bleiben merkwürdig blass. Das Manko, wenig über den Menschen Rosenberg und sein Privatleben – über seine Frau und die drei Kinder – zu erfahren, teilt der Band mit vielen anderen. Das Kapitel *Der Zeithistoriker im Exil* schildert die Stationen von Rosenbergs Emigration, die über die Schweiz, Großbritannien in die USA führte, wo er nach langem Hin und Her eine Lehrtätigkeit am New Yorker Brooklyn College erhielt. In den letzten Lebensjahren suchte Rosenberg den Kontakt zu jüdischen Hilfsorganisationen und wurde zum Mitbegründer der überparteilichen Organisation »Unabhängige Gruppe deutscher Emigranten«. Er unterhielt zahlreiche Kontakte zur deutschen Migrantenszene in den USA.

Jens Becker (Frankfurt/M)

Grundmann, Siegfried, Felix Bobek. Chemiker im Geheimapparat der KPD (1932-1935), Karl Dietz, Berlin 2004 (128 S., br., 9,90 €)

Bobek stieß – ohne Mitglied der KPD zu sein – 1932 zum wohl wichtigsten Ressort ihres Geheimapparats, der Betriebsberichterstattung (BB). Es beschaffte Material über die Stimmung in den Fabriken und über Produktionsgeheimnisse besonders in der Rüstung, das der Roten Armee und der Sowjetindustrie zuing. Bobeks spezielle Leistung war die Fertigung verkleinerter Fotokopien, so dass bis zu 25 Seiten auf ein Negativ passten, die in Rasierklingenpackungen über die Grenze geschleust werden konnten. Er wurde 1935 zusammen mit anderen BB-Zugehörigen verraten und verhaftet, 1937 angeklagt und im Januar 1938 – nach Ablehnung seines Gnadengesuchs – hingerichtet.

Grundlage der Arbeit sind Akten von SAPMO und BStU, der Lebensbericht der Ehefrau Gudrun und Auskünfte u.a. der beiden Töchter. Verf. berichtet auch über BB-Mitarbeiter,

die sich der Gestapo zur Verfügung stellten. Einer, der das erst nach seiner Verhaftung tat, wurde gleichfalls Opfer des Fallbeils, da er ein dem NS-Geheimdienst lästiger Mitwisser über dessen Methoden und Kenntnisse war. Die Rolle Gertrud Bobeks wird in der Broschüre unterbelichtet: Sie wirkte nicht nur bei der Herstellung von Fotokopien mit, sondern schrieb auch eigene Berichte, so über ein Treffen von Vertretern deutscher Minderheiten anderer Länder, der »fünften Kolonne«, mit Hitlers Stellvertreter Heß und Innenminister Frick in den Räumen ihrer Arbeitsstelle.

Der Band ist »Nebenprodukt« eines größeren Projekts über *Die FBI-Akte Einsteins* und gefälschte Papiere, mit denen der amerikanische Geheimdienst Einstein Anfang der 1950er Jahre als Zuarbeiter kommunistischer Apparate »entlarven« und Maßnahmen zur Ausbürgerung aus den USA befördern wollte. Er hätte an Informationsgehalt gewonnen, hätte sich Verf. über die beim Volksgerichtshof Beschäftigten informiert, darunter den am Bobek-Fall beteiligten Hilfs-Untersuchungsrichter Rehse, der – später VGH-Beisitzer – trotz Mitwirkung an 231 NS-Todesurteilen vor Strafverfolgung in der BRD geschützt wurde.

Manfred Behrend (Berlin)

Klundt, Michael (Hg.), *Heldenmythos und Opfertauel. Der Zweite Weltkrieg und seine Folgen im deutschen Geschichtsdiskurs*, Papy Rossa, Köln 2004 (191 S., br., 13,50 €)

Debatten über den Zweiten Weltkrieg haben auch im neuen Jahrtausend Konjunktur. Klundt spricht sogar von einer »Unübersichtlichkeit neuen Typus« (8). Ständen in den 1990er Jahren noch stärker deutsche Täter- und Mittäterschaft im Mittelpunkt geschichtspolitischer Kontroversen, so wird nun vorrangig über deutsche Leiden, Opfer und Heldentaten diskutiert.

Im ersten Kapitel werden Ursachen, Entwicklungen und Folgen des Zweiten Weltkriegs thematisiert (Kurt Pätzold, Gerhard Zwerenz); darauf folgt eine Analyse von Faschismus und Krieg in der medialen Aufbereitung (Bernd Kleinhaus, Gerd Wiegel) sowie abschließend eine Darstellung und Kritik der vorherrschenden geschichtspolitischen Debatten. Im Mittelpunkt der Kritik steht die Opferrhetorik. Pätzold widmet sich der Auffassung, nun könne endlich ohne Rücksicht auf die Alliierten über die deutschen Opfer und Leiden gesprochen werden. Dabei untersucht er anhand von Jörg Friedrichs *Der Brand* die Diskussion über den Luftkrieg gegen NS-Deutschland. Er und Klundt können zeigen, welch verheerende Geschichtsklitterung und Täter/Opfer-Vermischung betrieben wird, wenn etwa die Sprache deutscher Vernichtungspolitik auf die deutschen Opfer des Luftkriegs übertragen wird. Wenn Friedrichs von »größter Bücherverbrennung aller Zeiten«, »Massenausrottung«, oder von Luftschutzkellern als »Krematorien« bzw. »Gaskammern« spricht, setzt er den Luftkrieg mit der Vernichtungspolitik Nazi-Deutschlands gleich.

Die meisten Artikel setzen sich mit der Entkontextualisierung des deutschen Faschismus in seiner historischen Darstellung auseinander: »Eines Tages werden die Nachgeborenen ›alles über den Krieg wissen‹, ausgenommen warum er geführt wurde.« (Pätzold, 181) Wiegel analysiert die NS-Dokumentationsreihen von Guido Knopp im ZDF, der zumeist den Verführer Hitler oder einige wenige Helfershelfer als alleinige Verantwortliche in den Vordergrund stelle. Der Großteil der Bevölkerung wird von den Verbrechen freigesprochen. – Neuere Studien zur Akzeptanz des NS in der Bevölkerung werden nur am Rande erwähnt (etwa zur Frage, wie die Verbrechen in deutschen Familien verarbeitet worden sind – vgl. Birgit Rommelspacher 1995, *schuldlos – schuldig*; Harald Welzer 2002, *Opa war kein Nazi*; vgl. a. die Rez. zu Welzer in *Argument* 253/2003). Trotz dieser Defizite ist der Band, nicht zuletzt mit Blick auf die 60-Jahr-Feiern zum Kriegsende, hoch willkommen.

Marcus Meier (Bad Vilbel)

Agethen, Manfred, Eckhard Jesse u. Erhart Neubert (Hg.), *Der missbrauchte Antifaschismus. DDR-Staatsdoktrin und Lebenslüge der deutschen Linken*, Herder, Freiburg 2002 (446 S., Ln., 18 €)

Der Titel der Sammlung ist Programm: Die Diskreditierung und Ersetzung des Antifaschismus-Begriffs durch die Parole des Antitotalitarismus. So plädieren die Vorkämpfer und Begründer der Extremismus-Formel Jesse und Backes gegen das »Verschwimmen der Abgrenzung zwischen demokratisch und [links- oder rechts-]extremistisch« (25) und für die »Zusammengehörigkeit von Antikommunismus und Antifaschismus« (21), wobei sich letzterer seit der DDR durch die politische Instrumentalisierbarkeit als Staatsdoktrin, die Ausgrenzung nicht-kommunistischer Widerstandskämpfer des NS und die gleichzeitige Kampfansage gegen die kapitalistischen Wurzeln des Faschismus als obsolet erwiesen habe. Der Sozialfaschismus-Vorwurf der KPD der Weimarer Zeit wird von den Hg. mit aktueller linker Kritik an konservativen Politikern gleichgesetzt. Die Kritik richtet sich auch gegen die vermeintliche »Definitionshoheit« der Linken (11), die wegen eines übertriebenen Hanges zur *political correctness* den Begriff des Antifaschismus besetzt, umgewidmet und dazu benutzt hätten, unbescholtene Bürger zu Rechtsextremisten zu erklären. »Dann bestimmt sich nach ihren Kriterien, wer oder was ein ›Rechtspopulist‹ ist, ganz zu schweigen von dem Diffamierungspotenzial, das sich eröffnet durch die Verdrängung von unliebsamen Personen und Positionen aus Normalität und Mitte an den Rand.« (Wolfgang Schäuble, Vorwort) Schließlich bemühen sich Backes/Jesse um eine ›Beweisführung‹ der Kontinuität von SED zu PDS anhand des Antifaschismus-Begriffs. Ziel ist offensichtlich das Aufzeigen der Notwendigkeit einer Revitalisierung der Beobachtung der Partei und ihrer Kommunistischen Plattform durch den Verfassungsschutz.

Trotz der sich ständig wiederholenden Seitenhiebe auf die 68er-Generation oder die PDS sind einige Aufsätze des zweiten Teils informativ, wie z.B. Lothar Merten über den offiziellen Antifaschismus und verborgenen Antisemitismus, oder Bernd Eisenfeld über Rechtsextremismus in der DDR. Herausstechend, da sich dem Anti-Extremismusansatz der Hg. gewissermaßen entziehend, ist der nachgedruckte Artikel von Annette Simon, in dem sie ihre inneren Widersprüche in Bezug auf ihren eigenen Antifaschismus darstellt, der sie letztendlich dazu brachte, gegen den Staat zu opponieren, und sie gleichzeitig davon abhielt, mit dem in der DDR mit ihm verwobenen Loyalitätsbeweis gegenüber dem Staat zu brechen. Der Beitrag zeigt zugleich, dass durchaus ein von der Partei-Doktrin unabhängiger Antifaschismus auch in Teilen der späteren Generationen der DDR-Bevölkerung vorhanden war, der durch Nachkriegsliteratur, Erlebnisberichte oder familiäre Erziehung geprägt wurde und sich nicht in die staatsdoktrinäre, ungleiche Aufteilung von ›Kämpfer‹ gegen den NS und ›Opfer‹ des NS einordnen ließ. Simon beschreibt außerdem, wie der Antifaschismus als Staatslegitimationsbasis, seine Abstrahierung von der ostdeutschen gesellschaftlichen (Nachkriegs)Realität und sein pauschaler Verweis auf die ausschließliche Existenz des Faschismus im Kapitalismus (sprich BRD) dazu führte, dass (post)faschistische Tendenzen innerhalb des ›realexistierenden Sozialismus‹ negiert wurden. Ebenfalls positiv aus dem Rahmen fällt Peter Masers Beitrag über gelebten und ›alternativen‹ Antifaschismus in der DDR aus christlicher Perspektive, der zeigt, wie schwierig es war, den staatlich verordneten Antifaschismus zu durchschauen und zu kritisieren – nicht nur, weil es an aufklärender Literatur fehlte –, da die Staatsdoktrin »nach dem Motto: ›Wer nicht für uns ist, der ist für den Faschismus!‹« (116) operierte und so Menschen in ein moralisches Dilemma stürzen konnte. Maser zeigt, wie es trotzdem in der DDR möglich war, sich mit gelebtem Antifaschismus auseinanderzusetzen und

ihn selbst zu leben, sei es durch ›Aktion Sühnezeichen‹, diverse Arbeitsgemeinschaften, Gruppierungen oder auch die staatlich geförderten Besuche von NS-Verfolgten an den Schulen.

Unerträglich sind dagegen Beiträge wie der Peter Schütts, der versucht, anhand einzelner antifaschistischer Aktivitäten seit den 90er Jahren die von den oben genannten Autoren bereits konstatierte Vorherrschaft der (68er-)Linken in den Medien zu untermalen, um gleichzeitig die vermeintlich überheblichen Aktionen mit Methoden des NS in Verbindung zu bringen (so z.B. linke ›Blockwarte‹ der politischen Korrektheit«, 323). Auch bei Backes' Plädoyer für die Verbreitung einer »kulturellen Basis für eine ›antitotalitäre Linke‹ – und Rechte [!?!], wie man gemäß der Logik des liberalen Systems hinzufügen muss« (37), offenbart sich die Ignoranz des Totalitarismusansatzes gegenüber der substantiellen Verschiedenheit linker und rechter Weltanschauung. So bedeutet ein zur DDR-Staatsdoktrin alternativer Antifaschismus nicht, dass dieser sich per se gegen einen linken Politikansatz richten muss, gegen rechts richtet er sich jedoch unmissverständlich. Denn gerade an diesem Punkt blieb der DDR-Staats-Antifaschismus eine Floskel, wenn es um eigene gesellschaftliche Entwicklungen ging. Die Dämonisierung der Täter auf der einen und die Übersteigerung des kommunistischen Widerstands in einen Heldenmythos auf der anderen Seite ließen der konkreten Erfahrbarkeit kaum Platz: Ausgeklammert wurden so die in der ›Banalität des Bösen‹ liegende Gefahr des NS, wie auch die rein menschliche, alltägliche Dimension antifaschistischen Handelns.

Nina Knirsch (Berlin)

Bei uns über Direktversand noch erhältlich! Aus der Kultur der sozialen Bewegungen:

Cynthia Cockburn

Blockierte Frauenwege. Wie Männer Gleichheit in Institutionen und Betrieben verweigern.
Argument Sonderband 212. 14,83 € [D]

Mary Mellor

Wann, wenn nicht jetzt! Für einen ökosozialistischen Feminismus.
Argument Sonderband 216. 14,83 € [D]

Rossana Rossanda

Auch für mich. Aufsätze zu Politik und Kultur. Argument Sonderband 224. 14,83 € [D]

Dorothy Smith

Eine Soziologie für Frauen. Der aktive Text. Argument Sonderband 235. 20,35 € [D]

Inge Stephan/Sigrid Weigel

Die verborgene Frau. Sechs Beiträge zu einer feministischen Literaturwissenschaft.
Argument Sonderband 96. 7,93 € [D]

Bestellungen (im Inland portofrei) an:

Argument Verlag · Eppendorfer Weg 95 · 20259 Hamburg

Fax: 040 / 40180020 · verlag@argument.de



Verfasser und Verfasserinnen

V: Veröffentlichungen A: Arbeitsgebiete M: Mitgliedschaften

Acker, Joan, 1924; PhD, Prof. em. für Soziologie, Univ. Oregon. V: *Welfare Restructuring, Work & Poverty* (Mitaut., 2002); *Oregon Families who Left Temporary Assistance to Needy Families (TANF) or Food Stamps: A Study of Economic and Family Well-Being from 1998 to 2000* (Mitaut., 2001). A: Geschlecht und Arbeit(smarkt), Organisationsforschung und Geschlecht, Wohlfahrtsstaat und Geschlecht. M: Mithg. v. *Gender, Organisation and Work* und *Gender & Society*

Barfuss, Thomas, 1961; Dr. phil. V: *Konformität und bizarres Bewusstsein. Zur Verallgemeinerung und Veraltung von Lebensweisen in der Kultur des 20. Jahrhunderts* (2002); »Ironische Handlungsfähigkeit zwischen Subversion und Anpassung« (*Das Argument* 252, 2003). A: Kulturwissenschaft, Transformation von Arbeits- und Lebensweisen

Becker, Jens, 1964; Dr. rer. soc., wiss. Mitarbeiter an der Univ. Frankfurt, Institut für Politik und Gesellschaftsanalyse. V: *Heinrich Brandler. Eine politische Biographie* (2001); *Vereinigung freier Individuen. Kritik und gesellschaftliches Gesamtsubjekt bei Theodor W. Adorno* (Mithg., 2004). A: Soziale Bewegungen im 19. und 20. Jh., Sozialer Wandel und kulturelle Konflikte; arbeitet z.Zt. an einer politischen Biographie über Otto Brenner

Behrend, Hanna, 1922; Dr. habil., Dozentin für englische Literatur i.R. V: *German Unification. The Destruction of an Economy* (1995); *Die Abwicklung der DDR* (Hg. und Autorin, 1996); »Entnazifizierung«, HKWM 3 (1997); *Zeiten der Hoffnung – Zeiten des Zorns. In der Sicht eines DDR-Chronisten* (Hg., 2005). A: Zeitgeschichte, Frauenbewegung, Kulturwissenschaft. M: Hg. der Schriftenreihe »Auf der Suche nach der verlorenen Zukunft«

Behrend, Manfred, 1930; Dr. phil., Historiker. V: *Der schwere Weg der Erneuerung: Von der SED zur PDS* (Mithg., 1991); *Franz-Josef Strauß. Eine politische Biographie* (1995); *Leo Trotzki (1879-1940). Verdienste und Fehler eines großen Revolutionärs* (1999); *Zeiten der Hoffnung – Zeiten des Zorns. In der Sicht eines DDR-Chronisten* (Autor, 2005). M: Gesellschaftswissenschaftliches Forum, Förderverein für Forschungen zur Geschichte; Förderverein für Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung

Bernhard, Armin, 1957; Prof. für Allgemeine Pädagogik an der Univ. Duisburg-Essen. V: *Bildung und Erziehung. Grundlagen emanzipativer Subjektwerdung* (2001); *Kritische Erziehungswissenschaft und Bildungsreform* (Mitautor, 2003); *Antonio Gramscis Politische Pädagogik* (2005). A: Allgemeine Pädagogik, Erziehungs- und Bildungstheorien, Geschichte der Pädagogik

Bochmann, Klaus, 1939; Dr. phil. habil., Dr. h.c., Prof. em. für romanische Sprachwissenschaft am Institut für Romanistik der Univ. Leipzig; Frankreichzentrum. V: *Regional- und Nationalitätensprachen in Frankreich, Italien und Spanien* (1989); *Sprachpolitik in der Romania. Zur Geschichte sprachpolitischen Denkens und Handelns von der Französischen Revolution bis zur Gegenwart* (Hg., 1993); *Limba română: Istorie, variante, conflicte. O privire din afară* [Die rumänische Sprache: Geschichte, Varianten, Konflikte. Eine Außenansicht] (2004). A: Sprachgeschichte und Soziolinguistik der romanischen Sprachen; Minderheitensprachen, Sprachpolitik. M: romanistische Fachverbände, Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig

Boris, Dieter, 1943; Prof. für Soziologie am FB Gesellschaftswissenschaften und Philosophie der Univ. Marburg. V: *Mexiko im Umbruch. Modellfall einer gescheiterten Entwicklungsstrategie* (1996); *Soziale Bewegungen in Lateinamerika* (1998); *Zur Politischen Ökonomie Lateinamerikas* (2001). A: Soziologie der Entwicklungsländer, Weltwirtschaft, Lateinamerika. M: BdWi

Candeias, Mario, 1969; Dr. rer. pol., wiss. Mitarbeiter am Institut für Soziologie der Univ. Jena. V: *Ein neuer Kapitalismus?* (Mithg. und Autor, 2001); *Neoliberalismus – Hochtechnologie – Hegemonie. Grundrisse einer transnationalen kapitalistischen Produktions- und Lebensweise. Eine Kritik* (AS 299, 2004). A: Prekarisierung, Politische Ökonomie, Hegemonie-theorie, Regulationstheorie. M: GEW, InkriT, Rosa Luxemburg Stiftung

Diers, Andreas, 1957; A: Arbeiterbewegung und Staat, Leben und Werk von Wolfgang Abendroth
Eisenstein, Hester; PhD, Prof. für Soziologie am Queens College in Sydney und an der City Univ. in New York. V: *Inside Agitators: Australian Femocrats and the State* (1996); *Gender Shock: Practicing Feminism on Two Continents* (1991); *Contemporary Feminist Thought* (1983). A: Geschlechterverhältnisse und Globalisierung, internationale Frauenbewegung

Epstein, Barbara, 1944; PhD, Prof. für Geschichtsforschung am History of Consciousness Department, Univ. of California, Santa Cruz. V: *Political Protest and Cultural Revolution: Nonviolent Direct Action in the 1970s and 1980s* (1991). A: Jewish resistance in German-occupied Belarus, World War Two. M: Redaktion *Monthly Review* u. *Socialist Register*; Jewish Academic Network for Peace in the Middle East

Fuentes, Carlos, 1928; mexikanischer Schriftsteller, Gründer von *Revista mexicana de literatura*, Cervantes-Preisträger. V: *Los días enmascarados* (1954); *La región más transparente* (1958); *La muerte de Artemio Cruz* (1962); *Zona sagrada* (1967); *Terra nostra* (1975); *Ceremonias del alba* (1991); *El naranjo* (1993); *Diana o la cazadora solitaria* (1994)

Göll, Edgar, 1957; Dr. disc. soc., Sozialwissenschaftler und Zukunftsforscher. V: *Nachhaltigkeitspolitik in EU-Staaten* (2004); *Projekte für ein zukunftsfähiges Berlin* (2004). A: Nachhaltige Entwicklung, Globalisierung, Zukunftsforschung. M: ver.di, DFG-VK, Berlin 21

Grättsch, Marcus, 1974; Student der Politikwissenschaft an der Freien Univ. Berlin. A: Arbeit, Wissen, Macht, Ökonomie. M: ver.di, reflect! – Assoziation für politische Bildung und Gesellschaftsforschung (www.reflect-online.org)

Haug, Frigga, 1937; Dr. phil. habil. Prof. für Soziologie. V: *Frauenpolitiken* (1996); *Vorlesungen zur Einführung in die Erinnerungsarbeit* (1999); *Lernverhältnisse. Selbstbewegungen und Selbstblockierungen* (2003). A: Arbeit, Frauen, Methode, Lernen. M: InkriT, BdWi, Wissenschaftlicher Beirat von attac

Heineke, Corinna, 1974; Dipl.-Pol., M.A./Univ. of Sussex, Doktorandin am FB Gesellschaftswiss. der Univ. Kassel. V: *La Vida en Venta: Transgénicos, Patentes y Biodiversidad. Ediciones Heinrich Böll* (2002). A: Nord-Süd-Verhältnisse, Globalisierung geistiger Eigentumsrechte, Biodiversitätspolitik

Held, Josef, 1942; PD, Dr. habil, Dozent für Pädagogische Psychologie und Methodenlehre am Institut für Erziehungswissenschaft der Univ. Tübingen. V: *IG Metall-Jugendstudie: Lebenseinstellungen junger ArbeitnehmerInnen, Neue Orientierungen und Engagementformen* (2002). A: Vergleichende Kinder- und Jugendforschung

Jehle, Peter, 1954; Dr. phil., Lehrer. V: *Werner Krauss und die Romanistik im NS-Staat* (AS 242, 1996); *Gramsci, Gefängnishefte Bde. 7-10* (Mithg., 1996-2002); *Werner Krauss. Briefe 1922 bis 1976* (Hg., 2002)

Karydas, Dimitris, 1956; Dr. rer. nat. A: Mitarbeit im Projekt Antike Philosophie an der FU Berlin

Kipp, Martin, 1945; Dr. phil. habil., M.A., Prof. für Berufs- und Wirtschaftspädagogik an der Univ. Hamburg. V: *Produktionsorientierung und Produktionsschulen* (Mithg., 2000); *Tradition und Innovation* (Mithg., 2004); *Produktionsschulen – Bestandsaufnahme und Entwicklungsperspektiven* (Mithg., 2004). A: Historische Berufsbildungsforschung, Berufliche Rehabilitation. M: Mithg. v. *Jahrbuch für Historische Bildungsforschung*, *Hamburger Beiträge zur beruflichen Aus- und Weiterbildung* und www.bwpat.de

Knirsch, Nina, 1978; Studentin der Politikwissenschaft an der Freien Univ. Berlin. A: Totalitarismustheorie, Soziale Bewegungen, Staatsanalyse

Kuhn, Annette, 1934; Dr. phil., Prof. em. für Frauengeschichte. V: *Ich trage einen goldenen Stern. Ein Frauenleben in Deutschland* (2003). A: Frauengeschichte. M: Vorsitzende Haus der FrauenGeschichte

Lindner, Urs Titus, 1976; Student der Philosophie und Gender Studies. V: »Antisemitismus und Terror: Gegen Labica« (Mitverf., *Das Argument* 251, 2003). A: Gesellschaftstheorie

Meier, Marcus; Dipl.-Politikwissenschaftler, Stipendiat der Hans-Böckler-Stiftung, promoviert zu »Rechtspopulistischen Orientierungen bei Gewerkschaftsjugendlichen«

Müller, Julian, 1974; M.A. A: Marxistische Gesellschafts- und Staatstheorie, Klassentheorie, Geldtheorie

Niendel, Bodo, 1974; Studium der Politikwissenschaft an der Freien Univ. Berlin. A: Staat, Arbeit, Geschlecht. M: Leo-Kofler-Gesellschaft, Bildungswerk Politik und Kultur, ver.di, etuXX e.V.

Nowak, Iris, 1971; Dipl.-Sozialökonomin, Promov. an der Hamburger Univ. für Wirtschaft und Politik. V: *Die Unruhe des Denkens nutzen. Festschrift für Frigga Haug* (Mithg., 2002). A: Gerechtigkeitstheorie, Familie im Neoliberalismus

Oittinen, Vesa, 1951; PD, Dozent am Institut für Philosophie der Univ. Helsinki, forscht z.Zt. am Alexander-Institut der Univ. Helsinki

Preuss-Lausitz, Ulf, 1940; Dr., Prof. für Erziehungswissenschaft und Allgemeine Schulpädagogik. V: *Die Kinder des Jahrhunderts. Zur Pädagogik der Vielfalt im Jahr 2000* (1993); »Behinderte sind doch Kinder wie wir!« *Gemeinsame Erziehung in einem neuen Bundesland* (Mitverf., 1997); *Integrationspädagogik in der Sekundarstufe* (Mithg., 1998); *Gemeinsam länger lernen* (Mithg., 2003); *Schwierige Kinder – Schwierige Schule. Konzepte und Praxisprojekte zur integrativen Förderung verhaltensauffälliger Schülerinnen und Schüler* (Hg., 2004)

Rehmann, Jan, 1953; Dr. phil. habil., unterrichtet am Union Theological Seminary in New York. V: *Theorien über Ideologie* (Mitverf., AS 40, 1980); *Die Kirchen im NS-Staat* (AS 160, 1986); *Max Weber: Modernisierung als passive Revolution* (1998); *Postmoderner Links-Nitzscheanismus* (AS 298, 2004). A: Ideologietheorie, christlich-marxistischer Dialog, Nietzsche und die Postmoderne

Solty, Ingar, 1979; Student der Politikwissenschaft an der Philipps-Univ. Marburg. V: *Der neue Imperialismus* (Mitverf., 2004). A: Materialistische Staatstheorie, Imperialismustheorie, Konservatismus. M: Forschungsgruppe Europäische Integration, IG Metall, AgF

Speckmann, Guido, 1978; Student der Politikwissenschaft, Neueren Geschichte und Friedens- und Konfliktforschung. V: *Imperial Dihad? Über Fundamentalismus, Schurkenstaaten und neue Kriege* (Mithg., 2002); *Hegemonie – Krise – Krieg* (Mithg., 2005 i.E.). A: Marxistische Theorie, Vernichtungspolitik des deutschen Faschismus, Geschichtspolitik, KPD-Geschichte

Spillers, Hortense; Dr., Prof. für Englische Literatur an der Univ. Ithaca. V: *Conjuring: Black Women, Fiction, and Literary Tradition* (Mithg., 1985); *Comparative American Identities: Race, Sex, and Nationality in the Modern Text* (Hg., 1991); *Black, White, and in Color: Essays on American Literature and Culture* (2003). A: Afro-amerikanische Literatur, Feminismus, Marxismus

Tittor, Anne, 1980; Studentin der Soziologie, Politikwissenschaft und Friedens- und Konfliktforschung an der Univ. Marburg. A: Soziale Bewegungen, Lateinamerika, Geschlechterverhältnisse und Migration

Weber, Thomas, 1954; HKWM-Koordinator. V: »»Der seltsamste Marxist«. Hannah Arendts Benjamin-Portrait« (*Das Argument* 250, 2003)

FORUM

Wissenschaft

4 / 2004

Feministische Interventionen

S.Hading: Von »Gleichstellung« zu neuen Ansprüchen

S.Schmitz: Wie kommt das Geschlecht ins Gehirn?

Ch.Zunke: Falsche Anthropologie der Differenz

S.Graumann u. I.Schneider: Zwischen Verkörperung und Entkörperung

K.Palm: Leben: von Kraft und Stoff zur formalen Organisation

A.Thaler: An Ansprüchen vorbei

Ch.Wächter: Interdisziplinäre Technikbildung in Europa

Y.Haffner u. B.Könekamp: Strukturelle Barrieren. Erfahrungen von Frauen in naturwissenschaftlichen und technischen Berufen

Frauengeschichte

H.Meyer-Schoppa: Versinnlichung des »anderen Blicks«

Medien: Internet

G.Rückriem: Pädagogik + Medien = Medienpädagogik?

21. Jg. 2004

Herausgeber: Bund demokratischer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler e.V. (BdWi) – BdWi-Büro: Gisselberger Straße 7, 35037 Marburg – Verantwortl. Redakteurin: Claudia Stellmach – Redaktion: Vera Klier, Dr. Volker Krättschmer, Dagmar Neubauer, Barbara Nohr, Dr. Rolf Weitkamp – Erscheint vierteljährlich, Einzelheft 7 €, Jahresabo 26 €

Freiburger FrauenStudien

16 / 2005

Arbeit und Gesellschaft

N.Degele: Arbeit konstruiert Geschlecht. Reflexionen zu einem Schlüsselthema der Geschlechterforschung

St.Duttweiler: »Gar nichts«. Vom Glück der Arbeit und der Arbeit am Glück in aktuellen Lebenshilferatgebern

A.M.Fellner: »Haus, Haushalt, Häuslichkeit«. Ein kulturhistorischer Überblick über die Rolle der Frau in den USA

B.Geissler: Flexibilität in Arbeit und Alltag: Das neue Paradigma der postindustriellen Gesellschaft

B.Giesler: Arbeit: Auseinandersetzung und Weltaneignung als Voraussetzungen moderner Identität

S.Lennox: Warum gingen die Trümmerfrauen zurück an den Herd? Gender im Kalten Krieg

A.Wetterer: Rhetorische Modernisierung und institutionelle Reflexivität. Widersprüche zwischen Alltagswissen und Alltagspraxis in arbeitsteiligen Geschlechterarrangements

E.Wonneberger: Der Geschlechterblick auf die Arbeit im Wald

9. Jg. 2005

Herausgeber: M.Penk Witt. – Redaktion: R.Brand, R.Giuliani, M.Grimmig, C.Harms, A.Engelfinger, G.Lenz, M.Mangelsdorf, B.Mundt, M.Penk Witt, T.-K.Pusse, F.Schöbler, E.Vogel. – Wissenschaftliche Leitung: N.Degele, J.Jurt, E.Manske. – Redaktionsadresse: Belfortsstr. 20, 79098 Freiburg, Tel. 0761/203-8846, Fax 0761/203-8876, frauenst@mail.uni-freiburg.de.

grundrisse

zeitschrift für linke theorie & debatte



12 / 2004

- A.Pechriggl: Von der Menge zur Polis. Quantität und Qualitäten der Menge
- R.Atmüller: Arbeit an der Veränderung
- K.Reitter: Garantiertes Grundeinkommen jetzt!
- M.Birkner: »Autonomie der Migration« vs. »Imperialer Rassismus«. Zur Nicht-Dialektik von Migration und Rassismus in Hardt/Negris Buch *Empire*
- K.Neundlinger: Wissen als Wert und organisierte Erfahrung
- Subcomandante Insurgente Marcos: Drei Fabeln von Don Durito

21. Jg. 2004

Herausgeberin: Redaktion »grundrisse«. – Redaktion: W.Bacher, M.Birkner, B.Dorfer, R.Foltin, M.Gassner, F.Naetar, K.Reitter. – Erscheint vierteljährlich. Jahresabo 18 € zzgl. Versand. – Redaktionsanschrift: Antonigasse 100/8A, 1180 Wien

283 / 2005

- Politik und Ökonomie*
- M.Backes: Tsunami I: Wie der Tourismus zur Katastrophenhilfe stilisiert wird
- R.Werning: Tsunami II: Ausnahmezustand in der indonesischen Provinz Aceh
- St.Vogt: Naher Osten: Nach dem Mythos. In Israel und Palästina gibt es leise Hoffnung auf Frieden
- Rheinisches JournalistInnenbüro: »Das war nicht unser Krieg!« Folgen des Zweiten Weltkriegs auf den pazifischen Inseln
- B.Siebert u. F.-O.Sobich: Die europäische Identität dient dem Griff zur Weltmacht
- A.Zia: Entwicklungspolitik: Angepasst an die Strukturen. Eine vorläufige Bilanz der rot-grünen Politik (Teil II)
- K.Schmidt-Soltau: Kongo: Rumble in the jungle. IWF & Co sollten die Warlords honorieren

MEMRI (Middle East Media Research Institute)-Dossier: Aus arabischen Medien / Gesellschaftskritische Stimmen in Nahen und Mittleren Osten

- J.Müller: Innerarabische Diskussion um gesellschaftliche Veränderungen
- Wenn innen nichts geht. »Operationen statt Schmerzmittel!«
- Revolutionen des Wissens. »Wir benötigen einen Aufstand der Aufklärung«
- Religion I: Falsche Tradition. »Wir sollten Gott aus der Politik heraushalten«
- Religion II: Qaradawi gefährlicher als Bin Laden? Islam und Islamismus in der Reformdebatte
- Verschörungstheorien: Alles Amerikanische Agenten?
- Nahostkonflikt: Das Leben wählen

14. Jg. 2005

Herausgeber: Aktion Dritte Welt e.V. – Jährlich 8 Hefte, Einzelheft 4 €, Jahresabo 32 € (erm. 26 €). – Informationszentrum Dritte Welt, Postfach 5328, 79020 Freiburg i.Br. Redaktion: M.Backes, U.Bergmann, I.Erbach, T.Goethe, S.Günther, M.Hoffmann, G.Lutz, O.Meineck, J.Müller, U.Nickel, C.Neven-du-Mont, C.Parsdorfer, W.Rust, S.Schüller, A. Schwendemann, C.Seidler, J.Später, W.Stadter, C.Stock, S.Weber, H.Wegmann – www.iz3w.org

MARXISTISCHE BLATTER

6 / 2004

Aktuell

R.Priemer: Die Agenda-Partei und ihre Stammwähler

H.Gobrecht: Gewerkschaften in Bewegung(en)

H.Hummeler: DaimlerChrysler – ein exemplarischer Fall

K.Störch: Kirche, Diakonie, Caritas und Hartz IV

G.Labudda: Unionsparteitage – Kein Happy-end

E.Marquit: Zu den US-Präsidentschaftswahlen

W.Bemm: Unbeirrbarer Stumpfsinn

Schüsse ins Gehirn – »moderner« Irrationalismus und die Verteidigung der Vernunft

M.Buhr: Der Mut zur Vernunft

E.Hahn: Zur Aktualität der Irrationalismuskritik bei Georg Lukács

H.-G.Eschke: Der Irrationalismus hat viele Gesichter

M.Weißbecker: »Schüsse ins Gehirn« – alte und neue Schlagwörter in unserer Zeit

Positionen

P.Strutyński: Wann endet ein Krieg?

A.Scheer: Marxismus und Bolivarianismus

O.Meyer: Die Zurichtung der Ware Arbeitskraft

42. Jg. 2004

Herausgeber: G.Binus, H.Gabrecht, Th.Hagenhofer, N.Hager, H.H.Holz, H.-J.Knoben, R.Landefeld, F.Schmid, W.Seppmann, H.Stehr, P.Strutyński, W.Teuber sowie die gesamte Red. – Jährlich 6 Hefte, Einzelh. 7,50 €, Jahresabo 42,50 € (erm. 27,50 €). – Verlag: Neue Impulse Verlag GmbH, Hoffungstr. 18, 45127 Essen, NeueImpulse@aol.com – Redaktion: G.Deumlich, L.Geisler, W.Gems, M.Idler, H.Kopp (v.i.S.d.P.), H.Lederer, D.Lohaus, U.Möhlenberg, R.Steigewald, K.Wagener. – Anschrift: s. Verlag, Tel. 0201/236757. – www.MarxBlaetter.placerouge.org

Sozialismus

3 / 2005

Die Transformation des Sozialstaats

Redaktion Sozialismus: In der politischen Sackgasse

F.Stiefeld: Nach dem Systemwechsel in der Arbeitsmarktpolitik

B.Harmering: Umbau der Republik

M.Tullney: Ungleichheit wird ausgebaut

K.Mai: Bis 2050 wird Ostdeutschland auf das Niveau der 1990er Jahre zurückfallen – Bilanz der Entwicklungspotenziale und Hemmfaktoren

Perspektiven der Europäischen Union

J.Bischoff, F.Deppe, R.Detje, S.Mayer, C.Weißbach: Deregulierungsgemeinschaft Europa

M.Rym: Kosovo versinkt im Elend

Theorie

J.Bischoff, F.Fiehler, Ch.Lieber: Neoliberalismus als neue Produktionsweise (zu M.Candeias: *Neoliberalismus, Hochtechnologie, Hegemonie*)

Supplement

M.Aglietta, A.Rebérioux: Vom Finanzkapitalismus zur Wiederbelebung der sozialen Demokratie

32. Jg. 2005

Herausgeber: T.Bergmann, H.Bierbaum, J.Bischoff, K.Bullan, H.Conert, F.Deppe, O.König, S.Stamm, M.Wendl, A.Zieher u. Sost e.V. – Redaktion: J.Bischoff, R.Detje, C.Lieber, B.Müller, B.Sander – Erscheint 11mal jährlich. Einzelheft 6,20 €, Jahresabo 62 € zzgl. Porto, ermäß. 44 € – Redaktionsanschrift: Postfach 106127, 20042 Hamburg – St. Georgs Kirchhof 6, 20099 Hamburg – www.sozialismus.de

UTOPIEKreativ

Diskussion sozialistischer Alternativen

172 / 2005

M.Brie: Der Funke der Hoffnung im Vergangenen. In Erinnerung an den Herbst 1989

15 Jahre PDS

W.Adolph: PDS. Partei des Demokratischen Sozialismus. Skizzen zu ihrer Geschichte

R.Reissig: Linkssozialistische Politik in Regierungsverantwortung

Gesellschaft – Analyse & Alternativen

U.Busch: Ostdeutschland: Wirtschaftspolitische Optionen für 2005 bis 2019

J. K. 100

J.Roesler: Der Relativlohn. Jürgen Kuczynskis Instrument zur Einschätzung der Lage der arbeitenden Klassen

W.Girnius: Jürgen Kuczynski. Kolloquium zum 100. Geburtstag

173 / 2005

Gesellschaft – Analyse & Alternativen

J.Bischoff: Das Ende des Neoliberalismus und die Zukunft der Wirtschaftsdemokratie

V.Schubert-Lehnhardt: Kein Haushalt ist geschlechtsneutral

Antisemitismus

M.Kessler: Die KPD und der Antisemitismus in der Weimarer Republik

P.Ullrich: Antisemitismus etc. Bedingungen und Grenzen der (linken) Solidarität mit Palästina/Israel

15 Jahr PDS

K.Höpcke: Drei Programme – eine Partei?

F.Weis: Die PDS in den westlichen Bundesländern

16. Jg. 2005

Herausgeber: Förderverein Konkrete Utopien e.V. unter Vorsitz von G.Kohlmeier und H.Steiner – Redaktion: Wolfram Adolph, Arndt Hopfmann, Marion Kunze, Ulla Plener, Arnold Schölzel, Jörn Schürumpf – Einzelheft 6 €; Jahresabo im Inland 57 € incl. Versand, im Ausland 75 € – Redaktionsadresse: Weydingerstraße 14-16, 10718 Berlin

WIDERSPRUCH

Beiträge zur
sozialistischen Politik

47 / 2004

Agrobusiness – Hunger und Recht auf Nahrung

A.Roy: Der Weg nach Harsud

J.Ziegler: das tägliche Massaker des Hungers

S.Amin: Die neue Agrarfrage. Drei Milliarden Bäuerinnen und Bauern sind bedroht

M.Hochuli: Marktöffnung als Armutsbekämpfungsstrategie?

H.Melber: Die Landfrage im südlichen Afrika

B.Englert: Landrechte von Frauen in Afrika. Ein Blick auf die gegenwärtige Debatte

R.Schüssler: Frauen und das Recht auf Nahrung

A.Missbach: Lula und die Landlosenbewegung. Brasilien zwischen Binnenmarkt und Exportboom

Q.Hui: Chinas ländliche Bevölkerung und die Modernisierung

Ch.Wichterich: Das Livelihood-Konzept. Ernährungssicherung als entwicklungspolitischer Paradigmenwechsel – feministisch gesehen

Ch.Görg: Ökologischer Imperialismus. Ressourcenkonflikte und ökologische Abhängigkeiten in der neoliberalen Globalisierung

A.Brunnengräber u. M.Weber: Klimawandel als Krise gesellschaftlicher Naturverhältnisse

C.Heineke: Die umkämpfte biologische Vielfalt

T.Goethe: Hunger und das Scheitern der Agrogentechnologie

F.Polania Rodriguez u. B.Rimml: Nestlé in Kolumbien – nachhaltige Zerstörung

21. Jg. 2004

Herausgeber und Redaktion: R.Amsler, H.Aubert, P.Franzen, R.Graf, S.Howald, W.Schöni, U.Sekinger, T.Soiland, P.Ziltener. – Ersch. halbjährlich, Einzelheft 25 Fr./16 €; Jahresabo 40 Fr./27 € zzgl. Versand. – Redaktionsadresse: Postfach, CH-8026 Zürich. – vertrieb@widerspruch.ch, www.widerspruch.ch

Summaries

Hortense J. Spillers: »Democracy in America«: Notes of a Native Daughter Two Centuries On ...

In a fierce essay inspired by Toqueville and Baldwin, Spillers analyzes the state of democracy today. The outcome of 2004's presidential election in the US is just one aspect in this scheme, that Spillers explains not only by its emergence from the current political situation, manipulated media and malfunctioning voting machines. She delivers a clear-sighted explanation for corporate dominance and challenges the common belief of viewing the U.S. as a religious nation. The decline of democracy is examined in the light of the history of a right wing political project that got started in the sixties and is now coming to its peak.

Jan Rehmann: Is Postmodernism Anti-American? Richard Wolin's Expropriation and Transvaluation of Leftist Critiques

Richard Rorty misses the point when he criticizes Wolin's *The Seduction of Unreason* (2004) for »digging up the dirt« of Postmodernism's forerunners like Nietzsche, C.G. Jung, and Gadamer, Bataille or Blanchot. In fact, it is difficult to deny that Wolin's »intellectual genealogy« uncovers some significant affinities between reactionary traditions of Counter-Enlightenment and Postmodernist theories. The flaws of his analysis lie elsewhere: Wolin systematically expropriates leftist critiques of Counter-Enlightenment philosophy and exploits them for the purpose of his »normative« condemnation of a German and even European »Sonderweg«, marked by »Anti-Americanism«. Founding his criticism in Western and American »liberal values«, he lumps together leftist and right wing objections to liberalism, and fails to realize the connections between Postmodernism and the ideologies of Neoliberalism. Staging an »American« trial against a »European spirit« has nothing to do with a serious critique of Postmodernist theories.

Dieter Boris, Anne Tittor: The »Piquetero« Movement in Argentine

During the deepest crisis in Argentine history, the poverty rate surpassed the 50 % level, and the unemployment rate almost reached 25 %. In December 2001, the elected president had to resign, forced by strong social movements and a popular rebellion. The piquetero movement as a reaction to the huge problem of unemployment plays a pivotal role in the social protests of the last years. The essay evaluates the specifics of the piquetero phenomenon, its perspectives and importance for the development of the Argentine left.

Hanna Behrend: »I've got out at last and I've pulled off most of the paper, so you can't put me back!« Twofold Resistance in *The Yellow Wallpaper*

Prominent among the women who rebelled against their status in society during the last decades of the 19th century was the American feminist writer Charlotte Perkins Gilman (1860-1935). In *The Yellow Wallpaper* (1892) she attacked a prominent neurologist's »rest cure« to which she was, herself, exposed to, when suffering from

postpartum depression after the birth of her daughter. The imagery of the yellow wallpaper in the nursery and creeping women the protagonist believes are trying to escape from behind it, are powerful symbols appealing to women not to suffer the oppression of a middle-class marriage.

Frigga Haug: Without reason, nothing can be done

F. Haug's analysis of Charlotte Perkins Gilman's *The Yellow Wallpaper* is methodically inspired by Brecht's »Materialästhetik«, »discourse analysis« and Derrida's concept of »deconstruction«. Instead of simply following the traces of meaning, she examines the author's production: how she merges together social and common sense material in a process of sense-making. This approach, which Haug also uses in her memory work, enables the readers to identify the prevalent zeitgeist and to recognize themselves as objects and subjects of production of meaning.

Annette Kuhn: Christa Wolf's »Kindheitsmuster« – Reflections in the Spiral of Time

By analyzing the development of the child Nelly in Nazi Germany in Christa Wolf's *Kindheitsmuster* (Childhood Patterns), the essay reflects on the possibilities of redefining female resistance within a feminist view of history. It also deals with the relationship between Christa Wolf and Anna Seghers and thereby demonstrates the need to transform the patriarchal framework.

Stefanie Schäfer-Bossert: Haraway's Cyborgs: Figures for Living within Contradictions

Cyborgs, as a metaphor, are not simply negative or frightening figures. The concept rather allows to resist demonization of techno sciences. By handling identities as something full of fractures and contradictions, it makes possible to avoid the traps of naturalism without negating difficulties. Finally the article gives an outlook on Haraway's Companion Species Manifesto from 2003.

Barbara Epstein, Joan Acker, Hester Eisenstein: »What Happened to the Women's Movement?« – A Controversy

Epstein seeks the cause for first wave feminism's decline in the narrowing of political coalitions, whereas today's weaknesses result from a separation of activism and academia and misrepresentation of feminism by the latter. She criticises feminist organisations for having become major bureaucracies and having succumbed to an increasingly unfettered capitalism and its individualistic values. Epstein emphasizes the need to develop a radical feminist perspective and regain the grip on a vision of a better world. According to Joan Acker's criticism, Epstein neglected the socio-historical context of a general backlash. The decline of second wave feminism can only be understood when taking the economic restructuring and political shifts into consideration. Hester Eisenstein rejects Epstein's harsh critique of academic feminism and sketches the broad issues of feminist activism today. In a final statement, Epstein shares the necessity to address the decline of feminism in the context of the ongoing process of the polarization of wealth and power. But she maintains and reinforces critique of academic feminism.

Soziale Bewegung und Politik

Karl, Michaela, <i>Rudi Dutschke. Revolutionär ohne Revolution</i> (Andreas Diers)	130
Lang, Miriam (Hg.), <i>Salsa Cubana – Tanz der Geschlechter. Emanzipation und Alltag auf Cuba</i> (Bodo Niendel)	131
Holz, Klaus, <i>Nationaler Antisemitismus. Wissenssoziologie einer Weltanschauung</i> (Urs T. Lindner)	133
Haury, Thomas, <i>Antisemitismus von links. Kommunistische Ideologie, Nationalismus und Antisemitismus in der frühen DDR</i> (Urs T. Lindner)	133

Ökonomie

Ipsen, Dirk, u. Jan C. Schmidt (Hg.), <i>Dynamiken der Nachhaltigkeit</i> (Edgar Göll)	135
Brand, Ulrich, u. Christoph Görg, <i>Postfordistische Naturverhältnisse</i> (Corinna Heineke)	137
Simmons, Luise (Hg.), <i>Welfare, the Working Poor, and Labor</i> (Mario Candeias)	138
Gerntke, Axel, Werner Rätz, Claus Schäfer u.a., <i>Einkommen zum Auskommen</i> (Iris Nowak)	140

Geschichte

Davis, Mike, <i>Die Geburt der Dritten Welt – Hungerkatastrophen und Massenvernichtung im imperialistischen Zeitalter</i> (Guido Speckmann)	141
Keßler, Mario, <i>Arthur Rosenberg. Ein Historiker im Zeitalter der Katastrophen (1889-1943)</i> (Jens Becker)	143
Grundmann, Siegfried, <i>Felix Bobek. Chemiker im Geheimapparat der KPD (1932-1935)</i> (Manfred Behrend)	144
Klundt, Michael (Hg.), <i>Heldenmythos und Opfertaumel. Der Zweite Weltkrieg und seine Folgen im deutschen Geschichtsdiskurs</i> (Marcus Meier)	145
Agethen, Manfred, Eckhard Jesse, u. Erhart Neubert (Hg.), <i>Der missbrauchte Antifaschismus. DDR-Staatsdoktrin und Lebenslüge der deutschen Linken</i> (Nina Knirsch)	146

Buchhandlungen, die das Argument-Verlagsprogramm führen

Augsburg	Probuch, Gögginger Straße 34 (0821/579173)
Berlin	Argument-Buchladen, Reichenberger Straße 150 (030/611 39 83) Motzbuch, Motzstraße 32 (030/2115958) Schleichers Buchladen, Königin-Luise-Straße 40/41 (030/841902-0) Schwarze Risse, Mehringhof - Gneisenaustraße 2a (030/6928779)
Bielefeld	Eulenspiegel Buchladen, Hagenbruchstraße 7 (0521/175049)
Bremen	Buchladen im Ostertor, Fehrfeld 60 (0421/785 28)
Düsseldorf	BiBaBuZe, Aachener Straße 1 (0211/34 00 60)
Essen	Heinrich-Heine-Buchhandlung, Viehofer Platz 8 (0201/820700)
Esslingen	Provinzbuch, Küferstraße 26 (0711/352738)
Frankfurt/M	Unibuch, Jügelstraße 1 (069/775082) Karl Marx Buchhandlung, Jordanstraße 11 (069/778807) Herbert Bärsch Nachf. GmbH, Hostatostr./Albanusstr. 29 (069/314032-0)
Freiburg	Jos Fritz, Wilhelmstraße 15 (0761/26877)
Göttingen	Buchladen Rote Straße, Nikolaikirchhof 7 (0551/42128)
Hamburg	Heinrich Heine Buchhandlung, Schlüterstraße 1 (040/441133-0)
Hannover	Annabee, Gerberstraße 6 (0511/1318139)
Heidelberg	Buchhandlung Schöbel & Kube, Plöck 65 (06221/26036)
Hildesheim	Amei's Buhecke, Goschenstraße 31 (05121/34441)
Kassel	ABC Buchladen GmbH, Goethestraße 77 (0561/777704)
Kiel	Zapata Buchladen GmbH, Jungfernstieg 27 (0431/93639)
Köln	Der Andere Buchladen, Zülpicher Straße 197 (0221/416325)
Konstanz	Buchladen zur Schwarzen Geiss, Am Obermarkt 12 (07531/15433)
Mainz	Cardabela, Frauenlobstraße 40 (06131/614174)
Marburg	Roter Stern GmbH, Am Grün 28-30 (0542/24787)
München	Basis-Buchhandlung, Adalbertstraße 41b-43 (089/2723828)
Münster	Buchhandlung Rosta, Aegidiistraße 12 (0251/449026)
Neckartenzlingen	Buch Weiss, Hauptstraße 4, (07127/21328)
Nürnberg	Buchhandlung Libresso, Bauerngasse 14 (0911/225036)
Oldenburg	Buchhandlung Carl v. Ossietzky, Markt 24 (0441/13949)
Reutlingen	Jakob Fetzer, Georgenstraße 26 (07121/239080)
Schweiz	Basel Buechlade, Theaterpassage Theaterstraße (7 061/2718404) Bern Buchhandlung Candinas, Münsterergasse 41 (031/3121285)
Österreich	Wien Buchhandlung Winter, Landesgerichtstr. 20 (0043/1 - 405 12 34)
Niederlande	Utrecht De Rooie Rat, Oudegracht 65 (031-30-2317189)

Frauenbuchläden, die das Argument-Frauenprogramm führen

Augsburg	Frauenbuchhandlung Elisara, Schmiedgasse 11 (0821/154303)
Bochum	Frauenbuchladen Amazonas, Schmidtstraße 12 (0234/683194)
Bremen	Hagazussa, Friesenstraße 12 (0421/74140)
Düsseldorf	Frauenbuchladen, Becherstraße 2 (0211/4644050)
Göttingen	Laura GmbH, Burgstraße 21 (0551/47317)
Hamburg	Frauenbuchladen, Bismarckstraße 98 (040/4204748)
Kassel	Frauenbuchladen Aradia e.V., Pestalozzistraße 9 (0561/17210)
Köln	Rhiannon, Moltkestraße 66 (0221/523120)
Leipzig	Frauenbuchladen Tian, Könnerritzstraße 92 (0341/4797475)
Mannheim	Frauenbuchladen Xanthippe, T3, 4 (0621/21663)
München	Lillemor's Frauenbuchladen, Bärerstraße 70 (089/2721205)
Nürnberg	Frauenbuchladen, Innerer Kleinreutherweg 28 (0911/352403)
Tübingen	Frauenbuchladen Thalestris, Bursagasse 2 (07071/26590)
Schweiz	Zürich Frauenbuchladen, Gerechtigkeitsgasse 6 (01/2026274)
Österreich	Wien Frauenzimmer, Lange Gasse 11 (0222/4068678)